BIBLOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

MDCCCXC

Aus der Bibliothek
von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die Annoncenexpedition von **August Scherl**, G. m. b. H., **Berlin SW. 12**, Zimmerstrasse 37/41, sowie in deren nachstehenden Filialen: **Breslau**, Schweidnitzerstrasse, Ecke Carlsstrasse 1; **Cassel**, Obere Königstrasse 27; **Dresden**, Seestrasse 1; **Düsseldorf**, Schadowstrasse 59; **Elberfeld**, Herzogstrasse 38; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstrasse 39; **Köln a. Rh.**, Hohestrasse 145; **Leipzig**, Petersstrasse 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstrasse 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Königstrasse 33/37; **Stuttgart**, Königstrasse 11, sowie durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart ○ Berlin ○ Leipzig.

In obigem Verlage erschien:

Ausführliches Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs.

Auf Grund der im Deutschen Reich, in Österreich und der Schweiz amtlich vorgeschriebenen Regeln bearbeitet von

K. Erbe,

Rektor des Kgl. Gymnasiums in Ludwigsburg.

In dauerhaftem Einband Preis M. 1.50.

Erbes Wörterbuch der deutschen Sprache ist bestimmt, als zuverlässiges und ausführliches Nachschlagebuch für die Anwendung der neuen Rechtschreibung am Schreibtisch, im Kontor und Geschäft, in Schule und Haus zu dienen. Es enthält außer den neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen

rund 50,000 Wörter,

es ist ein Handbüchlein deutscher Wortkunde und erklärt alle Fremdwörter. Somit darf es wohl als das umfassendste Handwörterbuch der neuen deutschen Rechtschreibung gelten. Dank seiner überaus gründlichen, die Ergebnisse langjähriger Forschung und Erfahrung in sich schließenden Bearbeitung, ferner infolge der sehr zweckentsprechenden, das Nachschlagen erleichternden Anordnung und der guten Ausstattung wird sich **Erbes Wörterbuch** als praktisch und unentbehrlich erweisen für alle, welche sich mit der neuen Rechtschreibung mühelos vertraut machen wollen.

Man verlange ausdrücklich **Erbes Wörterbuch.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

Natur- reinheit garantiert.

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

ZIEGLER & GROSS, **Konstanz 59,** Baden, u. **Kreuzlingen,** Schweiz.
Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine
Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.
ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.

Illustr. Preisliste gratis und franco.

Unentbehrlich für jede Küche!

Gemüse- und Fruchtschneider „Multiplex“
zur Bereitung von **„Pommes frites“,** sowie zum Buntschneiden von allen Früchten wie Aepfel, Birnen, Rüben, Sellerie u. s. w.
Seit Dezember ca. **3000** Stück versandt.
Preis Mk. **1.50** pro Stück **ohne Porto.**

W. J. SCHMITZ, ISERLOHN

Neuheiten-Vertrieb.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

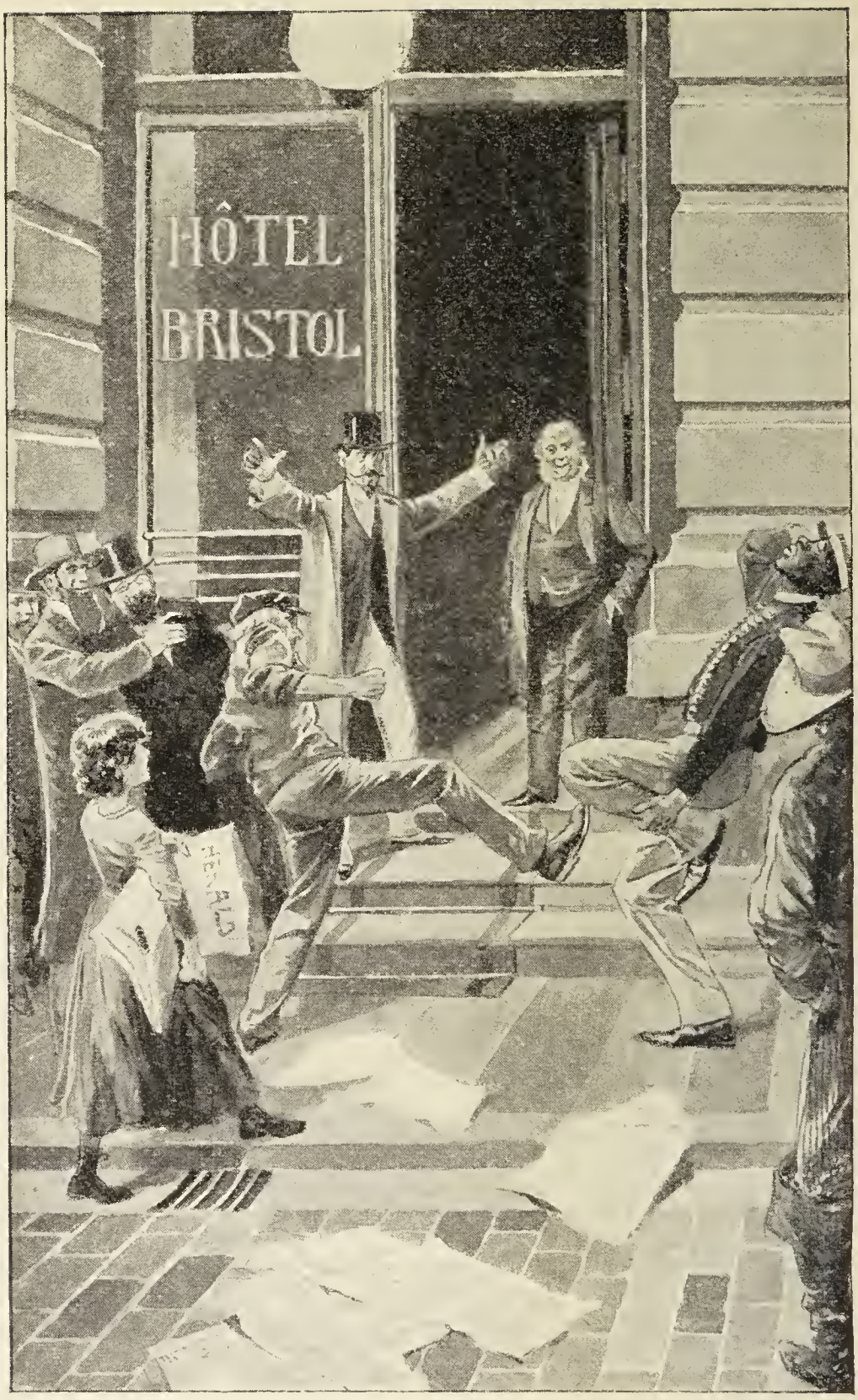
Albführer.

Wanderungen durch die Schwäbische Alb nebst Hegau und Randen.

Von **Julius Wais.** Mit 20 ein- und mehrfarbigen Kartenbeilagen. Gebunden Preis 2 Mark 20 Pf.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Schmuck der Operettensängerin“ von Gerd Harmstorf. (S. 77)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1903 · Elfter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Am Verlobungstage. Kriminalroman von Auguste Groner (Fortsetzung) 7

Der Schmuck der Operettensängerin. Eine Zeitungsjungengeschichte von Gerd Harmstorf 67
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Am russischen Kaiserhofe. Bilder aus dem häuslichen Leben des Zaren. Von H. Wolffram 92
Mit 12 Illustrationen.

Ihr Vater. Novelle von Emma Merk 107

Allerlei Giftschlangen. Schilderung aus dem Tierleben. Von R. F. Hermann 166
Mit 9 Illustrationen.

Amor im Kontor. Humoreske von Friedrich Thieme . . 181

Ein Ausflug nach Meran. Wanderbilder von Th. v. Wittembergk 198
Mit 12 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Emma Haushofer-Merk 214
Mit Porträt.

Das Ende der Luftschiffahrt 216

Neue Erfindungen:

I. Apparat zur Bereitung von Pommes frites . . 220
Mit Illustration.

II. Patent-Manschettenhalter 221
Mit Illustration.

Seite

Die Leiche im Kerker 222
Eiserne Rationen 224
Der „Stock in Eisen“ in Wien 226
Mit Illustration.
Ein Prinz als Goldgräber 228
Europäische Götzenfabriken 229
Gemeinsame Hauswirtschaft 230
Die spiritistischen Schiefertafeln 232
Mit Illustration.
Der zusammengesetzte General 235
Ein Gelübde 236
Kerzenstärken 237
Seltsamer Schmuck 237
Blumenfeindschaft 239
Ein trauernder Gatte 239
Boshafte Zustimmung 240
Alles geht schnell in Amerika 240

Am Verlobungstage.

Kriminalroman von Auguste Groner.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Stimmt denn alles bezüglich Ihrer Annahme? Zum Beispiel die Zeit, die König zur Ausführung all dessen brauchte, was da getan werden mußte?“ fragte Mühlheim.

„Mit der Zeit stimmt es schon,“ antwortete Durand, „wenn er von einem gut bespannten Wagen in der Nähe Ihres Hauses erwartet wurde, und wenn vielleicht Nadja ihn da erwartet hat, um ihn zur Tat zu drängen. Er verließ — es war noch nicht elf Uhr — Ihr Haus. Er konnte um halb zwölf Uhr in der Nähe des seinigen anlangen. Dann hatte er dreißig Minuten vor sich, um die nötige Unordnung herzustellen, das Fehlende an sich zu nehmen und die Rettungsgesellschaft anzurufen. Der Wagen, der — so nehme ich einstweilen an — ihn nicht vor, sondern nur in die Nähe seiner Wohnung gebracht, hatte vielleicht Nadja gleich zur Bahn geführt, denn sicherer war es

jedenfalls, wenn jedes allein an dem Abfahrtspunkt eintraf —"

„Aber der Kutscher, der da im Spiele war, der hätte sich doch schon gemeldet," warf der Kommerzienrat ein.

Durand entgegnete: „Muß es denn ein Wiener Kutscher gewesen sein? Und lehrt nicht Geld Schweigen?"

Mühlheim nickte. „Bitte, weiter!" sagte er.

Durand fuhr fort: „Nadja braucht ja gar nicht in Wien den Zug bestiegen zu haben. Die beiden trafen wohl überhaupt erst irgendwo auf der Strecke zusammen. Kurz, ich nehme einstweilen an, daß König bald nach zwölf Uhr auf seinem Rade wegfuhr. Von seiner Wohnung bis zu dem bewußten Tümpel fährt man in zweiundzwanzig Minuten. Ich habe diese Tour probeweise selber gemacht. Jenes Rad wurde, laut Aussage des Augenzeugen, versenkt, als Mitternacht längst vorüber war, und danach ging der Mann mit dem kurzen Pelzrock in der Richtung der Leopoldstadt weiter, das ist zugleich die Richtung, in welcher recht nahe beieinander zwei Bahnhöfe liegen, und vom Nordwestbahnhof geht ein Zug um acht Uhr zwanzig Minuten Morgens weg, und vom Nordbahnhof geht ein Zug um sieben Uhr fünf Minuten nach Norden."

„Ich verstehe," sagte Mühlheim. „Und nun denke ich auch schon, wie es recht wohl möglich ist, daß wir mystifiziert wurden."

Er hatte sich erhoben und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

Auch Durand war aufgestanden. „Nach dem Abendessen werde ich heute wieder Wiens Nachtleben studieren," sagte er lächelnd.

„So! Haben Sie in unserer Sache in der Stadt zu tun?" fragte der Kommerzienrat.

„Ich habe mir für zehn Uhr etliche unserer Leute bestellt. Vielleicht hat doch der eine oder der andere etwas zu berichten."

„Arbeiten diese Leute unter Ihrer Anleitung?"

„Auch unter der meinigen, wiewohl auch Herr v. Eichen mancherlei Verfügungen trifft. Es muß ja da von allen Seiten zusammengearbeitet werden."

„Ein merkwürdig kompliziertes Arbeiten."

„Ja, man muß an allerlei denken," gab Durand zu. „So war ich heute früh wieder bei jenem Tümpel."

„Ah!"

„Und da fiel mir etwas auf."

„Was denn?"

„In seiner Mitte etwa schwamm ein Stück Papier. Ein handtellergroßer, rosenroter Papierfetzen."

„Nun?"

„Dieses Stück Papier wird Ihnen, Herr v. Mühlheim, etwa vierzig bis fünfzig Gulden kosten."

„Wieso denn?"

„Sie waren so liebenswürdig, dem Herrn Oberpolizeirat v. Eichen gegenüber zu erklären, Sie würden gern die Kosten tragen, welche eventuell aus einer besonders eifrigen Verfolgung der vorhandenen Spuren erwachsen würden."

„Das halte ich natürlich aufrecht. Aber was hat das mit jenem schwimmenden Papierfetzen zu tun?"

„Er ist, wie gesagt, rosenrot."

„Nun, und —?"

„Im erbrochenen Schrank, aus welchem die Schmuckstücke gestohlen wurden, lagen — das erfuhr ich gestern von Frau Winter, der nachträglich immer noch allerlei einfällt — lagen also etliche am 3. März abgelieferte Wäschestücke, die — wie auch sonst immer — in rosenrotes Papier eingeschlagen waren."

„Es gibt viel rosa Papier in Wien.“

„Sehr viel. O ja — selbst so glänzendes, nach vielen Stunden Naßseins immer noch so glänzendes Papier gibt es gewiß auch in ungeheuren Mengen in Wien. Aber in einem Wassertümpel, in den ein vielleicht Flüchtender sein Rad versenkt, fällt solch ein Papierstreifen doch auf, wenn man vorher erfahren hat, was mir Frau Winter bezüglich der Wäsche des Doktors erzählte, und wenn man bestimmt weiß, daß solch ein rosenfarbenes Paket nach dem Einbruch sich nicht mehr in dem Kasten befand.“

„Hat das der Dieb also auch mitgenommen?“

„Die Wäschestücke nicht. Die sind noch alle vorhanden, wohl aber das weiche und doch recht widerstandsfähige Papier. Dieses fand sich wenigstens in dem Schrank nicht mehr vor.“

„Ah!“

„Ich weiß es seit heute früh ganz bestimmt.“

„Sie waren auch noch einmal in Königs Wohnung?“

„Ja. Ich habe mir auch noch einmal die Staubspuren auf dem Sitz des Vorzimmersofas angesehen. Die mag jemand hinterlassen haben, der sich die Beinkleider, die ihn beim Radfahren genierten, „drosselte“ und dabei den Fuß auf den Sofasitz stellte. Königs Hosenspangen fehlen nämlich auch. Nun aber wieder zu dem ebenfalls verschwundenen Papier. Sehen Sie, Herr Kommerzienrat, weil auch das fort ist, hat heute früh das Papierstückchen, welches auf dem Tümpel schwamm, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.“

„Jetzt begreife ich,“ entgegnete Mühlheim lebhaft. „Aber,“ fuhr er fort, „sahen Sie es denn erst heute, am 6. März, wenn es doch schon in der Nacht vom 3. auf den 4. dort verloren wurde?“

„In jener Nacht herrschte ein ziemlich starker Wind.“

„Nun eben darum —“

„Wenn einer außer dem Rade damals vielleicht auch noch ein Paketchen in jenen Tümpel warf — und der Mann im Pelzrock hat so etwas wie eine Wurfbewegung gemacht — wenn er also ein Paketchen hineinwarf, von dessen Hülle aus irgend einem Grunde ein Stück abriß, konnte der Wind dieses Stück gegen die Sträucher tragen, welche jenes Wasser teilweise einsäumen.“

„Das konnte geschehen,“ gab Mühlheim zu.

„Es sind auch Hartriegelsträucher darunter,“ sagte Durand.

„Die ihr Laub großenteils behalten,“ fiel Mühlheim ein.

„Die ihr Laub großenteils bis zum Frühling behalten,“ wiederholte Durand, „und zwischen deren vielen Stämmchen ein so biegsames Ding, wie solch ein Stückchen Papier es ist, sich so lange anklammert, bis ein neuer kräftiger Windstoß es wieder losreißt.“

„Und es weiterträgt.“

„Und es weiterträgt, zum Beispiel in den benachbarten Tümpel.“

„Auf dessen Grunde man vielleicht etliche Schmuckstücke finden könnte,“ setzte Mühlheim gespannt hinzu, dann legte er plötzlich seine Hand auf Durands Arm und rief: „Da muß man ja baggern.“

„Geschieht heute mittag,“ entgegnete ruhig der andere. „Ich sagte es Ihnen ja schon, Herr Kommerzienrat, das Stückchen Papier wird Sie vermutlich vierzig bis fünfzig Gulden kosten, denn —“

„Was gibt's?“ Mit diesen Worten wandte im selben Augenblick Mühlheim sich zur Tür. Dort stand Wilhelm.

„Ein Mann will Herrn Durand sprechen,“ meldete dieser.

„Wollen Sie ihn in Ihrem Zimmer empfangen?“ fragte Mühlheim.

„Gestatten Sie vielleicht, daß dies hier geschieht?“ lautete die Gegenfrage.

„Gern. Der Herr möge eintreten. — Sollte etwas Wichtiges entdeckt worden sein?“ bemerkte Mühlheim, als der Diener gegangen war.

„Vermutlich, denn nur für diesen Fall kommt man hierher.“

Draußen wurden Schritte laut, und einige Sekunden später betrat ein ältlicher, hagerer Mensch das Zimmer. Er sah ungemein harmlos aus, gab sich auch ein wenig unbeholfen. Er schloß Wilhelm vor der Nase die Tür zu, dann verbeugte er sich vor den beiden Herren.

„Sie sind's, Siebold!“ sagte Durand leise, und dabei horchten alle drei auf Wilhelms Schritte, die sich im Korridor draußen verloren.

„Ja, Herr Doktor —“ Siebold hielt ein wenig inne. Er hatte den warnenden Blick seines Vorgesetzten aufgefangen. Dann fuhr er unbefangen fort: „Der Klesing schickt mich her. Wir haben bis jetzt nur dieses gefunden.“

Dabei reichte er Durand etwas, das in ein Stückchen Zeitungspapier eingeschlagen war, und das er aus seiner umfangreichen Brieftasche genommen hatte.

„Gut,“ sprach Durand, „warten Sie unten auf mich. Sie haben doch einen Wagen?“

„Ja.“

Siebold ging.

„Er kommt von dem Tümpel,“ sagte Durand und trat zum Schreibtisch, wo er das Papier auseinanderschlug.

Herr v. Mühlheim stieß einen Ruf der Überraschung aus. Durand lächelte nur ein bißchen spöttisch.

Das, was jetzt in seiner Hand lag, war eine lange, schwere, goldene Uhrkette, an der ein Petschaft hing.

Es war ein Petschaft von recht altväterischer Arbeit. Das Material, daraus es angefertigt worden, war ein heller Amethyst. Es stellte einen stehenden Bären vor.

Und noch einen Gegenstand entnahm Durand dem Papiere, eine jener elastischen Metallklammern, wie sie die Radfahrer gebrauchen, wenn sie ein weites Beinkleid „drosseln" wollen.

Eine gute Weile schauten die beiden Herren auf die unter so seltsamen Umständen gefundenen Gegenstände, die ohne jeden Zweifel zu den aus Königs Wohnung entwendeten Dingen gehörten.

Dann löste sich aus Mühlheims Brust ein tiefer Atemzug, und während der Kommerzienrat Durands Hand ergriff und drückte, sagte er mit Betonung: „Herr Doktor, ich bewundere Ihren Scharfsinn. Jetzt bin ich natürlich vollkommen überzeugt davon, daß jede Ihrer Folgerungen richtig war."

„Ich aber, Herr v. Mühlheim, bin davon noch gar nicht überzeugt," entgegnete Durand gleichmütig. „Selbst dieser Fund beweist noch gar nichts; er zwingt mich jedoch, sofort aufzubrechen. — Und nun noch eins. Unser Gespräch und die Tatsache, daß man in jenem Donauarm gebaggert und diese Dinge gefunden hat, darf niemand bekannt werden."

„Auch nicht Edwine?"

„Auch mit Ihrer Fräulein Tochter sollen Sie nicht darüber reden, so wie überhaupt kein Detail der Voruntersuchung bekannt gemacht werden darf."

„Sie fürchten, daß Edwine nicht schweigen kann?"

„O, das Fräulein kann schweigen," entgegnete

Durand, und ein flüchtiges Lächeln glitt über sein hübsches Gesicht.

„Aber Colmar kann ich's wohl sagen? Er weiß doch so viel von dieser Sache."

„Auch Herr Colmar darf nicht mehr davon erfahren, als eben alle Leute wissen," entschied Durand, und seine in unbewachten Augenblicken sehr ausdrucksvollen Züge verrieten deutlich, daß diesem Herrn Colmar seine Sympathien nicht gehörten.

„Also nicht. Ich werde schon andere Themata bei Tische finden," sagte Mühlheim lächelnd. „Und nun adieu, Herr Doktor!"

Er betonte diesen Titel ganz besonders.

Zehntes Kapitel.

Durand zog seinen Winterrock an, nahm den Hut und schickte sich an, das Haus zu verlassen. Man hatte ihm sowie auch Colmar ein Zimmer im zweiten Stockwerke angewiesen. Es lag gegen den Garten zu, und auch das Fenster des Korridors, den er jetzt betrat, hatte die Aussicht auf den in der Tat jetzt prächtig aussehenden Park. Durand hielt sich ein wenig bei diesem Fenster auf. Er tat, als ob er in den Garten hinunterschaue, und er sah ja auch wirklich hinab, aber er beachtete die winterliche Schönheit nicht, welche sich da vor ihm hin breitete. Von seinen Sinnen war jetzt nur sein Gehör so recht beschäftigt.

Im unteren Stockwerke redete Edwine mit einer Dienerin. Er hoffte, jene noch sprechen zu können, ehe er ging. Er hatte sie seit dem gestrigen Abendessen nicht mehr gesehen. Ach, Herrn v. Eichens Arrangement hatte ihm bislang noch nicht zu einem ausgiebigen Zusammensein mit der Geliebten verholfen!

Jetzt aber, jetzt neigte sich das da unten geführte Gespräch dem Ende zu. Durand ging schnell die Treppe hinunter. Er summte — die Dienerin, die das auch hörte, fand es recht unpassend — ein Liedchen vor sich hin. Edwine, die wußte, was das zu bedeuten habe, urteilte schon milder darüber. Jedenfalls sandte sie das Mädchen fort und beeilte sich so wenig, wieder in ihr Zimmer zurückzukehren, daß Durand sie noch im Korridor traf.

Sie reichten einander die Hände und sahen so strahlend dabei aus, als ob alles eitel Glück und Sonnenschein wäre.

„Du gehst? Du bleibst nicht bei Tisch?“ fragte Edwine.

„Leider muß ich fort. Wo warst du denn? Während ich mit deinem Vater sprach, hoffte ich immer, du würdest eintreten. Hast wohl gar nicht gewußt, daß ich im Hause war?“

„Doch. Ich hab's gewußt. Lena und ich standen am Fenster, als du kamst. Aber kann ich sie denn allein lassen?“

„Wo ist Colmar?“

„Mir scheint gar, du bist eifersüchtig?“

„Leistet er euch oft Gesellschaft?“

„Ich sorge schon dafür, daß es nicht zu oft geschieht. Kannst mir's glauben, es ist mir recht peinlich, daß Papa ihn ins Haus lud.“

„Malt er denn wirklich, oder kam er einzig deinethalben?“

„O nein, Herr Untersuchungsrichter!“ scherzte Edwine. „Einzig und allein um meinetwillen kam er sicherlich nicht. Er skizziert viel und bringt manche Stunde im Garten zu. Das muß man ihm lassen,“ setzte sie, wieder ernster geworden, hinzu, „Ehrgeiz besitzt er, und ernst nimmt er's mit seiner Kunst.“

„Mir scheint, du schwärmst wenigstens in dieser Beziehung für ihn," sagte Durand unruhig.

Er bekam keine Antwort darauf. Edwine bedeutete ihm Schweigen und wies nach dem oberen Stockwerke. Von dort kam jemand herunter.

„Also amüsieren Sie sich recht gut," sagte Edwine und reichte Durand die Hand.

Nur das hörte und nur das sah der, welcher die Stiege herunterkam.

Es war Colmar, der die beiden ein wenig steif begrüßte.

„O, Sie sehen aber gar nicht gut aus," sagte Durand zu ihm.

Es verhielt sich tatsächlich so. Colmar war ein wenig bleich, und seine Augen glänzten, als habe er Fieber.

„Erkältet habe ich mich. Es ist hoffentlich ohne Bedeutung," entgegnete er und wollte mit einer Verbeugung an den beiden vorübergehen.

„Sie haben sich ja auch die Hand verletzt," rief Edwine. „Wie ist denn das geschehen?"

Colmar erhob ein wenig die rechte Hand. Auf ihrer inneren Fläche klebte ein Heftpflaster. Es war ein fleischfarbenes Heftpflaster. Man merkte es kaum.

„Ah, das ist auch nichts Besonderes, mein gnädiges Fräulein," sagte er lächelnd. „Als ich gestern meines Umzuges wegen in meinem Farbenkasten kramte, habe ich mich geritzt. Morgen ist alles wieder gut."

Er hatte eine wirklich liebenswürdige Art, über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens hinwegzugleiten, und machte sich sichtlich gar nichts daraus, in dieser Beziehung für interessant zu gelten.

Das gefiel Durand, der ihn für ein wenig geckenhaft gehalten hatte.

Er empfahl sich deshalb freundlicher von ihm, als er selber es vor einer Minute noch für möglich gehalten hätte, küßte mit wohl verborgener Innigkeit Edwinens Hand und ging.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später befanden sich Durand und Frau Winter in Königs Vorzimmer.

„Ja, die Hosenspangen fehlen auch," sagte soeben die alte Frau, „der Herr Doktor hat sie immer auf einen Nagel des Kleiderständers gehängt, aber jetzt sind sie auch nicht da. — Was tun Sie denn?" fragte sie dann verwundert.

Durand hatte den einen Fuß auf das grüne Ripssofa gestellt. Jetzt hatte er beide Füße auf den Dielen und neigte sich über das Sofa.

„Was sehen Sie denn da?" fragte er gemütlich.

„Drei Staubspuren."

„Ich habe aber nur einen Fuß dahingestellt, und die anderen Spuren sind mindestens seit der Nacht des 4. März hier, da habe ich sie schon gesehen."

„Bis nach Mittag am 3. März waren sie noch nicht da," erklärte mit Bestimmtheit Frau Winter, „denn da habe ich — so gegen sieben Uhr, wie der Herr Doktor schon fort war — alles zum Schlafengehen hergerichtet und nachgeschaut, ob alles in Ordnung ist. Und weil auf diesem Sofa verschiedenes Gewand gelegen ist, hab' ich das ausgeputzt und hab' auch das Sofa und die Tischdecke gebürstet. Also am 3. März gegen sieben Uhr waren da keine Trittspuren."

„Die werden erst gegen zwölf Uhr Nachts entstanden sein," sagte Durand, „denn um diese Zeit ist einer oder sind vielleicht auch zwei zu Rad von hier weggefahren, und zwei Füße sind nacheinander hier hinaufgestellt worden."

„Und der Betreffende hat sich die Spangen angelegt," vollendete Frau Winter.

Durand nickte: „So wird es vermutlich gewesen sein. Es haben etliche Herren solche Gewohnheiten."

„Der Herr Doktor hat sie auch gehabt."

„Na, sehen Sie, liebe Frau. Wir werden uns kaum irren in unserer Annahme. Hatte der Herr Doktor solche Klammern?" Er zeigte ihr die Spange, die man beim Baggern gefunden hatte.

„Ganz genau solche. Ich könnt' schwören —"

„Schwören Sie nicht. Es verlangt's niemand, und überdies gibt es jedenfalls viele Tausende von solchen Klammern, die genau so aussehen wie diese. — So, und jetzt adieu, liebe Frau!"

Gleich danach umfing wieder Stille und Einsamkeit das jetzt so unheimliche Haus. —

Bei Herrn v. Eichen fand Durand schon Klesing, der knapp vor ihm in des Oberpolizeirats Bureau eingetroffen war, um noch einen Fund daselbst abzugeben.

Dieser bestand in dem ebenfalls abhanden gekommenen und von Frau Winter beschriebenen silbernen Armbande, welches König in seinen jüngeren Tagen getragen hatte.

Von den kleineren Gegenständen war nichts zu Tage gefördert worden. Diese hatte wohl das Wasser weggespült, oder sie hatten sich noch tiefer in den weichen Schlamm eingewühlt, was ja sowohl in Bezug auf die Krawattennadeln als auch auf den Manschettenknopf leicht erklärlich war.

Herr v. Eichen und Durand bestimmten, daß von einem weiteren Baggern einstweilen abzusehen sei, und Klesing wurde entlassen.

Mehr als diese, allerdings sehr wichtigen Funde

hatte der 6. März indessen nicht zu Tage gefördert. Von der Berliner Fabrik, aus welcher das versenkt gewesene Fahrrad stammte, war ein Telegramm eingelaufen. Es hieß darin, daß das Rad, welches, wie angegeben, die Fabriknummer 3495 trage, vor drei Jahren, am 16. April 1881, in der Hauptniederlage der Fabrik von einem Herrn gekauft worden sei, der es bar bezahlt und sogleich mitgenommen habe. Den Namen des Käufers habe man nicht in das Geschäftsbuch eingetragen.

Diese Nachricht war enttäuschend. Sie brachte keine Gewißheit für den Verdacht, daß das aus dem Tümpel gehobene Rad König gehört habe, und man wußte also über dieses wichtige Moment noch immer nichts Bestimmtes.

Ganz sicher aber war, daß dieses Rad mit dem Verschwinden Königs in engem Zusammenhange stand, denn der, welcher es hatte verschwinden lassen, der hatte auch die in Königs Wohnung fehlenden Schmuckstücke in den Tümpel geworfen.

„Ein Raubmord also und ein Diebstahl gewöhnlicher Art sind ausgeschlossen," sagte Herr v. Eichen, als sein junger Freund das Berliner Telegramm hinlegte.

„Und damit auch ein Einbruch aus habsüchtigen Motiven," fuhr Durand fort, „denn wer ohne verfolgt zu sein — und verfolgt wurde ja der Mann mit dem Pelzrock nicht — seinen Raub wieder wegwirft, der hat sich nicht aus Gründen der Habsucht den fremden Besitz angeeignet. Es hat sich für diesen Mann also nur darum gehandelt, den Schein zu erwecken, daß ein Einbruch geschehen sei."

„Und im Anschluß daran ein Mord," setzte Herr v. Eichen hinzu.

„Ja — auch ein Mord," sagte in auffallend zerstreutem Tone Durand.

Der Oberpolizeirat schaute verwundert auf ihn. Durand bot aber auch einen sonderbaren Anblick. Er veränderte ein paarmal jäh die Gesichtsfarbe und starrte dabei verwundert auf seine rechte Hand. Auf deren innerer Fläche war ein kleiner violetter Fleck zu sehen, ein schon halb verwaschener, kleiner violetter Fleck.

Es mochte ein Tintenklecks sein. Jedenfalls bot er für einen vernünftigen Menschen keine Ursache, wegen seines Anblicks die Farbe zu wechseln und so traumverloren auf ihn hinzustarren, wie Durand es tat.

Er hatte sich denn auch rasch wieder gefaßt. Die Röte freilich, die jetzt bis zu seinen Schläfen emporgestiegen war, die blieb noch eine gute Weile dort, und auch das Unstete seines Blickes verriet, daß er seine Gedanken von irgend etwas ganz Absonderlichem noch nicht völlig hatte losreißen können; aber er konnte doch wenigstens schon über sein Gebaren lachen, war sich also dieser Absonderlichkeit bewußt.

„Nicht wahr, Sie wundern sich, daß ich so außer mir geraten konnte, weil ich da etwas auf meiner Hand entdecke, das nicht hingehört?" sagte er zu Herrn v. Eichen, der ihm still lächelnd in die gar so merkwürdig flimmernden Augen sah.

Weil aber der alte Herr ihm nicht antwortete, fuhr er hastig fort: „Ich habe nämlich mit dieser beschmutzten Hand gestern abend bei Mühlheims und zwar in Gegenwart Edwinens und ihrer Schwester bei Tische gesessen."

„Das konnte Sie so außer Fassung bringen?" In Herrn v. Eichens Stimme klang etwas wie Unglauben mit.

„Wenn die Damen es bemerkt haben!" sagte Durand, und sein alter Freund wunderte sich heimlich über den

entschieden forschenden Blick, der ihn während dieser Worte aus den Augen Durands traf.

Er begriff dessen Verhalten nicht.

„Beruhigen Sie sich," sagte er ein wenig verdrossen, „wer hätte denn den Fleck sehen können?"

„Das dachte ich mir soeben auch," antwortete Durand, wieder in seiner gewöhnlichen Weise, aber er atmete danach tief auf, und in seinen Augen war ein merkwürdiges Aufblitzen.

Herr v. Eichen erhob sich, ging ein paarmal langsam durch das Zimmer, dann blieb er vor Durand stehen und sagte, beide Hände gemütlich in die Taschen seines Beinkleides steckend und sich auf den Fersen wiegend: „Mein lieber Doktor, worüber spintisieren Sie denn eigentlich? Was für ein neuer Gedanke hat Sie da soeben gepackt?"

Durand strich sich über die Stirn. Wieder stieg ihm das Blut ins Gesicht. Er schaute eine Weile vor sich hin, dann schüttelte er den Kopf — und war nun ganz Verlegenheit.

Endlich sagte er leise: „Ich kann noch nicht reden. Vielleicht ist's barer Unsinn, woran ich denke. Bis jetzt habe ich ja so gut wie gar keinen Anhaltspunkt für meine neue Vermutung, und — ich möchte mich nicht gern blamieren, am wenigsten vor Ihnen, mein verehrter Freund und Gönner."

Dabei lächelte er zerstreut und griff nach seinem Hut.

Wieder fuhr er sich über die Stirn, und wieder huschte eine dunkle Röte über sein Gesicht. „Bezüglich Nadjas und Alexins ist nichts eingelaufen?" fragte er.

Da klopfte der alte Herr ihn auf die Schulter und sagte ein wenig spöttisch: „Daß Sie trotz Ihrer neuen Idee doch noch an die beiden denken! — Nein, über

diesen schwebt auch jetzt noch tiefes Dunkel. Aber — wohin wollen Sie denn so eilig?"

„Darf ich es Ihnen morgen erst sagen?"

„Meinetwegen. Aber ich habe mich schon darauf gefreut, heute mit Ihnen zur „Pfeife"*) zu gehen."

Durand zog die Uhr. Es war nahe an acht. „Vielleicht komme ich noch hin," sagte er hastig, drückte kräftig seines alten Freundes Hand und war schon draußen.

Herr v. Eichen blieb noch lang auf der Stelle stehen, wo er gestanden, als der Doktor hinausstürmte. Jetzt war das Nachsinnen über den alten Herrn gekommen.

Endlich fuhr auch er sich über die Stirn und sagte alsdann laut etwas vor sich hin. Er brummte: „Jetzt hat er eine Spur gefunden."

Danach ging Herr v. Eichen noch lange in seinem Zimmer auf und nieder und dachte über den seltsamen Fall und über das Gebaren seines jungen Freundes nach. Erst gegen halb neun Uhr verließ er sein Bureau und suchte sein Stammgasthaus auf.

— — — — — — — — — — — —

An der Ecke der Polizeidirektion bestieg Durand einen Fiaker. Der Wagen hatte schon nach etwa zehn Minuten raschester Fahrt sein Ziel erreicht. Es lag im vierten Bezirk, ganz nahe der Elisabethbrücke und der Wiedner Hauptstraße. Das Haus, vor welchem der Wagen anhielt, war eines jener Gebäude, deren Äußeres schon verrät, daß nur arme Leute darin wohnen.

Daß dies tatsächlich der Fall war, zeigte sich sofort. Das Halten eines Wagens mußte einen gewaltigen Eindruck auf etliche seiner Bewohner gemacht haben.

---

*) Ein altes Wiener Gasthaus.

Es öffnete sich zugleich eines der kleinen Fenster im ersten Stock und eine Ladentür.

Oben erschien der Kopf einer alten Frau und unten die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens im erhellten Rahmen.

„Ist's der Herr Doktor?" rief die alte Frau herunter, worauf die junge mit einer Verneinung antwortete.

Sie hatte den Passagier schon gesehen, der sich hatte hierher führen lassen. Durand war nämlich schon aus dem Wagen gesprungen und wies den Kutscher an, an der Ecke auf ihn zu warten.

Während die alte Frau, die vermutlich schon lange an dem Lager eines Kranken auf den Arzt wartete, enttäuscht das Fenster schloß, wandte Durand sich an das ihn sichtlich mit Wohlgefallen betrachtende Mädchen, das noch immer in der offenen Tür stand, hinter der ein einfacher Kaffeeschank sichtbar war.

„Bitte, Fräulein, können Sie mir sagen, ob Herr Colmar noch hier wohnt?"

Er zeigte dabei auf das hübsche, elegante Nachbarhaus, ein richtiges Alt-Wiener Familienhaus, wie es deren in den äußeren Bezirken noch zahlreiche gab, die freilich seither dutzendweise den vornehmen Zinspalästen weichen mußten, auf welche die Wiener heute so stolz sind.

Das hübsche Mädchen, es war die Kellnerin des kleinen Kaffeeschankes, zeigte sich sofort zu Auskünften bereit. „Gewiß wohnt er noch da," begann sie kokett, „das Haus g'hört ja dem Herrn v. Colmar."

Durand schaute zu den Fenstern des Hauses hinauf. „Er scheint jedoch nicht zu Hause zu sein," sagte er, „es ist ja da oben alles finster."

„Haben Sie ihm einen Besuch machen wollen?" fragte das Mädchen.

Durand nickte. „Was tu' ich denn jetzt?“ fragte er dann halblaut, wie zu sich selber sprechend.

„Vielleicht warten Sie bei uns drinnen auf ihn,“ lud das Mädchen den Herrn ein. „Seine Wirtschafterin ist nämlich auch nicht zu Hause.“

„So — so, und meinen Sie, daß die Frau bald heimkommt?“

„Ich weiß halt nicht.“

„Ich könnte ihr vielleicht auch mitteilen, was mich hierher führt.“

„Sie ist wahrscheinlich in eine Visit' 'gangen. Ich hab' sie wenigstens in großer Gala ausgeh'n seh'n.“

„Und wann pflegt Herr Colmar nach Hause zu kommen?“ erkundigte sich Durand, während er in das bescheidene Lokal trat.

Die Kellnerin war nun noch um einige Grade liebenswürdiger. „Was darf ich Ihnen bringen?“ erkundigte sie sich und kredenzte dem hier ganz ungewohnt eleganten Gast alsbald wirklich zierlich den von ihm verlangten Likör. „Ja, der Herr v. Colmar, wann der nach Hauf' kommt? Ja, das weiß ich erst nicht,“ gab sie naiv zu. „Aber schließlich, wenn man etwas sehr Wichtiges mit jemand zu reden hat, so wartet man halt, bis er kommt. Einmal muß er ja doch kommen.“

So plauderte sie, ihre hübschen Zähne zeigend und ihre feurigen Augen nicht übel gebrauchend.

„Ich habe nämlich geglaubt, Herr Colmar sei unwohl und deshalb sicher zu Hause zu treffen,“ log Durand.

Die Kleine schüttelte den hochfrisierten Kopf. „O nein,“ meinte sie mit großer Sicherheit, „der ist ganz gesund. Er ist fast keinen Abend zu Hause. Was möcht' er denn da auch tun — allein mit seiner alten Kathi. Er ist ja, glaub' ich, so gut wie Bräutigam,

und da geht er halt wahrscheinlich zu der Fräul'n Braut. Vor ein paar Tagen ist er erst gegen zwei Uhr in der Früh nach Hauf' 'kommen — da muß er auf einem Ball gewesen sein."

„War das nicht am Dienstag?" erkundigte sich Durand.

„Stimmt schon. Ja, am Dienstag war's. Ich hab' so arg Zahnweh g'habt, und die Marktleut' sind auch früher vorübergefahr'n, weil ja Markttag war, und so hab' ich wenig g'schlaf'n. Drum hab' ich g'hört, wie der Herr v. Colmar geläutet hat."

„Nun, sehen Sie, Fräulein. In jener Nacht war ich mit Herrn Colmar in einer Gesellschaft, und da ist mir etwas Unangenehmes passiert, und deshalb will ich ihn eben aufsuchen."

„Ja, was ist Ihnen denn passiert?" fragte höchlich interessiert das Mädchen.

„Er und ich hatten gleiche Überröcke, dunkle, kurze Pelzröcke, und die hingen nebeneinander, und da habe ich statt des meinigen den seinigen angezogen."

„Einen dunklen Pelzrock? Da sind S' aber auf'm Holzweg. Der Herr v. Colmar hat einen kurzen Pelzrock von Pfeffer- und Salzstoff, und außerdem hat er am Montag, wie er gegen Abend weggegangen ist, gar nicht diesen, sondern seinen hellen Überzieher angehabt."

„So? — Da muß ich also meinen Pelzrock mit dem eines anderen Herrn vertauscht haben."

„Freilich."

„Da hat mein Warten auch keinen Zweck mehr," bemerkte Durand, sich erhebend.

Fünf Minuten später fuhr er wieder der inneren Stadt zu. Es war neun Uhr, als er Herrn v. Eichen begrüßte.

„Nun?" sagte der, indem er dem merkbar sehr Herabgestimmten die Hand reichte.

„Ich bin nervös," antwortete Durand, während der Kellner ihm die Überkleider abnahm. „Ich sehe mehr, als zu sehen ist. Sie haben recht, mich vor dem „Mich verrennen" zu warnen. Und — lachen Sie mich immerhin aus. Ich bin ausgezogen, um vielleicht einen dunklen Pelzrock zu suchen, und habe einen hellen Überzieher gefunden."

Mit diesen in sehr ironischem Tone gesprochenen Worten setzte Durand sich zu dem alten Herrn, der in dieser Stunde wieder bewies, daß er ein gar liebes, gutes Herz besaß.

Des sehr niedergeschlagenen Durands Hand tätschelnd sagte er gemütlich: „Also auf einer falschen Spur sind Sie gewesen. Na, nur nicht verdrießlich werden deshalb, so ist es jedem von uns schon hundertmal gegangen. Die Phantasie spielt uns halt auch Streiche — der kühle Verstand lenkt alles wieder ins richtige Fahrwasser. Und jetzt, lieber Eugen, was essen wir denn? Ich denk', es wäre Zeit."

— — — — — — — — — — — —

Kurz vor Mitternacht kam Durand vor der Villa Mühlheim an. Er war mit dem Omnibus hinausgefahren, und der alte Wackelkasten hatte viel Zeit gebraucht, die allerdings ziemlich weite Strecke zurückzulegen, denn es herrschte ein tüchtiger Schneesturm. Von der Omnibushaltestelle bis zu der Villa hatte Durand sich zudem ein gutes Stück durch oft meterhohe Schneewehen kämpfen müssen, gerade deshalb aber hatte er das angenehme Gefühl wohligster Wärme und wohligster Frische zugleich, und dieses körperliche Empfinden hatte sich auch seiner Seele mitgeteilt.

Er hatte den Katzenjammer bereits abgeschüttelt, der ihn überkommen, weil er einen ihm unsympathischen Menschen, einer Winzigkeit, einer Winzigkeit und frei-

lich auch einer Lüge wegen durchaus mit der dunklen Affäre König hatte zusammenbringen wollen. Jetzt war er aber schon wieder so unbefangen, daß er sich der ganz ungewöhnlichen Schönheit einer Gruppe verschneiter, uralter Buchen erfreuen konnte, deren weitausladende Äste bis zur Ecke der Villa hinüberreichten, und unter denen tiefer Schatten herrschte.

Der Boden war dort nämlich schneefrei und stach deshalb wie dunkler Samt von der weißlichen Umgebung ab.

Durand hatte von Mühlheim einen Hausschlüssel erhalten. Er konnte also ohne Aufenthalt in sein derzeitiges Heim gelangen. Durch den tiefen Vorgarten schreitend, sandte er einen warmen Blick zu den Fenstern empor, hinter denen jetzt seine Liebste schlief, und war eben im Begriff, den Hausschlüssel zu gebrauchen, als er merkte, daß der eine Türflügel nur angelehnt war. Es führten drei Stufen zur Tür hinauf. Er stieg sie wieder herunter. Er wollte doch nachsehen, ob noch jemand außerhalb des Hauses sei. Vielleicht war noch jemand von der Dienerschaft im Garten. Der Kommerzienrat hatte Nachmittags angeordnet, daß die Rosenbäumchen des öfteren vom Schnee befreit werden müßten. Das geschah vielleicht eben jetzt wieder. Schneite es doch so dicht, daß die Last des Schnees den zarten Bäumchen natürlich nicht zuträglich sein konnte.

Durand arbeitete sich bis zur Ecke des Hauses. Richtig, da war jemand gegangen. Man sah noch ziemlich deutliche Fußspuren. Als Durand die Buchengruppe erreicht hatte, sprang gerade ein Mann vor ihm über die hohe Schneewehe, die sich an der Ecke der Villa gebildet hatte.

„Wilhelm, sind Sie's?“ rief Durand.

Er erhielt nicht augenblicklich Antwort. Der Mann, der den tüchtigen Sprung getan, stand schweratmend unter den Buchen. Auch Durand trat jetzt unter deren breites Dach.

„Ein famoses Wetter!“ sagte da der andere. „Ich habe mir die Zypressengruppe da drüben angesehen, die kommt morgen in mein Skizzenbuch.“

Herr Colmar atmete noch immer vernehmlich. Das war übrigens auch bei Durand der Fall. Sie hatten eben beide während ihrer nächtlichen Promenade tüchtig mit dem Sturm kämpfen müssen.

„Das heiße ich sich für seinen Gegenstand interessieren,“ erwiderte der etwas verwunderte Kriminalistartig.

Colmar mußte gerade recht arg husten. Seine Erkältung schien noch nicht gehoben. Er ging dann mit Durand ins Haus. Die beiden Gasflammen, welche den Flur, die Treppe und die Korridore beleuchteten, waren ziemlich tief niedergedreht. Es herrschte überall nur Dämmerlicht. Vielleicht sah Colmar nur in diesem Halbdunkel so eigentümlich verfallen aus.

Die beiden Herren gingen schweigend nach ihren Zimmern. Sie wollten niemand stören.

An seiner Tür angekommen, blieb Colmar stehen und sagte: „Ich bin froh, ins warme Bett zu kommen.“

Dabei reichte er dem zweiten Gast des Hauses seine Hand.

Sie war tatsächlich eisig kalt.

„Die nächtliche Exkursion wird Ihnen natürlich nicht gut getan haben, da Sie ohnehin schon erkältet waren,“ entgegnete Durand, sich verabschiedend. Er sagte es wieder sehr freundlich. Gute Menschen drängt es ja ganz besonders, freundlich gegen die zu sein, denen sie irgendwie ein Unrecht getan haben.

Tiefe Stille liegt über dem Hause. Von der nahen Kirche her hallen zwölf Schläge.

Noch ärger als vorher wütet der Sturm, noch dichter fällt der Schnee, der sich in den Lüften mit den anderen weißen Massen mischt, welche schon längst gefallen sind, aber immer wieder aufgewirbelt werden.

Durand steht noch immer am Fenster und schaut in den weißen Aufruhr hinaus. Er überdenkt dabei die Angelegenheit, die derzeit seinen Geist am meisten beschäftigt, und dazwischen die andere Angelegenheit, welche nur sein Herz angeht.

Er sieht dabei auf eine Baumgruppe nieder, welche gar nicht weit vom Hause mitten auf einer Wiese steht und ihre spitzen Wipfel unter den Stößen des Sturmes beugt. „Sind diese da unten Colmars Zypressen?“ muß er denken.

Und nachdem Durand jene Frage an sich gestellt, schaut er eine Weile nachdenklich vor sich hin. „Nur nicht verrennen,“ sagt er zu sich, „nur nicht sich in eine Idee verrennen!“

Dann geht er zu dem Schrank, in welchem er neben den wenigen Kleidungsstücken, die er sich mit hierher gebracht hat, auch noch etliches anderes verwahrt, schließt ihn auf und entnimmt ihm den in der Radtasche gefundenen Klappschlüssel.

„Dich hätte ich heute bei mir haben sollen!“ denkt er, und dann: „Nun, jedenfalls kann man's ja versuchen.“ Und er lächelt dabei über seine Halsstarrigkeit.

Noch steht er vor dem offenen Schrank. Er vergißt es ganz, ihn wieder zu schließen. Es fällt ihm soeben ein, daß er seit etlichen Stunden zwei verschiedene Voraussetzungen, zwei Vermutungen wenigstens, hegt, davon die eine die andere kurzweg ausschließt. Denn

nimmt er an, daß der Mann im kurzen Pelzrock König gewesen sei, dann hat es keinen Sinn, Colmar für den Radversenker zu halten. Anderseits dürfte man wieder annehmen, daß der, welcher den Einbruch fingierte, derselbe sei, der das Rad und den Schmuck in den Tümpel warf.

Das Rad — ganz gut — das hat der etwa flüchtende König verbergen müssen, um jede Spur hinter sich zu verwischen, den Schmuck aber, sein rechtliches Eigentum, zu versenken, das hätte doch für König keinen Sinn gehabt. Der Mann im Pelzrock wird also doch wohl nicht König gewesen sein. Es war aber einer von denen, die im Wintergarten des Kommerzienrats gewesen waren, das bewies wieder das Farnkrautblättchen.

Nun, Colmar war an jenem Abend in des Kommerzienrats Wintergarten, und Colmar hatte eine Wunde an der Hand, und Colmar interessierte sich ungemein für alles, was etwa über diesen Fall in die Zeitung kam, und Colmar — nun, Colmar machte sich durch allerlei Kleinigkeiten verdächtig.

Durand schloß jetzt den Schrank.

„Nur nicht verrennen," sagt er noch einmal, und dann fällt sein Blick auf einen Brief, den man auf seinen Nachttisch gelegt hat.

Er öffnet ihn rasch. Der Brief kommt vom Sicherheitsamt. Er enthält nur wenige Zeilen. Sie lauten: „Frau Winter meldete, daß ein Schneider den kurzen pelzbesetzten Dreßrock Königs gebracht habe. Der Mann hat ihn von König zur Neufütterung erhalten, wovon Frau Winter nichts wußte. Auch hat sich der Bankier Leopold Mayer bei der Polizei eingefunden und angegeben, daß einer seiner Beamten am 3. März Nachmittags bei König gewesen sei und diesem ein ge-

kündigtes Depot im Betrage von 2430 Gulden überbracht habe. König war am Vormittag des 3. März bei dem ihm befreundeten Bankier gewesen, um ihn zu ersuchen, das Geld flüssig zu machen und es ihm zu senden. Der Beamte, der es ihm überbracht, hat die zweifellos von Königs Hand unterzeichnete Quittung seinem Chef übergeben. Derzeit befindet sich der betreffende junge Mann auf einer Geschäftsreise."

Das liest Durand, während ein ironisches Lächeln seinen Mund umspielt. Dieses Lächeln gilt ihm selber, das sagen seine Worte.

„Also 2430 Gulden hat er flüssig gemacht. Aber mit 2430 Gulden geht ein Mann wie König mit einem Weibe, wie Nadja eines ist, nicht durch."

Eine Weile noch schaut Durand auf die erhaltene Nachricht, dann legt er sie hin und legt sich gähnend ins Bett.

„Nur nicht verrennen," sagt er noch halb im Schlaf.

Elftes Kapitel.

Am Abend des 7. März saßen die Töchter Mühlheims an einem Fenster des Wintergartens und blickten auf den Park hinaus, auf dessen verspäteter Winterpracht die letzten Sonnenstrahlen lagen.

Die Schwestern waren nicht allein.

Auch Erich war da und sein Hofmeister und die hübsche Lisi. Alle bemühten sich, die arme Lena aus ihrem peinvollen Sinnen zu reißen.

Aber dies gelang ihnen nicht recht. Sie mochten was immer für Themata anschlagen, keines war im stande, Lenas Aufmerksamkeit zu fesseln. Wenn sie sich auch zuweilen aufraffte, um eine Frage zu beantworten,

oder wohl gar selber eine Bemerkung zu machen, fiel sie doch bald wieder in ihr schmerzliches Brüten zurück.

Erich, der nicht übermäßig viel Geduld besaß, wußte bald nichts mehr zu sagen, und so half er dem Lisi, die welken Blätter zu sammeln, welche sich an den vielen Pflanzen vorfanden. Bei dieser Gelegenheit kamen die beiden dazu, einen Blick auf den Platz hinunter zu tun, der sich dicht unter dem Hause hinbreitete. Im Sommer gab es da eine kleine Wiese, in deren Mitte eine Zypressengruppe stand, jetzt ragte die Gruppe der prächtigen, alten, düsteren Bäume aus tiefem Schnee auf, auf welchem es, ebenso wie auf ihnen selber, flimmerte und blitzte, als hätte man Millionen Brillanten darüber hingestreut.

„Das Schönste, dieses Flimmern, kann Colmar doch nicht malen," sagte Erich laut zu den anderen hinüber.

Da kamen auch die beiden Mädchen heran und schauten auf den fleißigen, ganz in seine Arbeit vertieften Künstler hinab. Colmar saß in einem dicken Jagdpelz und hohen Stiefeln auf einer der Gartenbänke und malte eifrig darauf los. Er hatte nicht sein Skizzenbuch, er hatte seine Staffelei und Leinwand mitgenommen. Seine Riesenpalette war mit nur wenigen Ölfarben besetzt. Er hatte, man konnte es von hier oben aus recht gut sehen, in den paar Stunden, während deren er arbeitete, schon recht viel geleistet.

Erich bekam plötzlich Lust, zu ihm hinabzugehen, verschwand aus dem traulichen Raum, und gleich danach sah man ihn unten auftauchen und neben Colmar treten.

„Schade, daß er ihn gerade jetzt stört," meinte Herr Braun, „und daß Herr Colmar sich stören läßt. Er wird vielleicht nicht wieder so schöne Lichteffekte haben."

„Er ist nervös, er kann nicht malen, wenn man ihm zusieht," erklärte Lena und setzte aufseufzend hinzu: „Das hat mir Hans einmal gesagt."

„So? — Das ist mir neu," erwiderte Edwine. „Ich begreife übrigens diese Art von Nervosität. König hat ihn wahrscheinlich in seinem Atelier aufgesucht und ist bei dieser Gelegenheit darauf gekommen."

„Ja, wahrscheinlich bei solch einer Gelegenheit. Ich weiß mich nicht mehr so recht darauf zu erinnern."

Lena versank gleich wieder in ihre Lethargie. Sie wurde aber energisch daraus erweckt. Ihr Vater und Durand waren eingetreten, auch letzterer ohne Hut, woraus Edwine sofort erfreut schloß, daß er nicht gleich wieder gehen wolle.

Lena hatte sich erhoben. Sie sah ihren Vater angstvoll fragend an.

Er faßte ihre Hand und sah sie dann, leise den Kopf schüttelnd, traurig an.

„Du kommst aus der Stadt, Papa?" forschte sie zitternd.

„Ja, mein Kind."

„Du kannst mir wieder nichts sagen?"

„Nichts, Lena. Nichts Gutes und nichts Schlechtes."

„Und warst doch bei Herrn v. Eichen?"

„Gewiß, Liebling. Auch Herr Eugen war mit mir bei unserem alten Freunde."

Lena streckte Herrn Durand die Hand hin, die er an die Lippen drückte.

„Sie waren also auch bei Herrn v. Eichen?" fragte Edwine, sich zu Durand wendend. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln glitt dabei über ihr liebes, in diesen Tagen der Aufregung auch ein wenig schmäler gewordenes Gesicht. „Wie gefiel Ihnen der alte Herr?"

„Sehr gut," lautete die Antwort. „Ihn zum Freund zu haben, das muß ein gutes Gefühl sein."

„Und ist eine Gewähr dafür, daß er einen für einen Vollmenschen hält," fügte Mühlheim mit Betonung hinzu.

Er sah nicht, daß Edwinens Augen aufleuchteten, daß ein frohes Lächeln ihre Lippen umspielte, aber er wunderte sich ein bißchen darüber, daß dieser Doktor, dieser angebliche Durand, der bis jetzt die Erwartungen, die man in ihn gesetzt, noch gar nicht erfüllt hatte, und den er trotzdem schon geradezu ins Herz geschlossen, Edwine innerhalb zweier Minuten schon zum zweiten Male die Hand küßte.

Auch Herrn Braun war dies aufgefallen. Er lächelte und sah dann vergnügt von Fräulein Edwine auf den Elsässer Besuch, der es viel besser als Herr Colmar verstand, die junge Dame erröten zu machen.

Als Braun gleich danach aus dem Wintergarten ging, den soeben auch Lisi verlassen hatte, erreichte er diese noch im Korridor.

Hand in Hand gingen die zwei die Stiege hinunter.

„Du, mir scheint, zwischen Fräulein Edwine und Herrn Durand spinnt sich etwas an," sagte Braun.

Da schüttelte Lisi den Kopf ganz entrüstet: „Was fällt dir ein! Hab' ich dir's nicht gesagt, daß sie schon einen liebt?"

„Den sie nicht kriegen kann."

„Wenn auch. Edwine denkt nicht daran, ihm untreu zu werden."

„Kleine Schwärmerin! Und du — könntest du an einen anderen denken und ihm süß zulächeln, wenn du mich durchaus nicht bekommen könntest?"

Lisi hatte eine gar liebe Antwort auf diese Frage. Ihre Augen wurden feucht, und sie küßte ihren Ver-

lobten, auf den sie gewiß noch lang, recht lang warten mußte.

Und dann hatte auch sie eine Frage. „Hat Edwine dem Herrn Durand auch wirklich süß zugelächelt?“ fragte sie ungläubig.

Braun nickte. „Süß, wundersüß!“ sagte er herb. „Ich verstehe mich doch darauf.“

„Dann verstehe ich sie nicht mehr,“ sagte entrüstet Lisi, die so viel auf Treue hielt. —

Etliche Minuten später ging Braun auf Colmar zu, neben welchem Erich auf der Bank kauerte und sichtlich fror.

„So laufen Sie doch ein bißchen herum, oder wollen wir mit Schneebällen werfen? Sie sind doch nicht warm genug gekleidet, daß Sie wie Herr Colmar im Freien sitzen können,“ ermahnte Braun seinen Schüler.

„Das stört Herrn Colmar,“ entgegnete Erich. „Auch hat er mir gezeigt, wie man die Halbschatten anlegt.“

„Merkwürdig!“ dachte Braun. „Zu einer Lektion dieser Art ist es denn doch ein bißchen zu kalt hier.“

„Kommen Sie mit mir auf die große Wiese,“ sagte er, „dort wollen wir einen Schneeballkampf ausfechten.“

Colmar wollte etwas reden. Aber er tat es nicht. Er schaute den beiden Weggehenden nur mit einem seltsamen Blick nach, dann malte er eifrig weiter.

Die im Wintergarten oben hatten, über allerlei redend, die kleine Szene beobachtet.

Durand stand dicht neben Edwine. Seine Hand streifte die ihrige -- weder Mühlheim noch Lena konnten es gewahren; aber jetzt konnten beide bemerken, daß es wie ein Ruck durch Durands Körper ging, und Edwine war heimlich erst recht verwundert, denn sie fühlte plötzlich ihre Hand fest umspannt.

„Jetzt hört er endlich zu malen auf,“ sagte Lena.

Auch Durand sagte etwas, sprach aber merkwürdig langsam, wie aus tiefen Gedanken heraus: „Und er malt mit der linken Hand.“

„Ja, Herr Colmar ist ein Linkshänder,“ bestätigte Edwine. „Es ist nicht das einzige, das mir an ihm nicht gefällt.“

Sie sah dabei wie zufällig ihren Vater an, begierig, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machen würden.

Herr v. Mühlheim war nicht ungehalten darüber. Aber es kam von einer Seite, von der Edwine es am wenigsten erwartet hatte, Beistand für Colmar.

Lena legte ihre Hand auf den Arm der Schwester und bat: „Rede nicht unfreundlich von ihm. Bis vor kurzem war er mir auch nicht sympathisch, ich hielt ihn für einen Menschen mit allerlei Fehlern. Nun, diese hat er ja auch gewiß, aber er hat auch ein warmes, treues Herz. Er muß gar innig an meinem armen Hans gehangen sein, denn dessen Verschwinden hat ihn furchtbar erregt. Gestern ist er hier bei mir gewesen und hat bitterlich mit mir um den geweint, den auch er so lieb gehabt hat.“

„Aber Lena! Rege dich doch nicht auf! Gewiß, solche Treue gefällt auch uns, aber nun rede ja nichts mehr, Herzchen, werde nur wieder ruhig!“

So sprach Edwine zärtlich auf ihre Schwester ein, welcher schwere Tränen über die Wangen rollten.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später ging man zu Tisch. Es geschah ohne Lena. Diese hatte sich mit Lisi in ihr Zimmer zurückgezogen.

Neben Colmars Gedeck lag eine Zeitung. Mühlheim hatte sie bei des Malers Eintritt mit freundlicher Feierlichkeit hingelegt.

Colmar ahnte wohl schon, was das Blatt Interessantes für ihn enthielt, denn eine helle Röte flog, als er es gewahrte, über sein hübsches Gesicht, und da er die Zeitung entfaltete, zitterten seine Hände. Er mußte recht nervös sein.

„Ich gratuliere Ihnen," sagte Mühlheim, ihm die Hand reichend, „Schmeichelhafteres kann man kaum mehr über ein Bild berichten, als da über Ihren „Aufstand polnischer Bauern" geschrieben wurde."

„Wer hat denn diesmal kritisiert?" fragte — ihre Lippen zuckten merklich dabei — Edwine.

Es wurde ein bedeutender Kunstkritiker genannt, der an Königs Stelle getreten war.

Jetzt erst reichte auch die junge Dame Colmar ihre Hand und sagte: „Nehmen Sie auch meine Gratulation entgegen."

„Ach, hätte doch lieber König geschrieben!" schaltete Erich ein. Da knisterte die Zeitung in Colmars Hand, und leise, ganz leise, sagte er: „Ja, hätte doch lieber König das geschrieben!"

Klang das wirklich so ausnehmend düster? Oder kam es nur Durand so vor, als habe Colmar die paar Worte durch geschlossene Zähne gesagt?

Sie wurden indessen, fast gleichlautend, noch einmal wiederholt. Mühlheim tat es, als er sich neben Colmar niederließ. Aber der lebensfrohe Mann wollte eine gar zu traurige Stimmung nicht aufkommen lassen. Er klopfte Colmar freundschaftlich auf die Schulter und sagte. „Jetzt aber lesen Sie!" Und sich Durand zuwendend fuhr er fort: „Es ist ein prachtvoll geschriebener Artikel, und Colmar wird darin in die erste Reihe unserer bildenden Künstler gestellt. Na, morgen muß ich endlich auch das Bild sehen. Es haben ja nicht nur die Toten ihr Recht!"

Ganz unversehens war der Kommerzienrat wieder auf das traurige Thema gekommen. Es war diesem eben nicht zu entrinnen.

Auch Colmars Augen, in denen einen Moment lang ein Leuchten des Triumphes aufgeblitzt hatte, erloschen wieder, und er legte das Blatt, darin er kaum erst zu lesen angefangen, ganz still zusammen und steckte es in die Tasche.

Das gefiel Edwine. Sie nickte ihm freundlich zu.

Ob es auch Herrn Durand gefiel, konnte man nicht erkennen. Sein Gesicht drückte nichts als achtungsvolle Teilnahme aus.

Im übrigen hatte er jetzt auch keine Gelegenheit mehr, bei Colmar ebenfalls seine Gratulation anzubringen, denn es wurde schon serviert.

Man trug das Nachtmahl heute so ungewöhnlich zeitig auf, weil Colmar gegen acht Uhr am Südbahnhof eintreffen mußte. Als er Mittags in seiner Wohnung gewesen war, hatte er dort ein Schreiben von einem Kunsthändler vorgefunden. Dieser Mann — so hatte Colmar erzählt — wollte eines Bildverkaufes halber vor seiner Abreise noch mit ihm sprechen. Danach hatte man sich bezüglich des Abendessens gerichtet, denn man wollte nicht, daß Colmar in der großen Kälte, welche derzeit herrschte, den weiten Weg machen solle, ohne ordentlich gegessen zu haben. Auch wußte man, daß er eben jetzt nicht ganz wohl sei und schon deshalb Rücksicht verdiene.

Tatsache war es, daß Colmar, trotzdem er fast den ganzen Nachmittag im Freien gewesen, wenig Eßlust zeigte und zerstreut war. Vielleicht hatte die Besprechung mit dem Kunsthändler eine große Wichtigkeit für ihn. Kurz, er aß so wenig und dieses Wenige so hastig, als die Artigkeit es eben noch gestattete, bat

dann, merklich schon nervös geworden, sich entfernen zu dürfen, und ging.

Die anderen blieben noch bei Tische sitzen. Man trug soeben Obst und Käse herein, als Wilhelm ein Telegramm brachte. Es war an Herrn Eugen Durand gerichtet.

Als dieser es öffnete, waren zwei Paar Augen mit hohem Interesse auf sein Gesicht gerichtet. Diese Augen gehörten Edwine und ihrem Vater.

Aber Durands Gesicht verriet nichts Besonderes, nur ein klein wenig Ärger, und Durands Stimme war ganz ruhig, als er sagte: „Mein gnädiges Fräulein — Herr Kommerzienrat! Leider muß auch ich mich sofort entfernen. Einer meiner Bekannten aus Nancy ist angekommen und beruft mich für heute noch zu sich ins Hotel. Da eine Absage nicht mehr gut möglich ist — "

„Aber entschuldigen Sie sich doch nicht lange. Es ist ja selbstverständlich, daß Sie gehen," sagte Edwine, ihm, der neben ihr saß, die Hand reichend.

Da fiel gerade seine Serviette zu Boden, und während er diese aufhob, flüsterte er seiner Nachbarin ein einziges Wort zu: „Nadja."

Edwine wußte sich zu beherrschen. Sie hatte schon durch ihn, der ja von ihr auch allerlei Auskünfte brauchte und der ihr schon aus diesem Grunde den Gang der Untersuchung mitgeteilt hatte, erfahren, welche Rolle möglicherweise diese Nadja spielte. Es wäre also nicht verwunderlich gewesen, wenn sie allenfalls bei Nennung dieses Namens zusammengezuckt wäre. Aber sie zeigte keinerlei Bewegung dabei; sie lächelte nur freundlich und wandte sich dann mit irgend einer Bemerkung an Herrn Braun.

Durand hatte sich erhoben.

Auch Herr v. Mühlheim war aufgestanden. Er war ja ein sehr artiger Mann, aber sonst tat er doch nie, was er jetzt tat. Er begleitete seinen jungen Gast bis zur Tür.

Ein Wink mit den Augen, den Durand ihm von den anderen unbemerkt hatte zukommen lassen, war die Ursache dieser besonderen Artigkeit gewesen.

Als Durand ihm die Hand reichte, blieb in der seinigen das Telegramm zurück. —

Einige Minuten später erinnerte sich Mühlheim daran, daß er noch einen Brief schreiben müsse, und zog sich in sein Zimmer zurück.

Mit wenigen Schritten hatte er seinen Schreibtisch erreicht. Sich daran niederlassend entfaltete er mit ein wenig zitternden Händen das Telegramm. Es meldete: „Das Original des Bildes und vielleicht noch einer, der bei N. ist, reist heute mit dem Abendschnellzug der Nordbahn ab. Klesing."

„Also Nadja ist gefunden!" murmelte Mühlheim, während er das Telegramm in seinem Schreibtische verschloß. Mitten in dieser Beschäftigung hielt er inne. „Und noch einer!" murmelte er. Er sah sehr befriedigt aus. Es kam ja nun endlich diese peinvolle Angelegenheit in Gang und mußte sich schließlich doch bald so oder so aufklären.

Noch einmal nahm Mühlheim die Depesche aus dem Schubfach. Er suchte nach der Aufgabezeit.

Sie war um sieben Uhr fünfundvierzig Minuten aufgegeben worden, und jetzt war es acht Uhr dreißig Minuten.

Die Nachricht war überaus schnell an ihr Ziel gelangt. Natürlich. Es war eine amtliche Depesche. Sie hatte ohne Verzögerung weitergegeben werden müssen.

Zwölftes Kapitel.

Gegen halb sieben Uhr dieses Tages war es gewesen, als ein Mann eilig über den Stephansplatz ging, um einen schon im Wegfahren begriffenen Omnibus noch zu erreichen. Es gelang ihm auch, an den Wagen heranzukommen, und er war eben im Begriff, hinaufzuspringen — aber er tat es nicht, sondern ließ die schon ergriffene Stange des Wagens wieder los und ging dann, bei weitem weniger eilig als früher, in der Richtung, aus welcher er hergekommen war, wieder zurück.

In dieser Richtung gingen gar viele Leute; sie drängten sich sogar an der Ecke der Rotenturmstraße. Dadurch entstand eine kleine Stauung, und es gelang dem Manne, der die beabsichtigte Omnibusfahrt so plötzlich aufgegeben hatte, an die Seite einer Dame zu kommen, die gleich den anderen Passanten gezwungen war, ein Weilchen stehen zu bleiben.

Es war eine junge, schlanke Dame. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Unter ihrem mattschwarzen Hut glänzte wunderschönes, hellblondes Haar.

Dieses ungewöhnlich schöne Haar hatte vorhin des Mannes Blicke auf sich gezogen, hatte ihn dazu veranlaßt, der Eigentümerin zu folgen. Ihr Gesicht hatte er auch jetzt noch nicht gesehen, soeben jedoch wendet sie es ihm zu.

Da tut er verstohlen einen tiefen Atemzug, flüstert ganz leise: „Na — endlich!“ und ist sehr befriedigt.

Seit drei Tagen interessieren ihn nämlich blonde und schlanke junge Damen ganz ungemein, und wo er auf seinen Gängen einer solchen Dame gewahr wurde, schaute er ihr unter den Hut. Aber waren auch recht hübsche Blondinen darunter gewesen, so hatten ihn

ihre Gesichter doch unbefriedigt gelassen, denn keines glich dem wunderschönen Antlitz, dessen Abbild derzeit nicht nur er, sondern auch noch gar viele andere Männer auf ihrer Brust trugen, und dessen feinste Linien er auswendig kannte, denn er hatte gleich jenen vielen anderen Männern mit außergewöhnlichem Interesse Zug für Zug dieses Gesichtes studiert. Auch wußte er, daß das Original des Bildchens goldblond sei, wenn ihr Haar inzwischen nicht eine andere Farbe erhalten hatte, daß es jedoch bestimmt dunkeläugig sei und daß es vermutlich, wenn es überhaupt Deutsch zu reden verstand, ein fremdklingendes Deutsch rede.

Letztere Charakteristika waren auf der Rückseite der interessanten Photographie vermerkt, und deshalb waren goldblonde, dunkeläugige junge Schönheiten derzeit gar so gesucht.

Diejenige, welche von Klesing entdeckt worden war, ging, als sich der Menschenknäuel löste, langsam die Rotenturmstraße hinunter. Vor einer Buchhandlung blieb sie stehen. Es waren da etliche neu erschienene Bücher im Ladenfenster ausgestellt.

Die junge Dame trat in das Geschäft, bei dessen Personal sie sofort Aufmerksamkeit erregte. Zwei der jungen Herren, welche soeben unbeschäftigt waren, beeilten sich, ihre Wünsche in Erfahrung zu bringen. Sie waren um die schöne Kundin so eifrig bemüht, daß sie auf das Erscheinen des Mannes, der gleich nach ihr das Geschäft betrat, gar nicht achteten.

Dieser Mann tat übrigens auch gar nichts, um irgend jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Gehörte es ja mit zu seinem Beruf, sich so unauffällig als irgend möglich zu geben.

Er begann hinter dem Rücken der beiden Verkäufer scheinbar die auf dem Ladentisch ausgelegten Bücher

anzusehen, aber er beaugenscheinigte nicht nur diese, sondern auch die blonde Dame.

Es blieb kein Zweifel. Das war Nadja K.

„Womit kann ich dienen, meine Gnädige?“ fragte in seelenvollen Tönen der eine der Verkäufer.

Die Dame verlangte in bestem, aber doch fremd klingendem Deutsch einige Bände aus der „Union-Sammlung moderner Romane“.

„Aha,“ dachte Klesing, „da heißt es auf der Hut sein, daß das Vögelchen nicht entkommt!“

Ganz zufällig schauten Nadjas schöne, ernste Augen einen Moment lang in die seinigen, und da sah er etwas darin, das zu jenem allen Respekts ermangelnden Ausdruck „Vögelchen“ gar, aber wirklich gar nicht paßte.

Der Ausdruck dieses Gesichtes, dieser Augen ergriff ihn ganz plötzlich so sehr, daß ihm — es geschah ihm das zum ersten Male in seiner langen Amtstätigkeit — dieselbe zuwider wurde. Er hatte dabei das ganz klare Bewußtsein, daß die Schönheit der Fremden keinerlei Einfluß auf ihn ausübe, sondern daß irgend etwas in ihrem Wesen ihn zu so tiefer Teilnahme stimmte.

Klesing unterdrückte jedoch bald alle privaten Empfindungen und war nun wieder nur noch der ruhig Beobachtende.

„Und auch Gerhard Rohlfs Werk über die Libysche Wüste möchte ich,“ sagte die Dame mitten in Klesings kurzes Sinnen hinein. Sie ließ sich dabei auf den Sessel nieder, den man ihr überaus höflich angeboten hatte. Die beiden Verkäufer hielten mit dem Herbeischleppen der neuesten Belletristik inne.

„Bedaure — dieses Buch haben wir nicht auf Lager,“ sagte der jüngere von ihnen.

Der andere war schon gewandter, der setzte rasch hinzu: „Aber ich werde es sofort besorgen. Ich werde es heute noch der gnädigen Frau zusenden, wenn uns Gnädigste Ihre Adresse geben wollen.“

Klesing las plötzlich sehr aufmerksam in einem der Bücher. Er hielt es vor sein Gesicht. Dieses drückte jetzt große Spannung aus. Aber das sah niemand. „Was wird sie jetzt antworten?“ dachte er.

Und sie antwortete: „O nein — lassen Sie die Besorgung nur. Ich könnte die Zusendung nicht abwarten, denn ich fahre heute noch weg.“

„Gewiß gegen Norden, Gnädigste?“ fragte, sehr viel Bedauern in seine Stimme legend, der Verkäufer.

„Mit der Nordbahn — ja,“ entgegnete die Dame ein wenig kurz und abwehrend, während sie drei der ihr vorgelegten Bände zur Seite legte.

Danach aber tat sie eine Frage. Sie erkundigte sich nach der genauen Abfahrtszeit des Abendschnellzuges nach Brünn, und es wurde ihr bereitwillig Auskunft gegeben.

Während dies der ältere der beiden Verkäufer besorgte, klopfte Klesing den jüngeren auf die Achsel und sagte zu dem sich zu ihm Wendenden: „Ich möchte dieses Buch da. Wieviel kostet es?“

Die Broschüre, welche Klesing zufällig zur Hand genommen hatte, war das Werk eines berühmten Astronomen. Es behandelte den Weltenlauf eines unlängst von ihm entdeckten Sternes und war nur für Fachleute geschrieben.

Verwundert schaute der Verkäufer sich den Mann an, der diese hochwissenschaftliche Schrift begehrte. Aber wie wenig gelehrt der Käufer auch aussah, konnte er ihn doch nicht auf den nur wenigen verständlichen Inhalt der Broschüre aufmerksam machen.

„Vielleicht kauft er sie im Auftrag eines anderen," dachte der junge Mensch, reichte sie ihm, rief den Preis zur Kasse hinüber und kehrte eiligst zu der schönen Dame zurück, die sich soeben auch erhob, um das Paketchen, das man für sie bereitete, in Empfang zu nehmen.

Inzwischen hatte Klesing schon gezahlt und verließ das Geschäft.

Etliche Minuten später trat auch Nadja K. aus dem Buchladen. Sie wandte sich nach einigem Zögern wieder dem Stephansplatze zu.

Sie betrat den Dom.

Der glückliche Besitzer der astronomischen Schrift blieb immer in ihrer Nähe.

Sie ließ sich auf einer der Bänke nieder. Er tat dasselbe, nur versank er nicht, wie sie, in Andacht, sondern zog ein Notizbuch hervor und schrieb einige Zeilen, dann löste er das beschriebene Blatt ab, beschrieb ein zweites, löste auch dieses ab und faltete jedes der Papiere zusammen. Eins von ihnen kuvertierte er. Das Notizbuch steckte er wieder zu sich und sah dann auf seine Uhr.

Sie zeigte zwanzig Minuten über sieben.

Klesing nahm jetzt seine Börse aus der Tasche und versah sich mit zwei Gulden.

Dabei bemerkte er, daß die blonde Dame, welche zwei Bänke weiter vorn saß, denn doch nicht nur mit Beten beschäftigt war.

Es war ein Herr in ihre Nähe gekommen. Da schaute sie auf. Und dann tat sie, was soeben Klesing getan hatte. Auch sie blickte auf ihre Uhr.

Es mußte eine Uhr mit Metallmantel sein. Klesing hatte ganz deutlich das Zuschnappen des Deckels gehört.

„So — so!“ dachte er. „Man ist also nicht allein der Andacht wegen hier, sondern man wartet auf jemand.“

Wer immer dieser Jemand sein mochte, besondere Eile hatte er jedenfalls nicht. Oder war Nadja K. zu früh gekommen?

Es mochte so sein, denn, nachdem sie sich bezüglich der Zeit orientiert hatte, erhob sie sich und ging aus der Kirche.

Auch Klesing tat dies.

Sie wandte sich diesmal nach der Kärntnerstraße und trat in eine Wechselstube. Klesing begnügte sich diesmal damit, sie von dem Trottoir aus zu beobachten.

Sie legte etliche Banknoten auf den Tisch.

Klesing nahm den Zettel aus dem Kuvert, schrieb noch einige Worte darauf, verwahrte ihn wieder und verschloß dann das Kuvert.

Um diese Zeit schaute die blonde Dame wieder auf ihre Uhr.

Klesing winkte einem Dienstmann, der gleich einem anderen Kollegen dicht neben der Wechselstube seinen Standplatz hatte.

Er gab dem Mann den einen offenen Zettel, auf welchem er auch noch zwei Worte geschrieben hatte, und einen Gulden.

„Laufen Sie zur nächsten Polizeistation und geben Sie dort dem diensthabenden Beamten sofort diesen Zettel. Hören Sie? Dem diensthabenden Beamten und sofort.“

„Dem diensthabenden Beamten — sofort,“ wiederholte der Dienstmann und eilte davon, während Klesing sich des zweiten Boten versicherte, der schon aufmerksam hergesehen und den Wink sogleich bemerkt hatte.

Diesen sandte er — ebenfalls mit der Weisung, so

schnell als möglich seinen Auftrag zu erfüllen — zur Polizeidirektion.

Das Briefchen, welches er ihm mitgab, trug die Adresse des Oberpolizeirats v. Eichen.

Bald nachdem die beiden Zettel besorgt waren, kam Nadja K. aus dem Geschäfte.

Sie richtete ihre Schritte wieder zur Stephanskirche, und wieder ließ sie sich, wie vorhin, in der Nähe der Kanzel nieder.

Klesing blieb diesmal hinter einem der nächsten großen, vielgegliederten Pfeiler stehen, welche das Hauptschiff des Domes von den Nebenschiffen trennen, und dessen tiefer Schatten ihn fast verschlang.

Nadja K. saß im hellen Lichte. Ganz nahe von ihr versandte eine Lampe ihre milden, weißen Strahlen, davon gar mancher ihr helles Haar erglänzen machte.

„Warum sie sich's nicht gefärbt hat?" fragte sich Klesing einigermaßen verwundert.

Mit der Andacht der schönen blonden Dame war es nicht weit her. So oft ein Schritt sich in ihrer Nähe hören ließ, erhob sie die Augen.

Als die Kirchenuhr zum Schlag der achten Stunde ausholte, wurde sie sichtlich unruhig. Sie schaute auch wieder einmal nach ihrer Uhr. Es war kein Zweifel möglich, es schlug acht.

Sie erwartete offenbar jemand, und zwar mußte dieser jemand ein Herr sein, denn nur wenn ein solcher durch die Kirche ging, hefteten ihre Augen sich auf ihn.

Aber daß dieses Stelldichein mit Verliebtheit nichts zu tun hatte, war leicht zu erkennen. Nadjas Augen blickten so finster, und ihr jetzt so blasses Gesicht hatte einen so ernsten Ausdruck, daß Klesing schier Mitleid mit ihr hatte, auch Mitleid, weil sie gar so unruhig wurde.

Was stand wohl für sie auf dem Spiele, wenn der, den sie erwartete, etwa nicht kam?

Aber — er kam!

Schon von weitem sah sie ihn.

Sie schnellte fast empor und konnte dennoch nicht sogleich die Bank verlassen. Vielleicht zitterte ihr Herz zu sehr, oder vielleicht auch nur ihre Kniee. Jedenfalls bedurfte sie einer gewissen Anstrengung, um ihm entgegengehen zu können. Ihr Gang war jetzt ebenso steif, als er früher leicht und elastisch gewesen.

Und auch der von ihr doch sicherlich sehnsüchtig Erwartete kam merkwürdig steif daher. Auch er mußte sie sogleich erblickt haben. Nun ja, es waren ja auch nur wenige Menschen in dem Riesenraum des alten Gotteshauses.

Gerade unter einer der Leuchten trafen sie zusammen. Das Licht fiel auf zwei blasse Gesichter.

Die zwei gaben einander nicht die Hand. Sie nickten einander nur kurz zu, und dann schritten sie zum Ausgang der Kirche.

Wie ihr Schatten folgte ihnen Klesing, der immer wieder dachte: „Die führt nicht die Liebe, die führt die Schuld zusammen."

Er war jetzt noch vorsichtiger, als er es früher gewesen, denn er bemerkte, daß der Herr unruhig um sich schaute.

Vor dem Kirchenportal hielt ein Fiaker. Nadjas Begleiter eilte auf ihn zu und riß den Schlag auf.

Aber die Dame stieg nicht ein. Was die beiden miteinander redeten, konnte Klesing nicht verstehen, denn sie sprachen Französisch.

Er sah jedoch, daß der Herr dem Kutscher eine Fünfguldennote reichte und ihm, der vermutlich zurückgeben wollte, ungeduldig abwinkte.

Der Arm, den er alsdann Nadja bot, wurde nicht angenommen. So gingen sie also nur dicht nebeneinander der Wollzeile und dann der Ringstraße zu.

Sie redeten leise, aber bisweilen doch auch heftig miteinander, dann wurden ihre Worte Klesing vernehmbar. Dies nützte ihm jedoch nichts, denn er verstand ja nicht, was sie redeten.

So viel jedoch ergab die Art ihres Redens, daß die beiden über den Gegenstand ihres Gesprächs durchaus nicht einer Meinung waren.

Am Ausgang der Wollzeile ist ein Mietwagenstandplatz. Da versuchte Nadjas Begleiter abermals, sie zum Fahren zu bewegen. Sie jedoch wollte durchaus gehen. Eilig schritt sie der Ringstraße zu.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Er tat es mit sehr verbissener Miene, und — Klesing sah dies ganz genau — die Hand, die er schon auf den Griff der Wagentür gelegt hatte, die ballte sich, als der blasse Mann sie niedersinken ließ.

Blaß war er, ja sogar recht blaß war er, der hübsche, elegante Begleiter der schönen Russin, und auch er schien recht unruhig zu sein. Nicht derart unruhig, daß er etwa durch sein Gehaben Furcht vor Verfolgung verraten hätte, denn er beachtete jetzt die anderen Passanten nicht im geringsten, wohl aber unruhig in Bezug auf die junge Dame, die ihm zwar ein Stelldichein gegeben hatte, aber derzeit wenigstens auffallend ungnädig gegen ihn war.

Auf dem ganzen Weg vom Stephansdom bis zum Nordbahnhof hielt Klesing, während er die zwei beobachtete, auch noch Ausschau nach einem Geheimpolizisten; aber es kam ihm auch nicht einer seiner Kollegen in den Weg.

In der Bahnhofshalle selber aber gewahrte er einen

Mann, der da in der Nähe der Kassen langsam auf und nieder schritt. Er trug eine kleine Reisetasche und sah so aus, als ob er sich recht langweile.

Als die blonde Dame für ihn in Sicht kam, wurde sein Blick ein wenig lebhafter. Er erblickte fast gleichzeitig auch Klesing.

Eine Minute später stand dieser und er nebeneinander vor einem Fahrplan.

Sie schienen eifrig zu lesen. „Wenn die Blonde und ihr Begleiter sich hier trennen sollten, nimmst du ihn auf dich," sagte Klesing, dann wandte er sich wieder der säulengetragenen Halle zu.

Es waren nicht viele Leute da.

Die Passagiere zu dem bald fälligen Personenzug hatten sich wohl zumeist schon in die Wartesäle begeben; nur einzelne Nachkömmlinge eilten noch zur Personenzugskasse.

Diejenige für die Schnellzüge war noch nicht geöffnet. Es war auch noch nicht viel über neun Uhr, und der Schnellzug ging erst um neun Uhr fünfundvierzig ab.

Nadja und ihr Begleiter begaben sich in das im ersten Stockwerke gelegene Restaurant.

Klesing, vollständig sicher darüber, daß noch keines der beiden ihn bemerkt habe, setzte sich ganz in ihre Nähe.

Er hoffte, daß Durand nun bald eintreffen würde, und wollte ihm Gelegenheit verschaffen, sie reden zu hören.

Diese ergab sich ganz unauffällig, wenn Durand, der ihn doch gewiß hier suchte, sich zu ihm setzte.

Nadja bestellte eine fertige Fleischspeise und Tee.

Ihr Begleiter hatte ihr artig aus ihrer Pelzjacke, die sie der hier herrschenden Wärme halber geöffnet hatte, helfen wollen.

Aber sie wehrte seine Hilfe ab.

Aufseufzend erhob er sich und verließ den Saal.

Zu gleicher Zeit fiel es einem Mann, der bescheiden beim Eingang gesessen und der eine kleine Reisetasche trug, auch ein, daß er draußen noch etwas zu tun habe.

Klesing nickte darüber befriedigt hinter seiner Zeitung. Er bestellte sich übrigens gleich danach auch eine fertige Fleischspeise, der er, als sie ihm vorgesetzt wurde, ebenso hastig zusprach wie die Russin der ihrigen. Trotzdem fand sie dazwischen Zeit, sich einige Zeitungen bei einem vorübergehenden Händler zu kaufen, und er fand Muße genug, seinen Abendimbiß zu bezahlen, was Nadja sogleich nachahmte.

Es war inzwischen neun Uhr dreißig Minuten geworden. Durand kam noch immer nicht. Klesing wurde schon ein bißchen unruhig. Es befremdete ihn auch, daß der Begleiter der Russin noch immer nicht zurückkehrte.

Nadja K. jedoch teilte diese Unruhe nicht. Aber sie machte sich bereit, auch zu gehen. Sie schloß ihre Jacke, nahm ihr Täschchen, die Zeitungen und das Paketchen, das ihr der Buchhandlungsgehilfe gar zierlich zurechtgemacht, und verließ den Saal.

Sie begab sich zur Kasse.

Auf der Stiege kam ihr ihr Begleiter entgegen. Er trug einen eleganten kleinen Koffer, eine Reisedecke und ein ziemlich umfangreiches, mit rosa Seidenpapier drapiertes Veilchenbukett, welch letzteres er Nadja überreichte. Sie nahm es zögernd an und ging weiter. Die Halle umschloß jetzt das eigenartige Bild eines sich lebhaft bewegenden Menschenschwarmes.

Die Kasse war bereits umlagert; abschiednehmend standen da und dort Leute beisammen; Packträger beförderten Koffer und Reisekörbe in den Wägeraum, und viele der Reisenden eilten schon in die Wartesäle.

Nadja und ihr Begleiter standen, eifrig miteinander redend, bei einer eisernen Bank, die nahe der Kasse einen toten Winkel nutzbringend füllte. Der Herr hatte den Koffer und die Reisedecke darauf gelegt. Jetzt legte Nadja auch ihre Zeitungen und das Bukett nieder und gab dem Herrn einige Geldnoten, danach ging er, um den Fahrschein oder die Fahrscheine zu lösen.

„Speidl, schau, ob der Doktor denn immer noch nicht sichtbar ist," sagte in diesem Augenblick Klesing zu seinem Kollegen, der sich hinter einer der Säulen zu ihm gefunden hatte.

Speidl eilte schon zum Ausgang und schaute die Straße hinauf und hinunter. Klesing aber eilte, wie einer, der sich verspätet hat, zur Kasse und wußte es so einzurichten, daß er dicht hinter den Begleiter der Russin zu stehen kam.

„Krakau, eine Karte zweiter Klasse," sagte dieser soeben.

Klesing machte artig einer älteren Dame Platz — er kannte ja jetzt das Ziel der blonden Dame und wußte, daß der Herr sie nicht begleiten werde.

Nadja nahm die Fahrkarte und das Geld, welches der Herr ihr zurückbrachte, in Empfang und verwahrte beides, jetzt schon ein wenig nervös geworden, in ihrer Börse. Soeben war das erste Läuten hörbar geworden, und da werden ja viele Reisende nervös.

Auch Klesing war es.

Trotzdem er jetzt mehr auf den Eingang der Halle, als auf die beiden achtete, machte er doch noch zwei Bemerkungen. Er sah, daß der Herr, während Nadja mit ihrer Börse zu tun hatte, ihren Koffer und ihre Decke an sich nahm und dabei sachte die zwei Zeitungen, die sie sich gekauft hatte, ergriff und sie in die Spalte schob,

welche die hohe Lehne der Bank und die Wand bildete. Er sah weiter, daß Nadja, welche von diesem seltsamen Gehaben nichts gemerkt hatte, den Veilchenstrauß achtlos auf der Bank liegen ließ, nicht vergaß — o nein, sondern absichtlich liegen ließ, denn sie schob ihn wie etwas Widriges zur Seite, als sie ihr Täschchen und ihre Bücher ergriff und sich ebenfalls zur Treppe wandte, die zu den Wartesälen und der Abfahrtshalle führt.

Von diesem kleinen Manöver bemerkte wieder ihr Begleiter nichts, denn dieser hatte es nun plötzlich sehr eilig und hastete schon die Treppe hinauf.

„Na, nur Geduld," dachte Klesing, „heute wird ja doch nicht abgereist."

Im selben Augenblick ertönte vor dem Tor der Halle ein Pfiff, und da sagte der Geheimpolizist Klesing zum zweiten Male an diesem Tage: „Na, endlich!"

Dann ging er ruhig die Treppe hinauf, an deren oberem Ende soeben Nadja K. und ihr Begleiter verschwanden.

Ein Blick nach unten zeigte Klesing die schlanke Gestalt Durands, der neben Speidl im Bogen des Treppenhauses sichtbar wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Zehn Minuten vor Abgang des Zuges betrat Durand das Bahnhofsgebäude, an dessen Schwelle ihn Speidl empfing.

„Nun?" fragte er.

„Sie sind gerade hinaufgegangen," war die Antwort.

Knapp vor dem Ausgang zum Bahnsteig trafen sie mit Klesing zusammen.

Dicht vor diesem stand neben dem eben die Karte kupierenden Beamten eine Dame in Trauer.

Durand erkannte sofort das Original des Pastellbildchens in ihr.

„Ihr Begleiter ist schon draußen," raunte Klesing seinem Vorgesetzten zu und hielt ihm zugleich eine Bahnsteigkarte hin. Er selbst und Speidl hatten sich längst welche gelöst.

Die Dame trat auf den Bahnsteig hinaus.

„Wohin fährt sie?" fragte Durand, der neben Klesing blieb.

„Nach Krakau."

„So?" kam es verwundert aus Durands Mund, und dann stieß er einen leisen Pfiff aus. Er hatte, in die Abfahrtshalle hinausgehend, der Dame nachgeblickt.

Diese stand jetzt vor einem Abteil zweiter Klasse, dessen Tür offen war, und aus welchem soeben ein Herr zu Boden sprang. Er hatte wohl das Gepäck seiner Dame untergebracht.

„Der ist's," sagte Klesing; „er hat gerade Zeitungen, welche sich die Dame gekauft hatte, ihr heimlich weggenommen und hinter die Bank gesteckt, die neben der Kasse unten steht, und sie hat die Veilchen, die er ihr schenkte, nicht mitnehmen mögen."

Durand nickte. „Sind Sie denn warm gekleidet?" fragte er ganz unvermittelt.

„Warum, Herr Doktor?"

„Weil Sie auch nach Krakau fahren."

Klesing war darüber nicht sehr verwundert. Derlei Dispositionsänderungen hatte er schon oft erlebt.

Durand hatte schon seine Brieftasche in der Hand. Er entnahm ihr einige größere Banknoten, die er Klesing reichte. Dann wendete er sich an Speidl. „Sie sagen dem Schaffner, daß ein Passagier zweiter Klasse seine Fahrkarte im Wagen lösen wird."

Der Mann eilte sofort auf die erwähnte Persön-

lichkeit zu, während Durand zu Klesing sagte: „In Trzebinia werden Sie Weisungen finden."

Weiter wurde nichts mehr geredet.

Eine Minute später befand sich Klesing schon im Zuge. Er hatte in dem Abteil Platz gefunden, welches demjenigen, in welches Nadja stieg, benachbart war.

„Alles in Ordnung," berichtete Speidl, wieder zu Durand tretend.

Da erwartete ihn ein neuer Auftrag.

Die Augen unverwandt auf die blonde Dame gerichtet, die mit ihrem auf dem Bahnsteig stehenden Begleiter redete, sagte Durand zu Speidl: „Bringen Sie mir die Zeitungen, welche hinter der Bank stecken, die da unten neben der Kasse steht."

Speidl eilte fort.

Eben jetzt erst kamen irgend welche hohe Persönlichkeiten in die Abfahrtshalle. Diener eilten ihnen voraus in einen Salonwagen, und der Stationschef, in Galauniform, geleitete sie.

Das gab bezüglich der Abfahrtszeit einen kleinen Aufenthalt.

Durand bemerkte recht gut, wie ungeduldig die beiden, welche er beobachtete, schon waren. Er aber fühlte nichts von Ungeduld — er wußte jetzt, daß er endlich eine sichere Spur gefunden hatte, eine Spur, welche ihn zum Ziele führen mußte.

„Gut," sagte er, als Speidl ihm zwei Zeitungen brachte, „heute bedarf ich Ihrer nicht mehr."

Jetzt ertönte das Signal zur Abfahrt.

Er nickte dem Mann zu und steckte die Zeitungen in seine Rocktasche, dann ging er langsam auf den Wagen zu, in welchem Klesing und Nadja sich befanden.

Ersterer griff noch einmal grüßend an seinen Hut.

Letztere redete noch mit dem Herrn, hinter welchem Durand stehen geblieben war.

Sie sprachen Französisch.

„Ich habe also Ihr Wort!“

Das war das letzte, das sie zu dem Zurückbleibenden sprach, und ihre dunklen Augen bohrten sich dabei mit kaltem, düsterem Ausdruck in diejenigen des Mannes, mit welchem sie redete.

Da setzte sich der Zug in Bewegung. Der Herr streckte Nadja die Hand entgegen. Aber die Dame ergriff sie nicht. Vielleicht brauchte sie ihre Hände dazu, sich festzuhalten, vielleicht auch tat sie nur so.

Jedenfalls war es kein Liebesblick, mit welchem sie von ihrem Begleiter schied.

Der Zug rollte aus der Halle.

Klesing beugte sich heraus. Vielleicht wollte er Durand noch einmal grüßen, vielleicht wollte er sich aber auch nur davon überzeugen, daß die blonde Dame, um derentwillen er die unverhoffte Reise machen mußte, nicht etwa im letzten Augenblick wieder ausgestiegen war.

Aber dies war nicht geschehen.

Es standen nur noch ihr Begleiter und Durand auf dem Bahnsteig. Jener blickte dem Zuge nach. Durand aber interessierte offenbar derzeit nur der elegante Herr, hinter welchem er stand.

So war es auch tatsächlich.

Durand hörte den schweren Atemzug seines Vordermannes und sah, wie dessen niederhängende Rechte sich ballte.

Und als der Herr sich langsam umwandte, sah Durand in ein bleiches, ein wenig verzerrtes Gesicht.

„Ah, guten Abend, Herr Colmar!“ sagte er, leicht den Hut lüftend.

Da starrte ihn der so Begrüßte an, und dann schauten Verwirrung und Schrecken aus Colmars Augen und hohe Röte bedeckte sein hübsches Gesicht.

„Sie — Sie sind hier?“ stammelte der Überraschte.

„Gewiß,“ entgegnete Durand lächelnd, „auch ich bin hier. Warum sollte ich nicht hier sein?“

Colmar hatte sich schon gefaßt. Er war jetzt sehr lebhaft und sehr liebenswürdig. „Ich bin selbstverständlich überrascht,“ sagte er lächelnd, „glaubte ich Sie doch in Hietzing.“

„Und wir meinten, daß Sie auf dem Südbahnhof seien,“ entgegnete Durand ebenfalls lächelnd.

„Und inzwischen haben Sie mich bei einem letzten Stelldichein überrascht.“

„Mit einer sehr schönen Dame.“

„Das ist sie, o ja, das ist sie. Aber —“ Colmar zögerte, dann fuhr er, ein Lächeln markierend, fort: „man wird schließlich auch der Schönheit satt, wenn einen nichts gefesselt hat als eben diese Schönheit.“

„Sehr richtig!“ gab Durand zu.

„Und wenn man die echte Liebe kennen gelernt hat,“ fuhr Colmar hastig fort. „Sie wissen es natürlich schon, daß ich um Edwine — um Fräulein Edwine v. Mühlheim werbe?“

„Ich vermute es.“

Sie gingen, während sie so redeten, die Treppe hinunter. Colmar zuckte plötzlich zusammen. Eine Frau, die in der einen Hand einen Besen, in der anderen einen schönen Veilchenstrauß trug, der in rosa Seidenpapier gehüllt war, begegnete ihnen. Die Frau war nicht allein. Eine Arbeitsgenossin begleitete sie. Auch diese war mit einem Besen und mit Staubtüchern versehen. Die beiden plauderten miteinander.

„Nein, wie man so ein schönes Bukett lieg'n lass'n kann!“ sagte die eine.

Und die andere rief: „Grad wegg'stoß'n hat sie's. Na, da hab' halt ich mir's g'nommen. Aber jetzt tummel dich, daß der Wartsaal wieder sauber wird.“

Die zwei gingen weiter.

Durand tat, als ob er den Ausdruck von Grimm nicht bemerkt hätte, der sich in Colmars Gesicht ganz deutlich zeigte.

„Ja, man muß sich eben schließlich einmal trennen,“ sagte Colmar.

„Und ist froh, wenn es aus ist,“ setzte Durand hinzu.

„Sehr froh. Diese Blonde hat mir das Leben schwer genug gemacht. Da habe ich sie denn jetzt mit einigen Opfern heimgeschickt.“

„Sie ist also keine hiesige?“

„Nein. Jetzt fährt sie nach Prerau.“

„So — nach Prerau!“

„Und ich fühle mich sehr erleichtert.“

„Das glaube ich.“

„Sie werden diskret sein, nicht wahr? Sie werden — aber, darüber redet man natürlich gar nicht. Es ist ja unter Kavalieren selbstverständlich, daß man über derartiges schweigt.“

„Sie meinen über Liebesverhältnisse?“ Durand hatte merkwürdig kühl gesprochen. Er war dabei stehen geblieben und zündete sich eine Zigarre an.

Die beiden Herren befanden sich schon auf der Straße. Sie standen in der Nähe einer der dort befindlichen Riesenlaternen, welche weithin einen blendenden Lichtschein verbreiten.

Als Durand sich so zurückhaltend zeigte, schaute Colmar betroffen auf. Seine unruhigen Augen begegneten

den ganz gleichmütig dareinschauenden Durands, der noch immer mit seiner Zigarre zu tun hatte.

„Natürlich — natürlich meine ich das," bestätigte Colmar zaudernd. „In meiner Lage bin ich eben auf Ihre Diskretion angewiesen, denn selbst die klügsten Mädchen — und zu diesen gehört Edwine — kommen über derlei nicht hinaus. Deshalb —"

„Muß ich diskret sein," fiel Durand ein, „aber natürlich —"

Colmar ließ ihn nicht weiterreden. Er war sehr erregt. „Sie wissen nicht, wie viel mir Edwine ist! Um sie zu gewinnen, könnte ich —" Helle Leidenschaft hatte aus seinen Augen gesprüht, sie hatte ihn offenbar fortgerissen, Durand mehr zu sagen, als gerade einem Fremden gegenüber notwendig und geschmackvoll war. Das mochte ihm mitten in seiner Rede eingefallen sein, denn er hielt plötzlich inne und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann sagte er in ganz veränderter Weise: „Diese Liebe macht mich noch zum Narren."

„Und die andere, die schöne Blonde? Die haben Sie nicht so geliebt?" fragte Durand leichthin.

Colmar zuckte die Schultern. „Nein," sagte er schroff und stippte eine Schneeflocke weg, die von irgendwoher auf seinen Rockärmel getaumelt war.

„Na, dann ist's ja gut für sie!" meinte Durand, der noch immer mit seiner widerspenstigen Zigarre kämpfte.

Colmar sah ihn scharf an. „Wie meinen Sie das?" forschte er. „Sie reden doch wohl von — von Amelie, von der Dame, die Sie vorhin gesehen haben?"

„Von dieser spreche ich, ganz richtig, von dieser Dame. Aber hören Sie, bester Colmar, die scheint ja mit allen Wassern gewaschen zu sein. Da dürfen Sie wohl froh sein, daß Sie sich ihrer entledigen konnten."

„Wie meinen Sie das? Kennen Sie —“

„Natürlich kenne ich das schöne Weib. Und — daß Sie es nur wissen — ihretwegen bin ich ja eben hier,“ antwortete Durand weitergehend.

„Ich — ich verstehe Sie nicht,“ war Colmars Entgegnung.

„Das glaub' ich. Ist's doch auch eine recht verwickelte Geschichte. Aber schauen Sie, da ist ein Kaffeehaus, und mir ist gründlich kalt geworden. Ihnen nicht auch? Eine Tasse Tee wäre nicht übel.“

Er betrat ohne weiteres das Lokal. Es war ein ziemlich feines Kaffeehaus, und jetzt bot es genug Plätzchen, an denen man ungestört und gemütlich plaudern konnte.

Dem bleichen Mann, der hinter Durand herging, und dessen Gesicht ihm jeder Spiegel zeigte, an welchem sie vorüberkamen, dem war es freilich sichtlich nicht gemütlich zu Sinne.

„Zwei Tee!“ rief Durand einem der herbeieilenden Kellner zu.

Und dann saßen sie in einer hellen, traulichen Ecke einander gegenüber.

Colmar sah jetzt wieder ruhig und sehr entschlossen aus. Das gefiel indessen Durand ebensowenig, wie der nicht ganz verborgene Ausdruck hoher Spannung, welcher trotz aller Gewalt, die Colmar über sich besaß, heimlich aus seinen Augen schaute.

Und noch eines konnte Colmar nicht unterdrücken — das Frösteln, das ihm über den Rücken lief.

„Nicht wahr, Ihnen ist's auch kalt geworden?“ sagte Durand. „Da wird Ihnen der Tee gut tun.“

„Noch viel begieriger bin ich auf die Eröffnung, die Sie mir jetzt wohl machen werden,“ meinte Colmar mit einer Art von Lächeln, das allerdings weniger ein Lächeln, denn eine Gesichtsverzerrung war.

Durand zog langsam seine Handschuhe aus, während er gleichmütig sagte: „Ah so? Ja, ja! Freilich bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Sie sind ja ganz erstaunt über meine Andeutungen."

„Das ist tatsächlich der Fall. Sie sehen mich völlig verwirrt darüber, denn ich kann mir nicht denken —"

„Daß Ihre blonde Freundin falsch ist."

„Falsch?" Colmar war emporgefahren.

Durand sah ihn spöttisch an: „Sie bekunden, wie es scheint, doch immer noch ein sehr großes Interesse an ihr."

„Falsch? Inwiefern falsch?" fragte der Maler, über Durands Einwurf hinweggehend.

Durand sah recht gut, wie mächtig Colmar gegen eine hohe Erregung ankämpfte. Er schaute ihm fest in die Augen. „Ich darf mit gutem Grunde annehmen, daß die Schöne nicht nur Ihnen nahe stand."

„Nicht nur mir nahe stand?" wiederholte Colmar, vermutlich aus keinem anderen Grunde, als um Zeit zu gewinnen.

Er griff zugleich, wie in Nachdenken versinkend, nach dem Löffelchen des Teeservices, welches der Kellner soeben vor ihn hingestellt hatte.

Aber zum mindesten war es kein ruhiges Nachdenken, in welches er versank, denn das Löffelchen klirrte etliche Male gegen die Tassenwand — so sehr zitterten die Finger, die es hielten.

Durand redete weiter. „Ich weiß einen, dem sie auch ziemlich viel gewesen sein muß, der Bedeutung nach zu schließen, die er ihrem Porträt beigelegt hat."

„Sie machen mich neugierig," drängte Colmar den gar zu säumigen Berichterstatter. „Wer ist denn dieser eine?"

„König."

Das Wort hatte nicht die erwartete Wirkung. Besonders viel hatte ja Durand davon nicht erwartet, aber doch einiges Erschrecken.

Nun, mindestens hatte er einiges Überraschtsein damit erzielt. Er sah, wie Colmar sich jäh erhob, sah dessen Augen durchbohrend auf sich gerichtet, und sah, daß der Maler sogar leicht die Farbe wechselte. Trotz alledem jedoch sah er auch, was ihn heimlich wunderte, daß Colmar plötzlich ruhig wurde, und sah mit einigem Ärger, daß sein Gegenüber ihn nun ganz ungemein spöttisch anlächelte.

„Bitte — weiter, Herr — Herr Durand," sagte der Maler, absichtlich zwischen jedem seiner Worte eine Pause einhaltend.

Er tat jetzt, immer noch das spöttische Lächeln in den Augen und auf den Lippen, langsam etliche Stücke Zucker in seinen Tee.

Durand ließ sich seine kleine Enttäuschung und seine große Verwunderung nicht anmerken, sondern fuhr gleichmäßig fort: „Es gibt noch andere Umstände, welche mich veranlassen, zu glauben, daß Ihre blonde Freundin auch die seinige war."

Colmar lächelte noch immer. „Sie sind aus Nancy?" fragte er ironisch.

Jetzt lächelte auch Durand. „Ich sagte so."

„Auch Herr v. Mühlheim sagt so."

„Ja, Herr v. Mühlheim widerspricht dieser Angabe nicht."

„Und Sie nennen sich Durand?"

„Gewiß."

„Seit dem 4. März, fünf Uhr Nachmittags?"

„Nein, schon von drei Uhr an. Um diese Zeit ließ ich mir meine Visitenkarten drucken."

„Auf den Namen Eugen Durand?"

„Auf den Namen Eugen Durand."

„Und Sie sind Professor?"

„Professor."

„Eigentlich ist Ihr Name nicht so?"

„Er ist in der Tat ein anderer."

„Und Ihr Titel ist Polizeiagent?"

„Das stimmt nicht."

„Oder so ähnlich also?"

„Auch nicht ähnlich."

„Wie denn?"

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen auf diese Frage die Antwort schuldig bleibe."

„Wie es Ihnen beliebt," sagte Colmar und schlürfte danach mit sichtlichem Wohlbehagen seinen Tee.

Während dieses ganzen Wortwechsels war das Lächeln nicht von den Gesichtern der beiden Herren gewichen.

Seine Schale niederstellend begann endlich Colmar wieder: „Sie sehen mich jetzt nicht mehr erstaunt über Ihr Unterrichtetsein bezüglich des Verhältnisses, das zwischen König und Madeleine —"

„Früher sagten Sie Amelie," unterbrach ihn Durand.

In Colmars Gesicht stieg eine flüchtige Röte. „Ich habe mich versprochen," sagte er, „ich —"

„Sie haben sich heute schon etliche Male versprochen," unterbrach ihn der Doktor.

Colmar sah auf. In seiner Miene zeigte sich Zurückhaltung und ein gewisser Trotz. „Zum Beispiel?" meinte er höhnisch.

Dieser Hohn war jedoch nur gemacht. Durand sah recht gut, daß sein Gegenüber unruhig wurde.

„Zum Beispiel verwechselten Sie nicht nur Amelie und Madeleine miteinander, sondern diese beiden Namen mit — Nadja!"

Colmars von der Wärme des Lokales und der Hitze des Tees gerötetes Gesicht wurde plötzlich wieder blaß.

„Und noch einmal versprachen Sie sich," fuhr Durand trocken fort.

Jetzt sagte Colmar nicht mehr sein höhnisches: „Zum Beispiel?" Den Blick gesenkt, die Finger einziehend saß er da.

Der Doktor, ihn scharf beobachtend, sprach weiter: „Sie verwechselten ferner zwei Städtenamen, die einander allerdings ein bißchen ähnlich sind: Prerau und — Krakau."

Colmar beugte sich noch tiefer über seine Schale. „Sie fährt wirklich nach Prerau," antwortete er trotzig.

Er hatte noch immer die Augen gesenkt. So sah er das verächtliche Lächeln nicht, das Durands Lippen verzog, als er in so erbärmlicher Weise die Wahrheit umging.

„Nach Prerau? Nein! Nur durch Prerau," sagte der Doktor ruhig. „Sie reist — und das wissen Sie ganz genau — nach Krakau, wohin Sie selbst ihr die Fahrkarte lösten."

„Das sahen Sie? Und so lange schon sind Sie hinter uns — hinter Nadja her?" verbesserte sich Colmar spöttisch. Und recht harmlos sich gebend fuhr er fort: „Sie begreifen vielleicht, daß man in meiner Lage die Spuren nach Möglichkeit verwischt. Das und nichts anderes habe ich tun wollen, wenn ich es mit den Namen nicht genau nahm. — Sagen Sie mir übrigens: Hat denn König keine Briefe, keine Beweise für die ganze Art ihres Verkehrs mit ihm hinterlassen?"

Durand antwortete nur mit einem Achselzucken und mit einem Lächeln, daraus Colmar eigentlich gar nichts entnehmen konnte, das ihn aber wieder frösteln machte.

„Ihnen ist noch immer kalt?" fragte Durand.

Der andere nickte. „Mir ist immer kalt, wenn ich mich in unbehaglicher Weise errege. Außerdem — Sie wissen es ja — fühle ich mich schon seit einiger Zeit nicht wohl. Ich habe mich schon am Tage von Fräulein Lenas Verlobungsfest so unwohl befunden, daß ich mich entschuldigen wollte."

„Warum wird er nur so weitläufig?" fragte sich Durand. „Warum gibt er so genau das Datum seines Unwohlgewordenseins an?" Und dann dachte Durand noch etwas, dachte: „Gar so genau etwas nachweisen wollen, das an und für sich belanglos ist, macht dieses Belanglose zuweilen zu etwas Merkenswertem."

Und er merkte es sich genau, daß Colmar soeben angegeben, er habe sich schon am 3. März unwohl gefühlt.

Laut jedoch sagte er: „Sehen Sie, ich habe es sogleich gewußt, daß Sie sich für diese Nadja noch immer interessieren. Es erregt Sie eben doch noch, daß man sie mit König in Verbindung bringt."

„Ich weiß nur, daß die beiden einander kannten, aber" — Colmar hielt inne — „hat man sich aus diesem Grunde allein schon für Nadja interessiert?" fragte er langsam, ja auffallend bedächtig.

„Man interessiert sich jetzt für alle, die König nahe standen, die in irgend welcher Weise mit ihm zu tun hatten," lautete die ausweichende Antwort. „Sie wissen ja, wenn einer verschwindet — was ja hier wörtlich zu nehmen ist — so fragt man sich zuerst nach dem Warum. Wer kann einen Nutzen gezogen haben aus diesem Verschwinden, dem in vielen Fällen ein Totschlag oder ein Mord vorausging? Jede Winzigkeit hat ja ihre Ursache — und solch ein Verschwinden ist keine Winzigkeit, das hat erst recht seine Ursache."

„Du lieber Gott! In diesem Falle liegt doch die

Ursache auf der Hand," fiel Colmar lebhaft ein. „Einbrecher waren da — König kommt ihnen in den Weg, und da — nun, da töten sie ihn. Ist es denn niemand von der Kommission aufgefallen, daß —"

„Nun — was denn?" fragte Durand scheinbar sehr aufmerksam.

„Daß — ich hörte wenigstens oder las es in der Zeitung, daß es sich so verhalten habe — daß König auch nicht die geringste Spur zurückgelassen hat. Man habe auch von den Überkleidern, die er an jenem Abend trug, nichts vorgefunden."

„Und was schließen Sie daraus?"

„Was ich daraus schließe? Daß die Einbrecher —"

„Warum sagen Sie „die" Einbrecher?"

„Weil es doch mindestens ihrer zwei gewesen sein mußten, die den Unglücklichen so rasch und spurlos wegschafften."

Durand nickte. „Bitte, weiter!" bat er dann.

Colmar schaute ihn ein wenig argwöhnisch an.

„Ja — bitte! Ihre Auslassungen interessieren mich sehr. Mir ist nämlich der Fall König bezüglich der Voruntersuchung zugewiesen. Da muß mich doch naturgemäß jeder Eindruck, den diese oder jene Einzelheit auf einen anderen machte, interessieren. Also, bitte, fahren Sie fort!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuck der Operettensängerin.

Eine Zeitungsjungengeschichte von Gerd Harmstorf.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Zeitungen! Zeitungen! Die letzte Nummer des „Herald". Alles über den Mord in Tom Tuckers Saloon! Drei Revolverkugeln für eine Ohrfeige! — Zeitungen! Zeitungen!"

So erschallte es mit dem Aufgebot der ganzen Lungenkraft in wüstem Durcheinander aus einem Dutzend jugendlicher Kehlen, und die Passagiere des von Brighton in Südaustralien herübergekommenen Lokaldampfers, die sich beim Betreten des Hafendammes von Melbourne auf solche Art überfallen sahen, hatten ihre liebe Not, sich durch den Schwarm der schreienden Jungen zu winden. Dem einen und dem anderen schien der Mord in Tom Tuckers Kneipe wohl interessant genug, um ihn zum Ankauf der neuesten Nummer des „Melbourner Herald" zu bestimmen; die meisten aber hasteten vorüber, bis es ihnen fünfzig Schritte weiter von einem sehr hellen und anmutigen Stimmchen abermals, doch diesmal wie in bescheidener Bitte, entgegentönte: „Alles

über den Mord, Gentlemen! Ausführliche Berichte nur in der letzten Nummer des „Herald“. Drei Revolverschüsse für einen Faustschlag!“

Und merkwürdig! das feine Stimmchen hatte einen ungleich größeren Erfolg als das vereinte Gebrüll der anderen. Da war kaum einer, der nicht einen wohlwollenden Blick auf die zierliche Gestalt des etwa zwölfjährigen Mädchens geworfen und dann nicht in die Tasche gegriffen hätte, um ihr eine ihrer Zeitungen abzukaufen. Mit einem freundlichen Dankeswort nahm sie jedesmal die dargereichte kleine Münze entgegen, und auf dem schmalen, von wirrem, dunklem Kraushaar umgebenen Gesicht war ein so liebenswürdiges Lächeln, daß selbst einige der eiligsten Geschäftsleute sich nicht enthalten konnten, ihr zum Abschied mit einem Gegenlächeln zuzunicken. Das verschlissene Kattunkleidchen der Kleinen war vielfach geflickt, ihre Füße steckten in plumpen, zerrissenen Schuhen, und ihre Schürze ließ an Sauberkeit beträchtlich zu wünschen übrig. Aber die großen braunen Augen, die kirschroten Lippen und die blinkenden, weißen Zähne machten alle Verwahrlosung der Gesamterscheinung vergessen. Die Zeitungsjungen des Hafenviertels hatten niemals eine gefährlichere Konkurrenz gehabt als die dieses kleinen Mädchens, das sich seit einigen Tagen regelmäßig hier einfand. Es war ihnen also vom geschäftlichen Standpunkt aus nicht zu verübeln, wenn sie nach dem Vorüberschreiten des letzten Dampferpassagiers ihren Unmut über einen solchen unerhörten Wettbewerb mit aller ihren Umgangsformen entsprechenden Deutlichkeit Ausdruck gaben. Eine ganze Flut anzüglicher und drastischer Bemerkungen brach über die arme Kleine herein, und einige, denen es nicht gelungen war, auch nur eine einzige Zeitung abzusetzen, schienen sogar be-

denkliche Neigung zu handgreiflichem Vorgehen gegen die unlautere Konkurrenz zu verspüren. Da aber schob sich die lang aufgeschossene Gestalt eines flachsblonden Jungen energisch zwischen das geängstigt dreinschauende Mädchen und seine ungalanten Widersacher.

„Die Hände davon!“ kommandierte er drohend. „Laßt das Mädel in Ruhe! Hier kann jeder tun und treiben, was er will. Wir leben in einem freien Lande.“

„Das ist wahr,“ meinte sehr ernsthaft ein anderes halbwüchsiges Bürschchen. „Wenn sie sich nicht schämt, Zeitungen zu verkaufen wie ein Junge, so laßt sie laufen.“

Die Kleine machte von dieser Erlaubnis unverzüglich Gebrauch und war sehr rasch dem Gesichtskreise ihrer Gegner entschwunden. Der Flachsköpfige hatte ihr aufmerksam nachgeblickt, dann, nach einer Weile, schlenderte er in derselben Richtung davon. Er hatte noch keine dreihundert Schritte zurückgelegt, als er seines Schützlings wieder ansichtig wurde. Sie saß auf einem der schlüpfrigen Balken des Bollwerks, ließ die plump beschuhten Füße über das Wasser herabbaumeln und war emsig damit beschäftigt, ihre Einnahme nachzuzählen.

Leise trat er näher. Sie sah flüchtig zu ihm auf, ohne sich indessen durch seine Gegenwart stören zu lassen. Als sie mit dem Kassensturz fertig war, wickelte sie das vereinnahmte Kapital sorgfältig in einen Zipfel ihres Taschentuches und versetzte, wie um einer lebhaften inneren Befriedigung Ausdruck zu geben, ihre Beine in eine fast beängstigend lebhafte schlenkernde Bewegung.

Da ihr Ritter noch immer nicht Miene machte, sie anzureden, eröffnete sie ihrerseits die Unterhaltung. „Wie heißt du denn?“

„Charles Webster. Und du?“

„Daisy Mc Culloch. — Deine Kameraden sind übrigens ganz abscheuliche Jungen.“

„Sie verkaufen nur ganz wenige Zeitungen mehr, seitdem du ihnen hier am Hafen in die Quere ge-

kommen bist. Da darfst du dich nicht über ihren Ärger wundern."

Daisy machte eine verächtliche Grimasse. „Schämen sollten sie sich, daß ein Mädchen mehr zu stande bringt als sie.“

„Aber es ist doch auch eigentlich kein Geschäft für ein Mädchen,“ wandte er ein. „Du bist sicherlich die einzige in ganz Melbourne.“

„Nun, und was weiter? Außerdem tue ich's auch nur so lange, bis ich meine fünfzehn Schilling beisammen habe. Aber —“ und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, „man muß freilich sehr viele Zeitungen verkaufen, ehe ein solcher Verdienst dabei herauskommt.“

„Warum muß es denn gerade so viel sein?“

„Weil ich ein anständiges Kleid und ein Paar ungeflickte Schuhe durchaus nicht billiger bekommen kann. Ich habe mich bei allen Trödlern danach erkundigt. Glaubst du, daß man in vierzehn Tagen fünfzehn Schilling zusammenbringt?“

„Wenn nichts Besonderes passiert, das die Leute auf die Zeitungen neugierig macht, schwerlich. Hast du denn übrigens keine Eltern oder sonstige Verwandte, die dir das Kleid kaufen könnten?“

Daisy schüttelte den Kopf, daß die schwarzen Löckchen flogen. „Niemand. Meine Eltern sind tot, und meine Tante Bridget hat mich aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Ich muß das Essen kochen und die beiden Kinder warten, während sie hausieren geht. Wenn sie wüßte, was ich statt dessen treibe, würde sie mich totschlagen. Aber sie merkt es nicht, denn ich gebe der schwarzen Bessie mein Brot, damit sie während meiner Abwesenheit bei den Kindern bleibt. Und sie weiß mit den ungezogenen Rangen besser umzugehen als ich.“

„Aber wenn du das Geld beisammen und das Kleid gekauft hast, wird sie doch wissen wollen, wie du dazu gekommen bist?“

„Sie wird es gar nicht gewahr werden. Denn ich will es ja nur Sonntags anziehen, und vom Samstagabend bis zum Montag ist sie immer so betrunken, daß sie von gar nichts weiß."

„Das muß sehr schlimm für dich sein, Daisy."

„O, man gewöhnt sich daran. Und sie ist niemals weniger bösartig, als wenn sie ihren Rausch hat. Sie schläft dann den ganzen Tag, und ich kann es recht gut wagen, auf zwei Stunden in die Sonntagsschule zu gehen."

„Deshalb möchtest du das Kleid haben?"

Daisy nickte mit leuchtenden Augen. „In diesen Lumpen würde ich niemals hingehen. Und ich möchte es doch so gerne, ach, so gerne! Es gibt nichts, das ich mir so sehr wünsche wie das. Bist du schon einmal in einer Sonntagsschule gewesen?"

„Ich war in einer ordentlichen Schule, bis meine Mutter starb, und ich mir mein Brot selbst verdienen mußte. Warst du es denn nicht?"

„Nein. Aber ich kann doch lesen und schreiben. — Übrigens, wenn ich ein Junge wäre, hätte ich das Geld gewiß schon beisammen."

„Wie hättest du das angefangen?"

„Wie der bucklige Johnny. Du weißt doch, daß er heute fünf Schilling bekommen hat von dem Redakteur des „Herald", weil er der erste war, der die große Neuigkeit brachte von dem Mord in Tom Tuckers Saloon."

„Ja, ich weiß es. Er war zufällig in der Kneipe gewesen, als die Sache passierte. Und da hatte er den guten Einfall, gleich zum „Herald" zu laufen, noch ehe einer von den Reportern da war. Aber er hat schändlich gelogen, dieser windige Johnny. Denn von einem Mord ist gar keine Rede. Der Matrose hat nur einen Streifschuß an der Schulter, und es sind auch nicht drei Revolverschüsse abgefeuert worden, sondern nur einer."

„Für die Leute, die es lesen, ist das doch einerlei," entschied Daisy altklug. „Die Hauptsache ist, daß Johnny sein Geld in der Tasche hat. Mit seinem Zeitungsverkauf hätte er sie vielleicht in drei Wochen nicht verdient."

„Wohl wahr. Aber es war doch nur ein Zufall, und so ein Glück kommt nicht alle Tage."

„O, wäre ich ein Junge, der überall hingehen kann, und könnte ich mich Tag und Nacht auf der Straße herumtreiben, so wollte ich bald alle Tage eine solche Neuigkeit entdecken. Eigentlich hätte ich schon eine. Aber es fehlt mir an Mut, damit zum „Herald" zu gehen. Soll ich sie dir schenken?"

„Wenn es was Ordentliches ist, kann ich ja statt deiner hingehen. Aber du hast wahrscheinlich schon zu lange damit gewartet."

Sie machte wieder eine ihrer energisch verneinenden Kopfbewegungen. „Es ist erst vor einer Stunde passiert, und ich bin sicher, daß noch kein Reporter Wind davon bekommen hat. Ich habe es auch nur ganz zufällig erfahren."

„Was ist's?"

Daisy neigte sich mit geheimnisvoller Miene näher gegen ihn hin. „Bei Mrs. Flanagan, die gerade über uns im fünften Stock wohnt, sind heute Zwillinge angekommen."

Charles konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. „Und das ist alles?"

„Ja, was denn noch mehr? Ein paar allerliebste Zwillinge sind doch wohl ebensoviel wert wie ein Mord, der noch dazu nicht wahr ist."

„Ja, das schon," meinte er zögernd. „Aber ich glaube, die Leute lesen es nicht ebenso gern. Man würde uns darum nicht eine einzige Zeitung abkaufen,

wenn wir ausriefen: Das Neueste über die Zwillinge der Mrs. Flanagan."

Daisy schien einigen Respekt vor der überlegenen Weltkenntnis seiner fünfzehn Jahre zu empfinden, denn sie ließ entmutigt den Kopf sinken. „Es wäre also nicht der Mühe wert, damit zum „Herald" zu gehen?" meinte sie traurig.

„Ich bin sicher, daß sie nicht einen Penny dafür zahlen würden. Man muß schon auf eine bessere Gelegenheit warten."

Mit einem graziösen Schwung war die kleine Zeitungsverkäuferin auf den Füßen. „Ich muß jetzt nach Hause," erklärte sie. „Bist du morgen vormittag auch wieder da?"

„Am Vormittag habe ich meinen Standort vor dem Hotel Bristol. Und ich möchte dir raten, ebenfalls dahin zu gehen. Hier würden sie dir doch keine Ruhe lassen, wenn niemand da ist, dich in Schutz zu nehmen."

Daisy dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie zustimmend. „Ich fürchte mich nicht vor ihnen; aber am Ende kann man es ja versuchen. Also auf morgen vor dem Hotel Bristol. Das ist ja ganz bei unserer Wohnung." Sie rannte über das Bollwerk dahin, daß ihr geflicktes Röckchen im Seewinde flatterte.

Charles Webster aber suchte an diesem Abend nicht das von wohltätigen Menschenfreunden errichtete Asyl auf, wo die heimatlosen Zeitungsjungen und andere „Straßenaraber" für wenige Pfennige ein Nachtquartier, ein Bad und eine Morgensuppe haben konnten, sondern er verbrachte die sommerlich linde Nacht in dem ersten besten Winkel. Die dadurch ersparten Pfennige aber versenkte er, sorgfältig in Papier gewickelt, in den Tiefen der linken Hosentasche, die ihm in Ermanglung eines

anderen diebessicheren Behälters als Geheimtresor für besondere Kostbarkeiten diente.

Zu seinem persönlichen Gebrauch schienen sie also nicht bestimmt.

— — — — — — — — — — — —

Daisy hatte den wohlgemeinten Rat ihres neu gewonnenen Freundes befolgt, und ihr feines Stimmchen ertönte am nächsten Vormittag unermüdlich vor dem Hotel Bristol, wo bei dem beständigen Kommen und Gehen der Gäste der Erfolg in der Tat kein übler war, wenn er auch bei dem Mangel einer sensationellen Tagesneuigkeit das Geschäft von gestern nicht erreichte. Nach Charles hatte sie sich bis jetzt vergebens umgesehen. Aber daß er sich absichtlich fernhalten könnte, um ihr nicht durch seinen Mitbewerb den Absatz zu schmälern, kam ihr nicht einen Augenblick in den Sinn.

Jetzt rollte ein Wagen vor das Hotel, und der Negergroom des Hotels sprang eilfertig hinzu, um den Schlag zu öffnen. Zuerst stieg ein sehr elegant gekleideter Herr in weißen Gamaschen und roten Glacéhandschuhen heraus. Er hatte ein mageres, beinahe zitronengelbes Gesicht mit einem pechschwarzen Zwickelbart. Er wandte sich nach dem Wagen zurück, um einer schlank gewachsenen jungen Dame beim Aussteigen behilflich zu sein. Und Daisys runde Kinderaugen öffneten sich weit beim Anblick von so viel Schönheit und Vornehmheit, als da in einer sich weithin ausbreitenden Wolke von süßem Wohlgeruch auf das Pflaster herniederschwebte.

„Das ist Rita Leoni, der Star vom Metropolitantheater," hörte sie jemand neben sich sagen. Und weniger weil sie wirklich auf das Zustandekommen eines Geschäfts gehofft hatte, als um dies Wunder in Frauengestalt aus noch größerer Nähe anzustaunen, drängte

sie sich mit der Ungeniertheit, die bereits eine Errungenschaft ihres neuen Berufes war, zwischen den Herrn mit den weißen Gamaschen und seine Begleiterin.

„Zeitungen! Zeitungen! — Kaufen Sie den „Herald"! — Das Neueste über den Einbruch bei Potter & Smith!"

Sie war der schönen Rita Leoni dabei wohl etwas aufdringlich nahe gekommen, denn mit einer unwilligen Bewegung raffte die junge Dame ihr Kleid an sich, daß die seidenen Unterröcke rauschten.

„Dies schmutzige Straßengesindel!" kam es voll Abscheu von ihren rot geschminkten Lippen. Und ihr Kavalier erfaßte Daisys Arm, um sie unsanft beiseite zu schieben. Der schwarze Groom des Hotels aber glaubte seinen Diensteifer nicht besser an den Tag legen zu können als dadurch, daß er die kleine Zeitungsverkäuferin an beiden Schultern packte und sie heftig schüttelte, um sie für die vermeintliche Unverschämtheit zu strafen.

Aber er hatte nicht wohl daran getan, denn im nämlichen Moment empfing er einen Stoß vor die Brust, der ihn zurücktaumeln ließ, und aus dem sommersprossenübersäten Gesicht eines lang aufgeschossenen, flachsblonden Burschen funkelten ihn ein Paar zornige Augen drohend an. Eine halbe Minute später war die Straße vor dem Hoteleingang zum nicht geringen Ergötzen der Vorübergehenden der Schauplatz eines regelrechten Faustkampfes, der von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt wurde. Fräulein Rita Leoni war im Innern des Hauses verschwunden. Ihr Begleiter aber war stehen geblieben und feuerte den Groom durch ermutigende Zurufe an. „Tapfer, Jim! Gib es ihm ordentlich, dem Strohkopf!" schrie er.

Charles Webster warf einen Blick sprühenden Hasses zu dem eleganten Gentleman hinüber, und das höhnisch verzogene, zitronengelbe Gesicht mit den stechenden

schwarzen Augen prägte sich in diesem Moment so fest in sein Gedächtnis ein, daß er es sicherlich in seinem Leben nicht wieder vergessen würde. Dann stieß er plötzlich mit seinem schweren Stiefel dem Neger gegen die Schienbeine,*) daß dieser, an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, unter dem lauten Gelächter der Zuschauer heulend floh, während Charles seine umhergestreuten Zeitungen aufraffte und sich mit gelassener Miene anschickte, weiterzugehen.

Er war erst ein Dutzend Schritte weit, als Daisys Stimme an seiner Seite laut wurde. „Hat er dir weh getan, der Nigger? Du blutest an der Hand!"

„Nun, ich hab's ihm gehörig heimgezahlt, denke ich."

„Das hast du!" bestätigte Daisy, und es leuchtete wie Stolz in ihren Augen. „Aber gib mir dein Taschentuch, dann werde ich dir die Hand ordentlich verbinden."

Der tapfere Charles wurde feuerrot. „Mein Taschentuch — — ich muß es gestern irgendwo verloren haben. Und es wird schon zu bluten aufhören. Zeitungspapier ist das Beste dagegen."

„Nein, das ist nicht wahr. Das Beste ist alte Leinwand. Und wenn du mitkommst bis an unser Haus, hole ich dir welche herunter. Es sind nicht mehr als fünf Minuten bis dahin, denn es liegt gerade hinter dem Metropolitantheater. Und in dem Schuppen auf dem Hofe kann ich dich verbinden, ohne daß es jemand sieht."

Charles erhob keinen Widerspruch, denn die Hand schmerzte ihn ganz gewaltig.

„Da hinein!" sagte Daisy, als sie in den finsteren Hof des himmelhohen Hauses geschlüpft waren. „Ich bin gleich wieder da."

Der aus Brettern ausgeführte Schuppen, in den

*) Siehe das Titelbild.

sie ihn gewiesen hatte, war beinahe leer. Nur in der einen Ecke lag ein hoch aufgeschichteter Haufen von alten Säcken, dessen Anblick im Verein mit der Beschaffenheit der ganzen Lokalität in dem praktischen Charles sogleich die Vorstellung erweckte, daß er gar kein übles Nachtlager abgeben würde.

Schon nach Verlauf von wenig Minuten kam Daisy atemlos und mit einem Vorrat von alter Leinwand zurück. Ein kunstgerechter Verband war es ja gerade nicht, den sie Charles anlegte; aber das Mitleid und der liebevolle Eifer, mit dem sie ihn herstellte, konnten schon einigermaßen ersetzen, was ihr dabei an Sachkenntnis und Geschicklichkeit abging.

„So! Jetzt wird es schon heilen," meinte sie tröstend, als die Hand durch die zwanzigfache Umwicklung die Größe eines mäßigen Kinderkopfes erreicht hatte. „Wenn nur der gräßliche Kerl mit dem Quittengesicht auch was abgekriegt hätte! Ich würde ihm am liebsten die Augen ausgekratzt haben. Wenn er der Mann von der schönen Rita Leoni ist, so weiß ich wahrhaftig nicht, wo sie ihren Verstand gehabt haben mag, als sie ihn heiratete."

Charles begnügte sich, die Achseln zu zucken. Er empfand für die schöne Rita ebensowenig Sympathie als für ihren Begleiter, aber es dünkte ihn nicht der Mühe wert, davon zu reden.

„Ich muß jetzt fort," sagte Daisy, „denn meine Tante ist eben nach Hause gekommen. — Hier, nimm die Zeitungen, die ich übrig behalten habe. Ich bin ja doch schuld daran, daß deine auf den Boden fielen und verdorben worden sind."

2.

Am folgenden Nachmittag hatte der „Melbourne-Herald" wieder eine sensationelle Neuigkeit, und in allen

Straßen konnte man die Zeitungsjungen brüllen hören: „Geheimnisvoller Diebstahl im Metropolitantheater! — Rätselhaftes Verschwinden von Rita Leonis Brillanten! — Der interessanteste Kriminalfall dieses Jahres!“

Genau so lauteten nämlich die üblichen drei Überschriften eines Artikels, der folgenden Wortlaut hatte:

„Seit Wochen erregt der herrliche Brillantschmuck der gefeierten Operettendiva Rita Leoni allabendlich die Bewunderung und das Entzücken unserer Damenwelt. Und dieses köstliche Geschmeide, dessen Hauptstück das Geschenk eines russischen Großfürsten ist, und das leider nur für fünftausend Pfund bei der Gesellschaft „Argus“ gegen Diebstahl versichert war, obwohl sein Wert mindestens das Dreifache beträgt, ist gestern abend während der Vorstellung auf unerklärliche Weise verschwunden. Man denke sich folgenden Hergang. Fräulein Rita Leoni kommt wie immer eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung in ihre Garderobe, wo sie von Mrs. Brownie, einer Ankleidefrau, bedient wird, die seit zehn Jahren am Metropolitantheater beschäftigt ist und sich bisher tadellos geführt hat. Die Garderobe der Diva liegt im ersten Stock nach der schmalen Seitenstraße hinaus, die sich an der Hinterfront des Theatergebäudes hinzieht. Durch das Fenster kann niemand einsteigen, wenn er nicht eine Feuerleiter ansetzt. Das Zimmer hat nur eine einzige, auf den Gang hinausführende Tür, und dieser Gang kann von niemand ungesehen betreten werden, da an seinem Ende während des ganzen Abends ein Feuerwehrmann postiert ist. Fräulein Leoni hatte, wie sie es stets zu tun pflegt, ihren Schmuck in einer ledernen Handtasche verwahrt, die sie während der Fahrt ins Theater nicht einen Augenblick von sich läßt und nach der Ankunft in ihrer Garderobe auf den Toilettentisch legt. So geschah

es auch gestern abend. Daß das Geschmeide etwa schon vorher gestohlen worden sein könnte, wird durch die übereinstimmende Aussage der Sängerin und der Mrs. Brownie auf das bestimmteste widerlegt. Denn während sich Fräulein Leoni für den ersten Aufzug ankleidete, gab sie der Garderobenfrau den Befehl, ihr eine bestimmte Nadel aus der Tasche zu reichen. Und Mrs. Brownie, die mehrere Etuis öffnen mußte, ehe sie das richtige gefunden hatte, konnte sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugen, daß sowohl die Brillantbrosche wie das Rubinenarmband und vor allem die aus Brillanten, Smaragden und Saphiren zusammengesetzte riesige Libelle, das oben erwähnte großfürstliche Geschenk, in der Tasche vorhanden waren. Die Frau erinnert sich genau, die einzelnen Etuis wie die Tasche wieder geschlossen und die letztere auf ihren gewöhnlichen Platz zurückgestellt zu haben. Dann meldete sich an der Tür des Ankleidezimmers ein Bote, der eine Bestellung für Fräulein Leoni auszurichten hatte. Da man ihn nicht einlassen konnte, ging Mrs. Brownie hinaus, um die Bestellung entgegenzunehmen. Sie hielt sich nicht länger als einige Minuten draußen auf dem Gange auf und ist bereit, zu beschwören, daß während dieser Zeit niemand die Garderobe, in der sich auch die Operettendiva noch immer befand, betreten haben kann. Als sie wieder eintrat, war Fräulein Leoni mit ihrem Kostüm fertig und begab sich auf die Bühne, wo sie bis zum Fallen des Vorhangs sang und spielte. Als die reizende Sängerin dann in ihre Garderobe zurückkam, um in aller Eile die große Balltoilette für den zweiten Akt anzulegen, und Mrs. Brownie auf ihr Geheiß die Tasche öffnete, um ihr das Geschmeide zu reichen, ergab sich zu Fräulein Leonis Entsetzen, daß nicht mehr ein einziges Stück davon vorhanden

war. Sämtliche Etuis waren verschwunden, und eine trostlose Leere gähnte den beiden bestürzten Frauen entgegen. Die Diva fiel in Ohnmacht, und der Beginn des zweiten Aufzuges mußte um beinahe eine halbe Stunde hinausgeschoben werden. Inzwischen waren natürlich die umfassendsten Nachforschungen angestellt worden, ohne daß sich über den Verbleib der kostbaren Schmucksachen oder über die Person des Diebes auch nur das allergeringste hätte ermitteln lassen. Mrs. Brownie bleibt bei der Versicherung, daß sie den Raum während der Abwesenheit der Sängerin nicht verlassen habe, und der Feuerwehrmann erklärt mit aller Bestimmtheit, daß während dieser Zeit kein anderer in das Ankleidezimmer des Fräulein Leoni gegangen sei. Natürlich mußte sich die Garderobenfrau, auf die allein der Verdacht gerichtet werden kann, sofort einer gründlichen Durchsuchung unterwerfen. Aber man förderte dabei nichts Belastendes zu Tage, und wenn auch angesichts der mangeklärten Sachlage schließlich ihre Verhaftung verfügt werden mußte, so herrscht doch bei sämtlichen Angestellten des Theaters die Meinung, daß ihr der Diebstahl nicht zuzumuten ist. Fräulein Rita Leoni ist infolge der furchtbaren Aufregung erkrankt, so daß die heutige Vorstellung abgesagt werden mußte. Daß die Gesellschaft „Argus“ die Versicherungssumme von fünftausend Pfund auszahlen muß, kann keinem Zweifel unterliegen, der bedauernswerten Künstlerin aber, der damit nur ein Drittel des erlittenen Schadens ersetzt wird, wendet sich mit Recht die allgemeine Teilnahme des Publikums zu.“

So lautete der sensationelle Artikel des „Herald“, und die ersten, die ihn lasen, waren natürlich die Zeitungsjungen. Namentlich Charles Webster studierte ihn, noch unter dem Tore des Heraldgebäudes stehend, mit

großer Aufmerksamkeit vom ersten bis zum letzten Wort, und dann starrte er eine ganze Weile so nachdenklich vor sich hin, wie wenn er mit der Lösung der tiefsten und schwierigsten Probleme beschäftigt wäre. Bestürzt fuhr er zusammen, als eine kleine Hand ihn sachte am Jackenärmel zupfte.

„Guten Tag, Charles!“ klang ihm eine freundliche Stimme an das Ohr.

„Ah, du bist es, Daisy!“ sagte Charles. „Aber ich habe jetzt keine Zeit. Ich bin auf dem Wege, eine Neuigkeit zu entdecken, und wenn die dumme Revolvergeschichte des buckligen Johnny ihre fünf Schilling wert war, so gebe ich die meinige nicht anders her als für ein Kleid und ein Paar Schuhe. Erwarte mich heute abend um neun Uhr in der Nähe eures Hauses, dann will ich dir alles erzählen.“

Ohne sich weiter um die erstaunte und fragende Miene der Kleinen zu kümmern, machte er kurzweg kehrt und stieg mit seinem Zeitungsbündel unter dem Arm die Treppe empor. Im ersten Stock, wo die Redaktionsbureaus lagen, kam ihm ein Junge mit blanken Jackenknöpfen entgegen und fragte nach seinem Begehr.

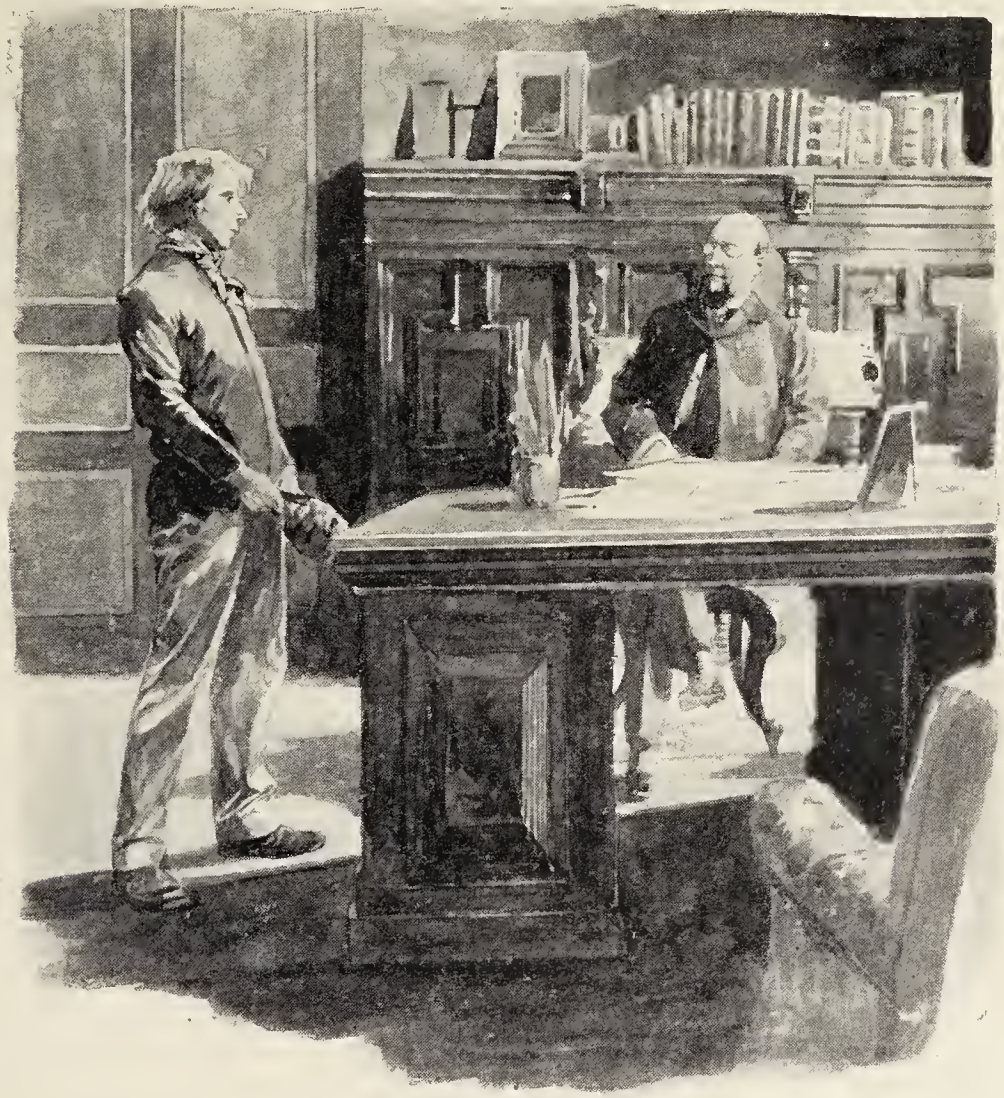
„Ich möchte den Redakteur sprechen,“ sagte Charles etwas beklommen. Und der uniformierte Türhüter betrachtete ihn ziemlich geringschätzig von oben bis unten.

„Welchen Redakteur? Den für das Auswärtige oder den Handel oder das Lokale oder —“

„Den Redakteur, der die fünf Schilling bezahlt hat für den Mord in Tom Tuckers Saloon,“ unterbrach ihn Charles kurz entschlossen. „Ich habe eine Neuigkeit für ihn, die mindestens das Doppelte wert ist.“

Der junge Mensch verzog den Mund zu einem höhnischen Grinsen, aber er führte den Zeitungsjungen doch

in eines der vielen Zimmer, deren Türen auf den schier endlosen Gang ausmündeten. Da mußte Charles ein paar Minuten warten, bis sich die Pforte eines Nebengemachs vor ihm auftat. Ein Herr, der vor



seinem mit Papieren überladenen Schreibtisch saß, streifte ihn mit flüchtigem Blick.

„Du hast eine Neuigkeit für den „Herald“?“

„Ja. Aber ich sage sie nicht eher, als bis ich weiß, was ich dafür bekomme.“

„Ei, sieh doch, was für ein tüchtiger Geschäftsmann in dir steckt! Aber es ist bei uns nicht Brauch, die

Katze im Sack zu kaufen. Ich kann dir nichts weiter versprechen, als daß wir für deine Neuigkeit genau so viel zahlen werden, als sie wert ist."

Charles überlegte ein wenig. Da er aber fand, daß der Mann am Schreibtisch ein ehrliches Gesicht habe, entschloß er sich, ihm zu vertrauen.

„Es handelt sich um den Schmuck des Fräulein Rita Leoni," sagte er. „Ich kann Ihnen mitteilen, was damit geschehen ist."

Der Redakteur machte große Augen. „Das wäre allerdings etwas, mein Junge. Aber wie bist du denn zu dieser Kenntnis gekommen?"

„Dadurch, daß ich gestern abend dem Manne der Rita Leoni nachgegangen bin und ihn beobachtet habe."

„Das wird ja immer interessanter. Aber es würde erheblich glaubwürdiger sein, wenn die Nebenumstände besser stimmten. Fräulein Leoni ist nämlich bis zur Stunde noch unverheiratet."

„Nun, ich weiß nicht, ob er ihr Mann ist oder was sonst. Jedenfalls war es der Kerl mit dem gelben Gesicht und der schwarzen Bartfliege, der gestern vormittag bei ihr im Wagen gesessen hat. Ich würde ihn noch nach hundert Jahren wiedererkannt haben."

„Gut also, nehmen wir an, es wäre der Bruder der Operettensängerin gewesen; denn auf ihn würde deine Beschreibung ungefähr zutreffen. Nun aber erzähle, was du eigentlich gesehen hast."

Charles trat ganz nahe an den Schreibtisch heran und flüsterte ein paar Minuten lang so geheimnisvoll in das Ohr des Redakteurs, als fürchte er, rings von Lauschern umgeben zu sein, die nur darauf warteten, ihn um sein Geld zu bringen.

Als er zu Ende war, drückte der Journalist auf den Knopf eines Telegraphen.

„Ich lasse Mr. Jewel bitten — er ist drüben im Reporterzimmer."

Der Groom entfernte sich diensteifrig mit diesem Auftrag, und zwei Minuten später trat der Gewünschte über die Schwelle. Die beiden Herren unterhielten sich eine Weile miteinander, wobei Mr. Jewel wiederholt deutliche Zeichen des Erstaunens gab; dann wandte der Redakteur sich wieder an Charles: „Dieser Herr ist der Reporter, der die Angelegenheit Leoni für uns bearbeitet. Er wird jetzt auf Grund deiner Mitteilungen seine Nachforschungen unternehmen, und du wirst ihn dabei begleiten. Ich kann dir versprechen, daß es dein Schade nicht sein wird, wenn deine Angaben sich bewahrheiten."

Charles glaubte, daß er nun geradeswegs zu Herrn Leoni geführt werden würde, und der Gedanke, dem Manne gegenübergestellt zu werden, den er belauscht hatte, war ihm nicht gerade angenehm. Aber seine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet, denn die Fahrt ging zunächst nicht in das Hotel Bristol, sondern in das Direktionsbureau der Versicherungsgesellschaft „Argus". Ein Reporter weiß immer, von welcher Seite er die Dinge anzufassen hat, wenn nicht nur das Interesse der Allgemeinheit, sondern auch sein eigenes gewahrt werden soll. Und Mr. Jewel, der sich unterwegs von seinem jugendlichen Gewährsmanne noch einmal ausführlichen Bericht hatte erstatten lassen, war sehr rasch zu dem Schluß gekommen, daß es zu einer gedeihlichen Erledigung des interessanten Falles am besten sein würde, auf jegliche Mitwirkung der staatlichen Polizei zu verzichten.

Deshalb begab er sich in das Bureau der Versicherungsgesellschaft, die an der Wiederherbeischaffung der gestohlenen Juwelen jedenfalls das allergrößte Interesse

hatte, und nachdem Charles, dem die Sache schon ein wenig langweilig zu werden anfing, dort abermals seinen Bericht wiederholt hatte, ließ sich einer der Direktoren des „Argus“ seinen Hut bringen und bestieg mit den beiden anderen den unten wartenden Wagen. Diesmal ging es wirklich nach dem Hotel der schönen Sängerin. Aber Charles brauchte die Herren nicht in die Höhle des Löwen zu begleiten, sondern durfte mit Mr. Jewel, der ein äußerst vergnügtes Gesicht machte und ihn sehr freundlich behandelte, unten im Wagen zurückbleiben.

3.

Fräulein Rita Leoni lag mit blaß geschminktem Gesicht auf der Chaiselongue ihres eleganten Salons im Hotel Bristol, als ihr der Besuch eines Herrn von der Versicherungsgesellschaft „Argus“ gemeldet wurde.

Es handle sich um die Auszahlung der Entschädigungssumme, hatte das Stubenmädchen in seinem Auftrage zur Erklärung des späten Besuches ausrichten müssen, und dies Zauberwort hatte ihm ohne weiteres die Tür zum Allerheiligsten der Operettensängerin geöffnet. Er begrüßte sie mit der Artigkeit eines wohlerzogenen Mannes und erkundigte sich sehr teilnehmend nach ihrem Befinden, ehe er mit dem eigentlichen Zweck seines Besuches herauskam.

„Ich freue mich, Ihnen eine sehr angenehme Eröffnung machen zu dürfen, verehrtes Fräulein,“ sagte er in dem liebenswürdigsten Ton von der Welt. „Wir sind dem Diebe Ihrer Schmucksachen auf der Spur, und ich zweifle nicht, daß wir ihn innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dingfest gemacht haben werden.“

Fräulein Ritas Gesicht war so tief im Schatten, daß sich nicht recht erkennen ließ, welchen Eindruck die

erfreuliche Mitteilung auf sie gemacht habe. Aber es verstrichen einige Sekunden, ehe sie erwiderte: „Das ist ja überraschend. Wie sind Sie auf diese Spur gekommen?“

„Natürlich durch die Findigkeit der in unseren Diensten arbeitenden Detektive. O, Sie glauben nicht, mein Fräulein, wie geschickt diese Leute sind. Die berufsmäßigen Polizisten sind armselige Stümper gegen sie. Nichts ist so fein angelegt und so kunstvoll durchgeführt, sie wissen doch die geheimsten Fäden des Gespinstes bloßzulegen. Kann man sich etwas Rätselhafteres denken als Ihren Fall? Und doch brauchen unsere Leute noch nicht vierundzwanzig Stunden, um die Lösung des Rätsels zu finden.“

Fräulein Leoni mußte wirklich nicht ganz wohlauf sein, denn man hörte deutlich, wie rasch und wie mühsam ihre Atemzüge waren. „Und welches — welches sollte diese Lösung sein?“

„Selbstverständlich ist keine andere als die raffinierte Mrs. Brownie die Diebin gewesen. Man hat nichts von den gestohlenen Kleinodien bei ihr gefunden, aber das ist nicht wunderbar, da sie sie eben einfach zum Fenster hinausgeworfen hatte.“

Ein unartikulierter Laut, vielleicht der höchsten Überraschung, aber vielleicht auch des höchsten Schreckens, kam als Antwort von der Chaiselongue herüber.

Der liebenswürdige Besucher aber schien darin weiter nichts Befremdliches zu finden, denn er fuhr ruhig fort: „Es ist bereits festgestellt, daß ein Individuum, von dem wir die genaueste Personalbeschreibung besitzen, sich während der Vorstellung in dem Hofe hinter dem Theater aufgehalten hat, und zwar beharrlich gerade unter dem Fenster Ihres Ankleidezimmers. Ein vollkommen einwandfreier Zeuge hat bemerkt, daß dieses

Fenster geöffnet wurde, daß eine weibliche Gestalt mit dem Untenstehenden gewisse Zeichen gewechselt und schließlich einige Gegenstände hinausgeworfen habe, die von jenem aufgefangen und eingesteckt wurden. Da wir, wie gesagt, ein genaues Signalement haben, kann ich Ihnen die baldige Ermittlung des Diebes oder Diebeshehlers auf das bestimmteste versprechen."

Er konnte nicht vollenden, denn etwas höchst Seltsames und Überraschendes hatte sich plötzlich ereignet. Fräulein Rita Leoni war nämlich mit einem Ausruf der Verzweiflung von ihrer Chaiselongue aufgesprungen und hatte sich ihm mit der ganzen Anmut, die auf der Bühne das Entzücken ihrer Verehrer ausmachte, im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Füßen geworfen.

„Barmherzigkeit, mein Herr — Gnade! Stürzen Sie mich nicht ins Verderben! Ich — ich selbst bin diese weibliche Gestalt gewesen."

Der andere bemühte sich zwar noch, den Erstaunten zu spielen; aber das ironische Lächeln, das um seine Lippen zuckte, strafte seine Worte Lügen. „Sie, Fräulein Leoni? — Aber das ist ja ganz unmöglich."

„Es ist leider die Wahrheit. Wir befanden uns in einer schrecklichen Geldverlegenheit, und da ich mich nicht dazu entschließen konnte, meine Schmucksachen zu versetzen oder zu verkaufen, kam mein Bruder auf den unglücklichen Gedanken, uns die Versicherungssumme zu verschaffen, indem wir den Anschein erweckten, die Juwelen seien gestohlen worden. Zu diesem Zweck mußte ich sie wie immer mit in das Theater nehmen, mußte, um eine Zeugin für ihr Vorhandensein zu haben, die Ankleidefrau veranlassen, die Etuis zu öffnen, und mußte dann die wenigen Minuten, während deren sie durch einen von meinem Bruder abgesandten Boten draußen vor der Tür festgehalten wurde, dazu benutzen,

dem Untenstehenden die Etuis zuzuwerfen. Da haben Sie das ganze Geständnis. Und nun, da ich mein Schicksal in Ihre Hände gelegt habe, nun werden Sie nicht so grausam sein, mich zu verderben." —

Dem Direktor der Gesellschaft „Argus" lag in der Tat nicht das geringste an dem Verderben der Künstlerin. Er hatte seine Vorschläge schon in Bereitschaft, und sie wurden mit heißem Danke angenommen. Die

Bedingungen lauteten: Sofortige Beibringung der angeblich nur verlegten Juwelen, damit die unschuldig verhaftete Mrs. Brownie noch heute in Freiheit gesetzt werden könne, und Zahlung einer angemessenen Entschädigung an die bedauernswerte Ankleidefrau; ferner: Aufhebung der mit dem „Argus" abgeschlossenen Versicherung unter Verfall der Prämie und Entrichtung von fünfzig Pfund Sterling zum Ersatz der gehabten Auslagen. Bei prompter Erfüllung dieser bescheidenen Forderungen sollte auch von seiten des „Herald" das Geheimnis des merkwürdigen Juwelendiebstahls unverbrüchlich gewahrt werden.

„Sie werden ja nun allerdings vielleicht doch genötigt sein, Ihre Kleinodien zu verpfänden," fügte der Direktor bei der höflichen Verabschiedung lächelnd hinzu, „aber es bleibt Ihnen die Möglichkeit, aus dem interessanten Vorfall so viel Reklamekapital zu schlagen, daß Sie damit binnen kurzem wieder auf Ihre Kosten kommen."

— — — — — — — — — — — —

Mit nicht geringer Ungeduld hatte Daisy Mc Culloch auf ihren Ritter gewartet. Aber als er dann endlich kam, wurde sie einigermaßen enttäuscht, denn was er ihr zu erzählen hatte, war bei weitem nicht so interessant, als sie es erwartet.

„Mit meiner Neuigkeit war es doch nichts," sagte er ausweichend. „Sie war nicht viel mehr wert als deine Zwillinge der Mrs. Flanagan. Aber ich habe nichtsdestoweniger heute einen Glückstag gehabt. Denn man hat mir eine feste Anstellung im Bureau des „Argus" gegeben, und ich werde nun nicht länger nötig haben, Zeitungen zu verkaufen und auf der Straße zu übernachten."

„Das ist gut für dich," sagte Daisy erfreut, aber

dann fügte sie doch mit einem Seufzer hinzu: „Ich wollte, ich könnte das Zeitungverkaufen auch aufgeben. Denn heute haben mir zuerst die abscheulichen Jungen unten am Hafen keine Ruhe gelassen, und dann habe ich beim Nachhausekommen noch von meiner Tante Bridget Prügel gekriegt, weil ich ihr nicht sagen wollte, wo ich gewesen war. Ich fürchte, ich bringe die fünfzehn Schilling doch in meinem ganzen Leben nicht zusammen."

„Doch," sagte Charles, indem er ein sorgfältig in Papier gewickeltes Päckchen aus seiner linken Hosentasche zog und es dem Mädchen in die Hand drückte, „da sind sie, Daisy! — Nun brauchst du nicht mehr an den Hafen hinunter. Good bye!"

Und ehe sie sich noch von ihrem Erstaunen erholen konnte, war er mit langen Sätzen davon und im Dunkel des Abends verschwunden.

Am russischen Kaiserhofe.

Bilder aus dem häuslichen Leben des Zaren.

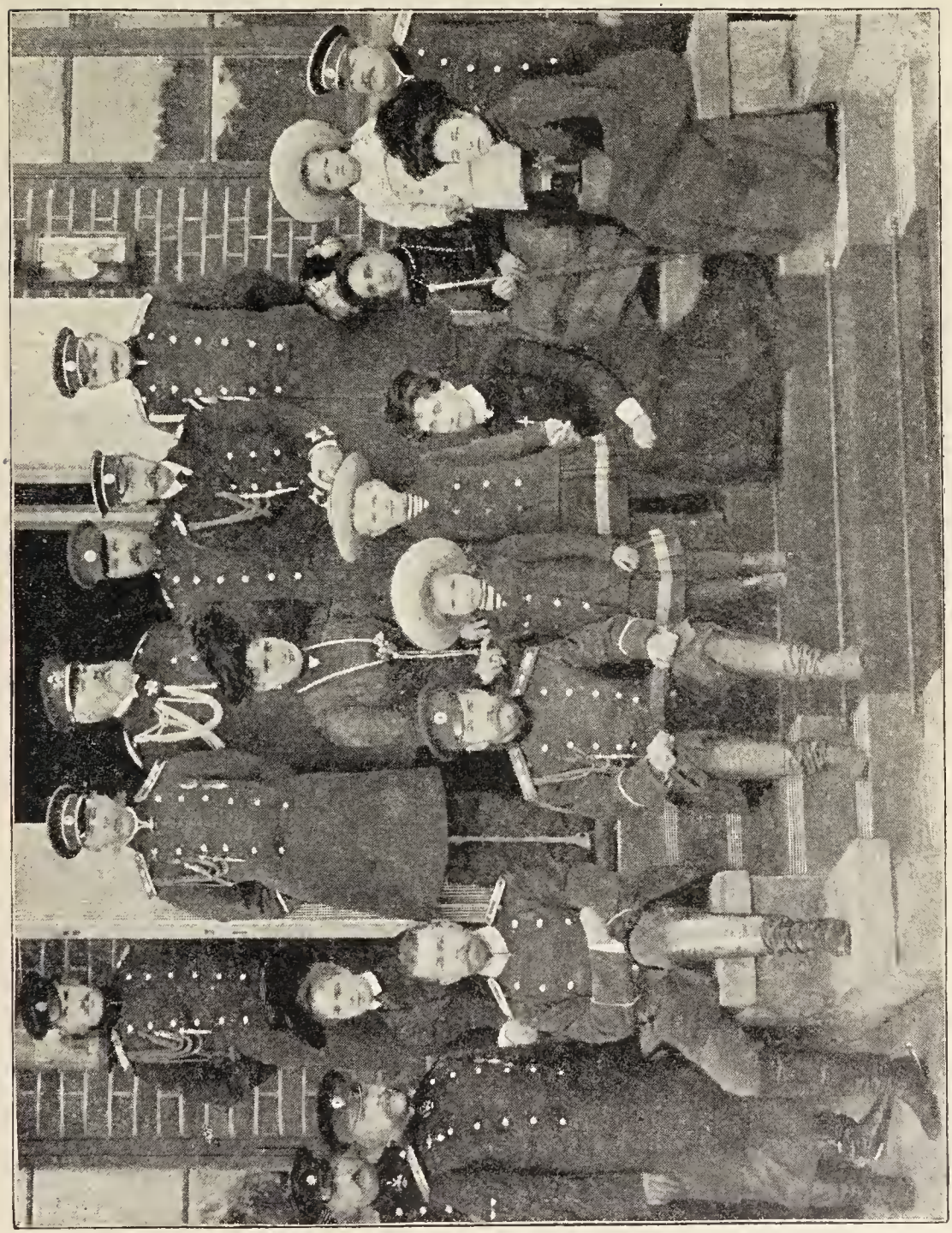
Von H. Wolffram.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Nicht nur in Rußland selbst, wo namentlich bei der Landbevölkerung die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Macht des Zaren und dem blendenden Glanz seiner Hofhaltung bestehen, sondern auch außerhalb des russischen Reiches pflegt man sich von dem täglichen Leben des Herrschers, der über mehr als hundert Millionen Untertanen gebietet, ein sehr wenig zutreffendes Bild zu machen. Während man über die Gewohnheiten und Liebhabereien anderer europäischen Regenten durch die Ausführlichkeit, mit der die Zeitungen davon erzählen dürfen, meist ziemlich genau unterrichtet ist, ist man in der russischen Presse in Bezug auf die Vorgänge am Kaiserhofe sehr zurückhaltend. Und doch würde das, was eine wahrheitsgetreue Berichterstattung dem Publikum erzählen könnte, nur danach angetan sein, die sympathische Gestalt des regierenden Kaisers Nikolaus II. den Herzen seiner Untertanen noch näher zu bringen.

Obwohl der Zar wohl der reichste Mann der Welt ist

und mit der unbeschränkten Freiheit des absoluten Herrschers über die ungeheuren Einkünfte seines gewaltigen



Die Zarenfamilie mit dem Prinzen Heinrich von Preussen.

Reiches verfügen kann, führt er doch, soweit er seinen persönlichen Neigungen folgen darf, ein verhältnismäßig einfaches und anspruchsloses Leben. Seine Tageseinteilung

ist streng geregelt, und nur unabweisliche Pflichten der Repräsentation können eine Abweichung herbeiführen.

Pünktlich um acht Uhr pflegt der Herrscher aufzustehen, und schon eine Stunde später sitzt er am Schreibtisch, um die wichtigsten und dringendsten Re-

Zar und Zarin mit dem Grossfürsten Wladimir und seiner Gemahlin.

gierungsangelegenheiten zu erledigen. Um elf folgt eine etwa einstündige Frühstückspause, und die Zeit bis ein Uhr Mittags ist alsdann der anstrengendsten Arbeit gewidmet. Die zahlreichen Randnoten, mit denen der Zar die ihm vorgelegten Berichte der Minister und Regierungsbehörden zu versehen liebt, beweisen am besten, wie eingehend er jedes von ihm zu unterzeichnende Schrift-

stück studiert und wie eifrig er bemüht ist, sich auf allen Gebieten auf Grund des ihm zugänglichen Materials ein eigenes Urteil zu bilden. Der Kaiser hat die Gewohnheit, sich während dieser Tätigkeit häufig durch ein

Das Zarenpaar auf einem Waldspaziergang.

Glas Tee und durch den Genuß eines Kaviarbrötchens zu erfrischen.

Um ein Uhr aber wird die Arbeit zu Gunsten des Familienlebens unterbrochen, und die nächsten drei Stunden gehören ausschließlich der Gattin und den Kindern, die dem Vater jubelnd entgegenzueilen pflegen. Es ist bekannt, ein wie musterhaft glückliches Eheleben Zar Nikolaus führt.

Alle, die ihr persönlich nahetreten durften, rühmen die Liebenswürdigkeit und den Geist der jungen Zarin

ebenso wie die Anmut ihrer noch immer mädchenhaften äußeren Erscheinung. Sie ist die aufmerksamste, rücksichtsvollste und fürsorglichste Gattin, wie sie ihren Töchtern eine zärtliche und gewissenhafte Mutter ist. Auch der Kaiserin ist jene Abneigung gegen alle steifhöfische Etikette und die Vorliebe für eine einfache, behagliche Lebensführung eigen, die einen so hervorstechenden Zug in dem Charakter des Zaren bilden. Von lebhaftem Interesse erfüllt für alles, was ihren Gemahl beschäftigt, leistet sie ihm wie eine gute Hausfrau nicht nur während der Stunden der Zerstreuung und Erholung, die gewöhnlich auf langen Spaziergängen gesucht wird, sondern oftmals auch während der Arbeit Gesellschaft. Und es geschieht nicht selten, daß beim Erscheinen von Ministern oder anderen hohen Würdenträgern, die zu irgend einem wichtigen Vortrage befohlen worden sind, der Kaiser seine Gattin ausdrücklich um ihr Verweilen bittet.

Auch während der traulichen Mittagsstunden, die Zar Nikolaus im Kreise der Seinen verbringt, kann er freilich nicht ganz aufhören, Herrscher zu sein. Er liebt es, sich während dieser Zeit über die wichtigsten Tagesneuigkeiten aus den Zeitungen unterrichten zu lassen, und gewöhnlich fällt diese Aufgabe einem der Adjutanten zu, der die Auszeichnung genießt, in den intimen Familienzirkel gezogen zu werden.

Um vier Uhr nimmt der Kaiser seine Arbeit wieder auf, und er erhebt sich in der Regel nicht früher aus seinem Schreibsessel, als bis mit dem Glockenschlag der siebenten Stunde die Zeit des Hauptmahles gekommen ist.

Auch den Freuden der Tafel ist Kaiser Nikolaus nur in bescheidenem Maße zugetan. Wenn er im kleinen Kreise speisen kann, darf die Mahlzeit nur aus wenigen Gängen bestehen und wird mit erstaunlicher Schnelligkeit abgetan. Die Unterhaltung während des Essens

aber ist von größter Lebhaftigkeit und sehr häufig durch treffende Bemerkungen und Scherzworte des erlauchten Hausherrn gewürzt, während man es bei großen Prunkmählern dem Zaren leicht ansehen kann, wie ermüdend ihm die unvermeidliche Länge der Veranstaltung ist.

Nach aufgehobener Tafel verbringt der Kaiser noch einige Stunden mit seiner Familie, eine Gewohnheit, an der besonders dann mit großer Gewissenhaftigkeit festgehalten wird, wenn seine Mutter, die Kaiserin Witwe, zugegen ist. Um zehn Uhr zieht sich der Herrscher dann noch einmal in sein Arbeitszimmer zurück, das er pünktlich um Mitternacht verläßt, um sich zur Ruhe zu begeben.

Die Kaiserin Witwe von Russland.

Viele Gebräuche am russischen Kaiserhofe haben seit der Thronbesteigung des jetzigen Zaren eine durchgreifende Veränderung erfahren. Wie er schon durch seine schlanke, zierliche Figur einen auffallenden Gegensatz zu der reckenhaften Gestalt seines Vaters, Alexan-

ders III., bildet, so sind auch seine Neigungen und Charakteranlagen von durchaus anderer Art. Die Strenge Alexanders III. ist seinem Wesen völlig fremd, er ist voll zartester Rücksicht auf die Empfindung anderer. Zahllose wohlbeglaubigte Züge feinster Liebenswürdigkeit werden von ihm berichtet, und die aus seiner persönlichen Initiative hervorgegangenen Bestrebungen zur Erhal-

Der Zar im Begriff, eine Ausfahrt anzutreten.

tung und Sicherung des Weltfriedens kennzeichnen den Charakter des mächtigen Fürsten deutlich genug.

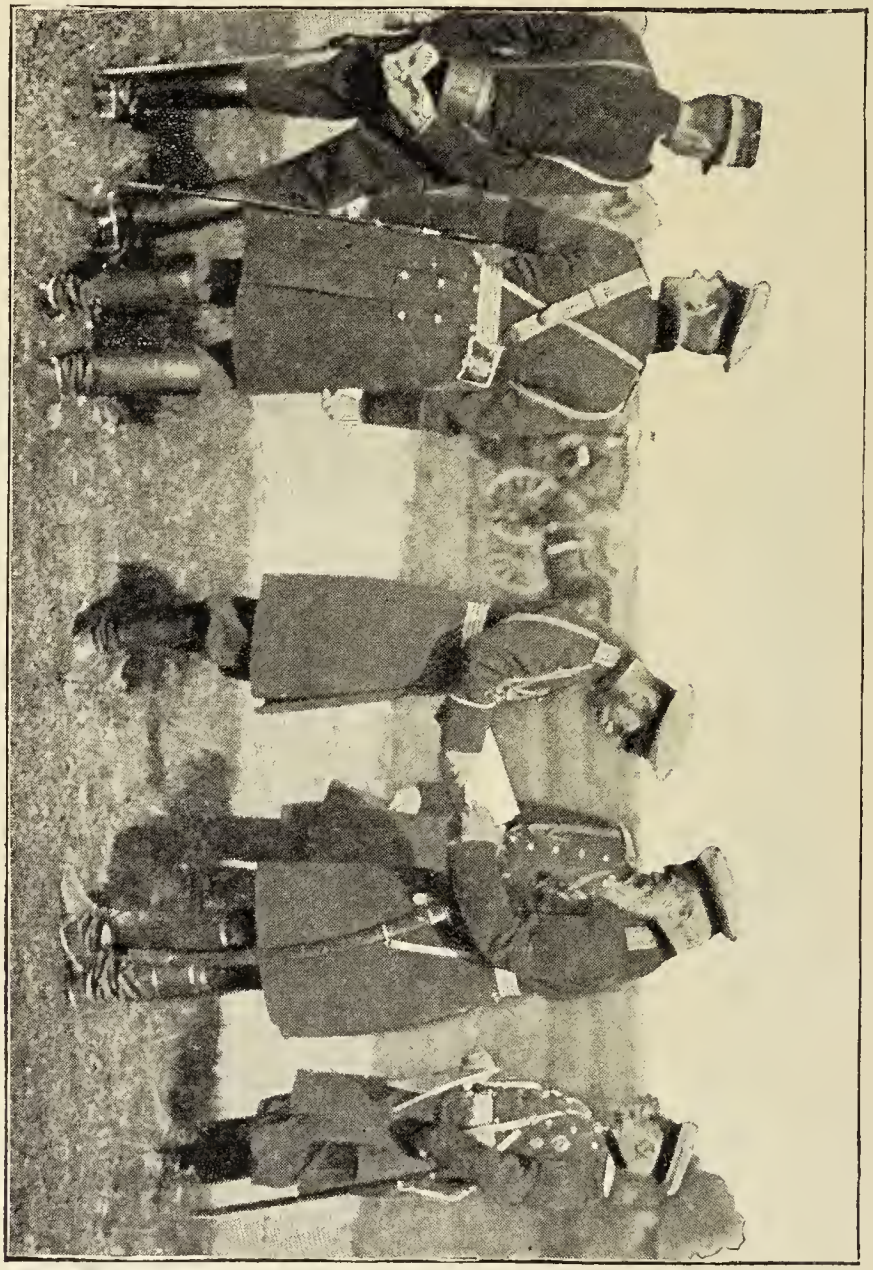
Während sein Vorgänger unmittelbare Berührungen mit Fremden möglichst vermied, macht Zar Nikolaus seine Spazierfahrten zumeist in einer kleinen einfachen Equipage, die er anhalten läßt, wo es ihm gerade gefällt, und zur Verzweiflung der für die Sicherheit des Herrschers verantwortlichen Persönlichkeiten ist oft genug die Polizei über Ziel und Richtung des Ausflugs gar nicht unterrichtet.

Auch der Zutritt zum Zaren ist wesentlich erleichtert worden. Wenn er auch natürlich nicht jeden seiner

Der Zar mit dem Grossfürsten Michael im Walde.

Untertanen ohne weiteres empfangen kann, so ist der Kaiser seinem Volke doch um ein gewaltiges Stück näher-

gerückt, und die milde Leutseligkeit seines Wesens erklärt hinlänglich die schwärmerische Liebe, die ihm und seiner Gemahlin selbst von den Bauern des entlegensten



Der Zar bei den Manövern.

Gouvernements entgegengebracht wird. Es geschieht nicht selten, daß Deputationen solcher Bauern sich vertrauensvoll auf den langen Weg nach Petersburg machen, in der festen und fast immer berechtigten Zuversicht, daß

„Väterchen" sie empfangen und ihren Wünschen gnädiges Gehör schenken werde.

Die in früheren Jahren etwas schwankende Gesundheit des Zaren ist längst eine vortreffliche geworden.

Der Zar, einem Adjutanten Befehle erteilend. Im Hintergrunde Grossfürst Konstantin.

Sie setzt ihn in den Stand, sich allen Strapazen des Soldatenlebens zu unterziehen, wie es seine Stellung als höchster Befehlshaber der Armee von ihm fordert. Er pflegt alljährlich an den großen Manövern mit demselben Interesse und eindringenden Verständnis teilzunehmen wie irgend ein aktiver General, und seine

körperliche Ausdauer setzt bei solchen Gelegenheiten seine Umgebung oft genug in Erstaunen.

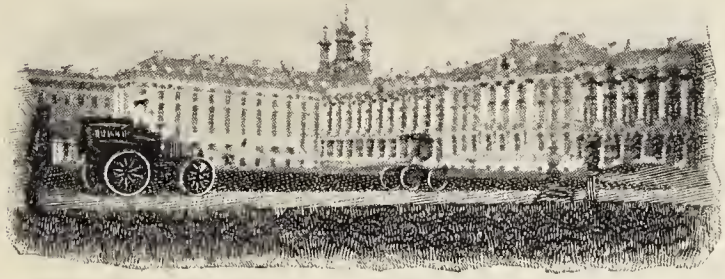
Von den vielen Schlössern und Residenzen, über welche der Zar verfügt, sind die am meisten bevorzugten neben dem Winterpalast in St. Petersburg der Palast von Zarskoje-Selo, das nach dem Muster von Versailles erbaute Schloß Peterhof in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt und Schloß Livadia in der Krim.

Der auf dem linken Ufer der Newa gelegene Winterpalast, der 140 Meter lang, 110 Meter breit und 24 Meter hoch ist, wurde 1754 von Rastrelli erbaut und nach dem furchtbaren Brande vom 29. Dezember 1837 nach dem ursprünglichen Plane, aber im Innern noch prächtiger als vorher, wieder aufgeführt. Er bietet Platz für die Aufnahme von ungefähr 6000 Personen und enthält eine große Anzahl überaus prächtiger Repräsentationsräume. Die durchweg im englischen Stil eingerichteten Gemächer für den Zaren und die Zarin aber machen in ihrer Einfachheit fast den Eindruck einer geschmackvollen Mittelstandswohnung.

Die Gastmähler und Ballfestlichkeiten im Winterpalast sind von jeher durch ihre verschwenderische Prachtentfaltung berühmt. Einzig in ihrer Art dürfte zum Beispiel die Tafeldekoration sein, die bei Banketten zur Ausführung zu gelangen pflegt. Eine große Anzahl gewaltiger, mit Früchten überladener Orangenbäume, für deren Stämme entsprechende Ausschnitte in den Tafeln vorgesehen sind, wird bei solchen Gelgenheiten derart aufgestellt, daß die Gäste gleichsam im dichten Schatten eines Orangenwaldes speisen, und der Eindruck dieser Ausschmückung ist von unbeschreiblichem Reiz.

Bald nach seiner Thronbesteigung verausgabte der Zar eine Summe von etwa einer Million für den Um-

bau und die Neuausstattung der Küchen im Winterpalast. Diese Küchen bilden eine Sehenswürdigkeit für sich. Alle Kochgerätschaften sind von massivem Silber; die Gewürzkästen und viele andere Behälter von massivem Golde, die Backöfen und Bratröste reich mit Silber beschlagen. Tische und Wandbekleidungen sind vom reinsten schwarzen Marmor. Als eine besondere Merkwürdigkeit gilt ein großer goldener Bratrost aus den Zeiten der Kaiserin Katharina.



Der Palast von Zarskoje-Selo.

Da der Hofstaat des Zaren natürlich ein seiner hohen Stellung entsprechender ist, beherbergt der Winterpalast stets eine sehr große Zahl von Bewohnern. Besteht doch schon das ständige militärische Gefolge des Herrschers aus nicht weniger als 173 Personen, von denen 73 Generale und 76 Adjutanten sind. Dieser militärische Hofstaat setzt sich zusammen aus 15 Mitgliedern der kaiserlichen Familie,

Ein Pavillon im kaiserlichen Park.

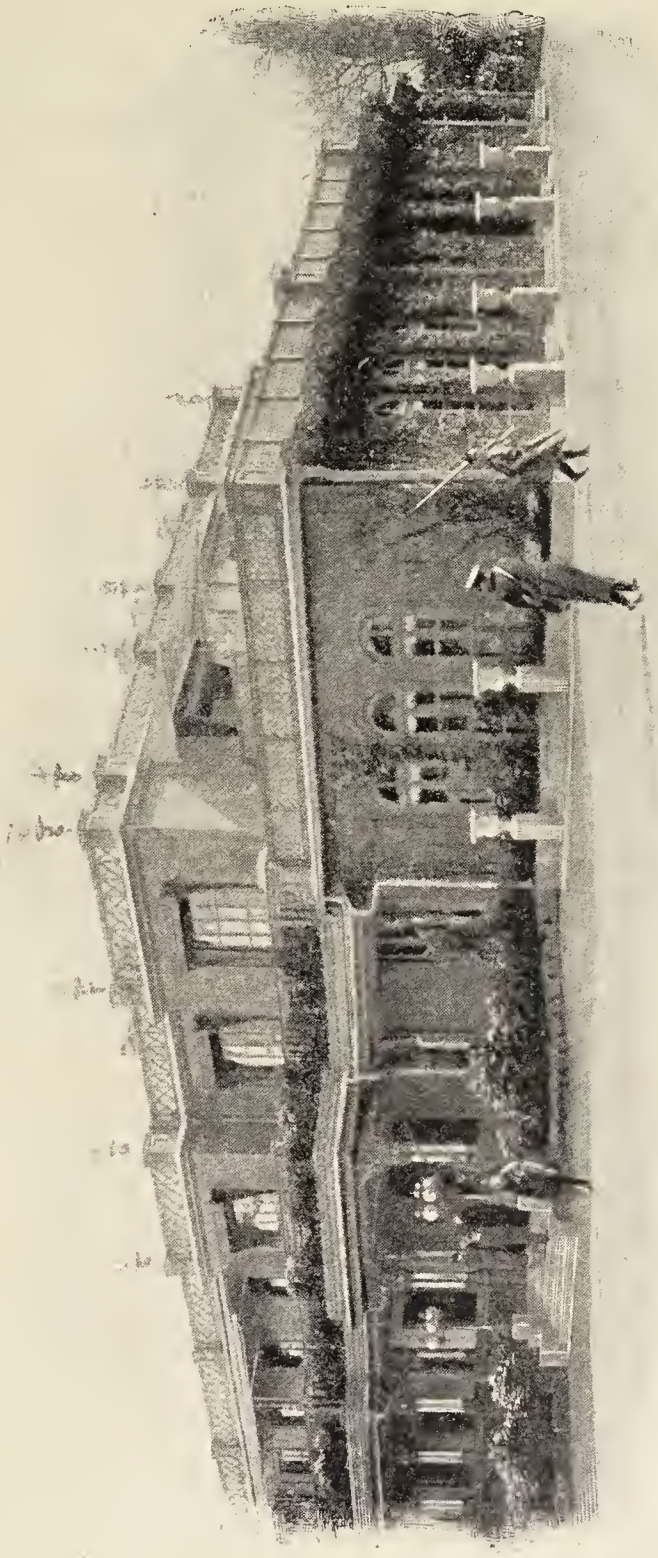
17 Prinzen von nicht kaiserlicher Herkunft, 17 Grafen, 9 Baronen und 115 anderen Offizieren.

Ein Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie ist das Schloß von Zarskoje-Selo (Zarendorf), etwa 20 Kilometer südlich von St. Petersburg. Es entstand aus einer von Peter dem Großen für sich und seine

Schloss Peterhof.

Gemahlin begründeten sehr bescheidenen Anlage. Die Kaiserin Elisabeth erbaute 1744 das jetzige überaus prächtige Schloß, das Katharina II. mit großem Kostenaufwande weiter ausschmücken ließ. Das Hauptgebäude ohne die beiden Seitenflügel ist 230 Meter lang und hat eine Front von 79 Fenstern. Die einst vergoldeten Zieraten, mit denen die Fassade überladen ist, sind freilich heute nur mit gelber Farbe überstrichen. Besonders bemerkenswert im Innern ist der 40 Meter lange Ballsaal und ein kleiner Salon, dessen Wände ganz mit Bernstein bekleidet sind, ein Geschenk König

Friedrich Wilhelms I. von Preußen an die Kaiserin Anna. Überaus imposant wirkt auch die von dem Architekten Cameron erbaute, von der Gartenseite an das Schloß stoßende Marmorgalerie, um deren oberes Stockwerk eine Kolonnade aus Marmorsäulen läuft. Von hier aus genießt man einen herrlichen Ausblick auf den Garten und den großen See, auf welchem eine Flotte von Miniaturschiffen schwimmt, die den charakteristischen Schiffstypen der verschiedenen seefahrenden Nationen nachgebildet sind.



Schloss Livadia in der Krim, die Lieblingsresidenz des Zaren.

Der auf einem sumpfigen Terrain angelegte Park ist durch gärtnerische Kunst zu einem der schönsten bei Petersburg gemacht worden. Er umschließt eine größere Anzahl reizvoller Bauwerke, unter denen hier nur das allerliebste Sommerhaus hervorgehoben werden mag, in welchem der Zar und die Zarin gern mit besonders bevorzugten Gästen speisen. Es enthält eine Einrichtung zur Versenkung der Tafel, die nach jedem Gange im Boden verschwindet, um in kürzester Zeit in neuer Herrlichkeit wieder zu erscheinen.

Am Finnischen Meerbusen, gegenüber von Kronstadt, liegt Schloß Peterhof, von der Hauptstadt aus in einer Stunde mit der Eisenbahn zu erreichen. Auch dieses kaiserliche Besitztum verdankt seine Entstehung schon Peter dem Großen, und es wurde ebenfalls unter Katharina vollendet. Auch die späteren Kaiser trugen noch vieles zur Verschönerung und Ausschmückung des Schlosses bei, dessen Räume heute wahre Prunkgemächer sind. Eine große Anzahl von Kaskaden, Springbrunnen und Wasserkünsten aller Art zieht sich vom Schlosse bis zum Meere hin.

Wohl die reizendste aller Besitzungen der russischen Krone aber ist Livadia an der Südküste der Krim. Hier pflegt sich die kaiserliche Familie während der Sommermonate aufzuhalten. Von den beiden Villen, die ihr zur Verfügung stehen, zeichnet sich die ältere, von dem ursprünglichen Besitzer, dem Grafen Potocki, erbaute (welche auf unserem Bilde dargestellt ist), durch ihre edle Einfachheit und ihren Komfort aus, während das neuere im maurischen Stil erbaute Schlößchen einen mehr monumentalen Charakter trägt.

Ihr Vater.

Novelle von Emma Merk.

(Nachdruck verboten.

Die junge Lehrerin, die zweimal in der Woche dem Töchterchen des Doktor Haller eine Unterrichtsstunde im Französischen zu geben hatte, beugte sich auf das Heft ihrer kleinen Schülerin herab und strich mit roter Tinte die Fehler an.

„Aber Elli! Diesmal hast du wirklich herzlich schlecht gearbeitet! Da sieh nur her! Ich bin sehr betrübt über dich."

Elli kaute verlegen an ihrem Federhalter und stammelte dann mit glühend roten Wangen: „Ach, Fräulein! Ich kann nichts dafür. Rudi ist gerade unten im Hof auf Onkel Günthers Pferd herumgeritten, und da hab' ich hinunterschauen müssen."

Gertrud fühlte recht wohl, daß sie diese Ausrede nicht gelten lassen durfte. Aber die Kleine war gar so herzig. Wie kam's nur, daß sie dem Kinde nicht ernstlich zürnen konnte? Wenn Elli sie mit ihren klaren braunen Augen anguckte, mußte sie nur immer das

Verlangen bekämpfen, das süße Gesichtchen an sich zu drücken, das frische, rosige Mäulchen zu küssen.

„Hast du wenigstens dein Zeitwort gelernt?“ fragte sie.

„Ja, ja!“ rief das Kind und schnurrte eifrig sein aimer herunter.

„Schön, nun versuche einmal, mit dem Wort Sätze zu formen.“

Elli besann sich einen Moment. „J'aime mon oncle — ich liebe meinen Onkel. Tu aimes mon oncle — du liebst meinen Onkel —“

Gertrud machte eine ungeduldige Bewegung und ward purpurrot im Gesicht.

„Ist das nicht recht?“ fragte die Kleine überrascht.

„Ja, ja, nur weiter!“

„Il aime son cheval — er liebt sein Pferd.“

Die junge Lehrerin bekämpfte, so gut es ging, eine heftige Anwandlung, aufzulachen. —

Die Mutter der Kleinen war damit beschäftigt, in dem behaglichen Wohnzimmer nebenan den Teetisch zu ordnen. Ihr Bruder, der Oberleutnant Günther v. Bechstein, ein schlanker Offizier mit klaren braunen Augen und einem frohlaunigen, frischen Gesicht, der lesend am Fenster gesessen hatte, sprang plötzlich auf, warf einen Blick auf den Tisch, zog dann den Arm der jungen Frau in den seinen und sagte leise: „Du behältst Fräulein Gebhardt doch wieder zum Tee da? Ich freue mich schon auf den Moment, wenn die langweilige Lektion zu Ende ist. — Bitte, bitte, sei doch nett und lieb!“

Frau Haller hob drohend den Finger. „Willst du dem armen Ding um jeden Preis den Kopf verdrehen? Ich fordere sie ja gerne auf, zu bleiben, denn ich kann sie wirklich gut leiden. Aber gerade weil sie mir lieb ist, habe ich geradezu Gewissensbisse, wenn ich dir immer

wieder Gelegenheit gebe, ihr den Hof zu machen und sie mit verliebten Augen anzuschauen. Es hat doch wirklich keinen Sinn. Heiraten kannst du sie ja doch nicht — und wenn sie dir noch so gut gefällt!"

„Weiß ich. Weiß ich leider zur Genüge. Aber ich sehe doch nicht ein, warum ich deshalb jedem hübschen und liebenswürdigen Mädchen aus dem Weg gehen soll, weil ich nicht genug Geld habe, um die Kaution zu stellen."

„Deinetwegen bin ich auch gar nicht ängstlich. Ihr Herren wißt euch schon eure Seelenruhe zu wahren. Mir wär's nur um Gertrud leid, wenn sie ihr Herz an eine so aussichtslose Liebe hängen würde."

Günther sah nachdenklich hinaus in den hellen Sonnenschein, der über der Straße lag. „Ich bin kein schlechter Kerl, Minna. Ich habe leider viel zu wenig Leichtsinn für einen Leutnant. Auch ich möchte nicht, daß ihr frisches junges Gesicht traurig und blaß würde, daß sie anfinge, sich zu grämen. Du glaubst gar nicht, wie gewissenhaft ich jeden weicheren Ton vermeide, wie oft ich ein warmes Wort unterdrücke. Gefühlvoll darf man nicht werden; das ist vom Übel. Aber wenn sie zwischen ihren langweiligen Stunden einmal ein wenig plaudern und lachen kann, das schadet ihr gewiß nicht, das mußt du ihr gönnen, Schwesterchen!"

„Geh, ich weiß schon, daß du mich immer herumkriegst," sagte Minna mit einem drolligen Seufzer. „Da steht ja schon ihre Tasse. Hoffentlich hast du nicht immer so wenig zu tun wie jetzt, und kannst dich nicht jedesmal „zufällig" einfinden, wenn Elli französischen Unterricht hat!" —

Gertrud zögerte erst, ob sie die Einladung annehmen sollte. „Mama ist so allein," meinte sie. Aber sie ließ sich dann doch überreden. Diese lustige Teestunde war

in ihrem einförmigen Leben ein Fest, auf das sie nicht zu verzichten vermochte.

Sie sah reizend aus mit den blühenden rosigen Wangen und den strahlenden jungen Augen, und ihr Lachen klang so anmutig, daß der Offizier das tollste Zeug durcheinander schwatzte, um nur immer wieder diesen frohen Ton zu hören. Als sie sich dann verabschieden mußte, begleitete er sie noch bis an das Gittertor des kleinen Vorgartens. Der Himmel war strahlend blau. Die Bäume waren mit Blüten bedeckt; es duftete nach Veilchen; ein heller Goldton zitterte über den Häusern, auch die nüchterne Straße schimmerte von Licht und Glanz.

„Man möchte singen, jauchzen, so schön ist es heute," sagte er begeistert.

„Wunderbar schön — ja," erwiderte sie nachdenklich. „Aber ich weiß nicht, mich stimmt diese Frühlingspracht immer ein wenig wehmütig. Man hat solches Reisefieber, solche Sehnsucht nach den Bergen, eine recht böse Unzufriedenheit mit dem alltäglichen Trab."

Er schaute ihr mit einem Ausdruck des Mitleids in die Augen. „Also fort möchten Sie, Fräulein Gertrud?" fragte er dann leise. Ohne ihre Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ich habe gar keine Sehnsucht in die Ferne. Ich finde es sehr schön hier — viel zu schön!"

Sein Ton, seine Miene hatten etwas so Einschmeichelndes, als wollte er sagen: solange du in meiner Nähe bist!

Sie wendete ihre Augen ab, spielte mit den weichen Blättchen an den Johannisbeerstauden und rief dann lachend: „Ach Sie, Herr Oberleutnant! Für Sie gibt es überhaupt keine melancholischen Anwandlungen —"

„Wer weiß?" sagte er bewegt, während er ihre Hand festhielt, die sie ihm zum Abschied reichte. „Man

muß nur lernen zu lachen, weil man ja mit dem Seufzen auch nichts ändern kann. Unsereiner darf ja nicht zu wünschen wagen, muß immer die Hand auf das Herz drücken und sich selbst kommandieren: Bleib kalt — bleib vernünftig! — Da ist es noch am besten, man entsagt in Heiterkeit!"

So entsagungsvoll die Worte klangen, sein Blick, sein Händedruck strafte sie Lügen.

Wie im Traum schritt sie dann dahin durch die sonnenhellen Straßen.

Sie rechtete und grollte nicht mit dem Schicksal. Sie dachte nicht an die Zukunft. Ein wunschloses Glück durchströmte sie: er hat mich lieb! Und die Welt ist so schön heute!

Sie sah nicht, wer an ihr vorüberging, sie schritt so leicht, so innerlich jubelnd dahin, als würde sie von unsichtbaren Flügeln emporgetragen, hoch über die nüchterne Straße, in das wonnige Blau.

Was er für warme, gute Augen hatte!

Nun wußte sie auch, warum sie mit Elli nicht zanken konnte. Das Kind hatte denselben treuherzigen Blick wie er!

Sie mußte plötzlich vor sich hin lachen: Wie die Kleine heute gesagt hatte: „Tu aimes mon oncle — du liebst meinen Onkel!" — Die Wahrheit von den ahnungslosen Kinderlippen!

Ach, wie war doch das Leben so merkwürdig, so wunderlich, so geheimnisvoll!

Der leise Duft, das Gezwitscher, der Lichtglanz wirkte wie ein süßer Rausch auf die Achtzehnjährige, der ein warmer Blick, eine liebe Stimme alle wehmütigen Gedanken verjagt, ein heißes Pochen im Herzen geweckt hatte.

Erst als sie sich dem großen Miethause näherte, in

dem sie mit ihrer Mutter in ein paar ziemlich frostigen Zimmern im vierten Stock wohnte, kam wieder die Ernüchterung über sie. Ja, während sie die halbdunklen Treppen hinaufstieg und die Korridortür aufschloß, packte sie eine förmliche Bangigkeit. So oft, wenn sie fröhlich heimgekommen war, hatte sie zu Hause irgend eine Trübsal erwartet; die Mutter war wieder krank gewesen oder verstimmt von einer Sorge, die dann tagelang als schwere Wolke über ihnen hing. Gertrud hatte trotz ihrer Jugend schon viel Trauriges erfahren; sie war ängstlich, mißtrauisch geworden vor dem Leben.

Ihre erste Bewegung, als sie einen Blick auf die Mutter geworfen, war denn auch die eines jähen Erschreckens. Die zarte, für gewöhnlich so bleiche Frau hatte heiße rote Flecke auf den Wangen; die Augen waren groß und glänzend. Sie saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, noch in ihrem Straßenkleid; Hut und Kragen lagen neben ihr auf dem Stuhl, achtlos hingeworfen.

„Um Gottes willen, Mama! Was ist dir denn? Fühlst du dich krank?“

„Du bist so lange nicht heimgekommen, Trude. Ich habe mich so aufgeregt vor Ungeduld. Das Warten macht mich so nervös.“

„Frau Doktor lud mich zum Tee ein, Mama. Sie war so freundlich und lieb!“ sagte Gertrud etwas verlegen. Sie wußte sehr wohl, daß sie trotz der Liebenswürdigkeit der jungen Frau sich nicht hätte halten lassen, wenn die Augen des jungen Offiziers sie nicht so dringend gebeten hätten, zu bleiben. Die Existenz dieses Bruders, wenigstens seine häufige Anwesenheit bei Hallers, hatte sie ihrer Mutter verschwiegen.

Sie legte Hut und Jacke ab, setzte sich neben die Mutter und schlang schmeichelnd ihren Arm um deren

Nacken. „Was ist dir denn, Mama? Warum hast du mich so ungeduldig erwartet?“

Es war etwas Beschützendes in der Art, wie die blühende, kraftvolle Tochter die schmächtige Frau mit den welken, zerfallenen Zügen und den schweren Schatten unter den Augen anblickte.

Gertrud war gefaßt darauf, von irgend einem kleinen Mißgeschick zu hören, das die arme Mutter wieder ganz aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Vielleicht war die Aufwartefrau, die ihnen die gröbere Arbeit abnahm, unverschämt gewesen; vielleicht hatte es mit den Hausgenossen eine Reiberei gegeben. Sie suchte schon nach Trostworten, um auch diesem neuen Ungemach gegenüber den Kopf oben zu behalten. Doch die Mutter sagte mit zitternder Stimme: „Denke dir! Wir haben eine große Erbschaft gemacht!“

Gertrud schaute einen Moment bestürzt, wie von Grauen gepackt, auf das schmale Gesicht mit den heißen roten Flecken auf den Wangen und die umschatteten Augen. Sie glaubte, die Mutter spreche im Fieber. Eine beklemmende Angst vor Schlimmerem noch, vor dem Furchtbarsten, was einem geliebten Menschen geschehen kann, raubte ihr förmlich den Atem.

„Du brauchst nicht so ungläubig dreinzuschauen, Trude. Ich rede nicht irre. Es ist in voller Richtigkeit. Hier liegt das Schreiben des Amtsgerichts. Gerade als ich heimkam, hat der Bote es mir übergeben.“

„Und das sagst du so, als ob ein Unglück geschehen wäre! Dabei siehst du so kummervoll aus, daß ich wirklich erschrocken bin!“ rief Gertrud mit sanftem Vorwurf.

„Ja, sieh, es ist seltsam! Jammer und Sorge kann ich tragen; daran bin ich gewöhnt. Bei dieser freudigen Botschaft bin ich förmlich zusammengebrochen. Ich war

so schwach, daß ich mich gar nicht mehr vom Fleck rühren konnte."

„Aber von wem in aller Welt haben wir denn etwas geerbt?" fragte Gertrud noch immer zweifelnd, obwohl sie das gerichtliche Schreiben in der Hand hielt und sich bemühte, die gewundenen Sätze zu verstehen.

„Von Tante Franziska, von der Schwester meines verstorbenen Vaters. Sie ist vor vierzehn Tagen vom Schlag getroffen worden. — Wir haben es ja in der Zeitung gelesen."

„Aber sie wollte doch nie etwas von uns wissen! Du sagtest noch, wir wollten lieber nicht trauern, denn es wäre ihr sicher nicht recht, wenn die armen Verwandten sich mit ihren schwarzen Kleidern zu ihr bekennen wollten."

„Ja, sie hatte sich seit meiner Heirat ganz ablehnend gegen mich verhalten. Aber vielleicht hat sie es mir hoch angerechnet, daß ich sie in Ruhe ließ, als es mir schlecht ging, daß ich nichts von ihr verlangte. Vielleicht hat sie auch eine alte Ungerechtigkeit gutmachen wollen. Weißt du, das war nämlich so: mein Vater hatte doch seinerzeit eine chemische Fabrik bei Landsberg übernommen. Dazu brauchte er ein größeres Kapital. Sein Vermögen wurde ihm also bar ausbezahlt. Tante Franziska, die damals schon die Frau eines wohlhabenden Gutsbesitzers war, konnte auf Barvermögen verzichten und bekam die ziemlich großen Grundstücke, die mein Großvater weit draußen vor der Stadt besaß und die damals freilich noch gänzlich unverkäuflich schienen. Im Laufe der Jahre sind aber bei der wachsenden Ausdehnung der Stadt diese Grundstücke ganz enorm im Wert gestiegen, und Tante Franziska hat für einen einzigen Bauplatz so viel bekommen, als das ganze Vermögen meines Vaters betragen hatte. In seinen letz-

ten Jahren hat mein Vater oftmals mit einem Seufzer erwähnt, daß er eigentlich bei der Teilung sehr zu kurz gekommen sei. Aber dagegen war gar nichts zu machen. Es ist nur großmütig von Tante Franziska gewesen, daß sie nun einen Ausgleich suchte, der ihrer armen Nichte zu gute kommen soll. Ihr eigener Sohn ist so reich, daß er gegen das Testament wohl nichts einzuwenden hat. Mir ist's bloß wie ein Traum. Hunderttausend Mark, Trude, und ein kleines Haus in der Vorstadt! Ein Gartenhäuschen, wie ich es mir immer so sehnlichst wünschte. Kannst du es denn fassen? Wir dürfen fort aus dieser Enge in ein stilles, sauberes Gartenhäuschen, das uns zu eigen gehört! Wenn ich es nur erlebe, Kind! Mir ist so bang. O, du wirst sehen, dieses Glück fordert seine Buße!"

Sie sprach so hastig, so erregt, daß Gertrud sich alle Mühe gab, ruhig zu bleiben; daß sie noch gar nicht den Mut hatte, sich über diese unerwartete Wendung in ihrem Geschick zu freuen. Sie wußte ja, daß starke Aufregungen ihrer Mutter schadeten. Der Arzt hatte ihr wiederholt eingeschärft, der nervösen, herzleidenden Frau um jeden Preis seelische Erschütterungen zu ersparen. Schon als halbes Kind hatte Gertrud lernen müssen, sich zu beherrschen, kaltblütig, nüchtern zu scheinen, auch wenn ihr alle Adern klopften vor Unruhe.

„Weißt du, Mama, nun wollen wir es uns vor allem gemütlich machen," sagte sie scherzend. „Du ziehst dein Hauskleid an, und einstweilen decke ich den Tisch. Essen wollen wir doch auch heute, gelt? Ich wenigstens habe schon wieder Appetit, und du mußt eine Stärkung haben nach diesem „Schrecken". Dann sieht sich alles noch einmal so fröhlich an."

Frau Agnes Gebhardt nickte zerstreut. Eine Weile

trippelte sie im Zimmer herum, suchte nach ihren Schlüsseln, nach ihrer Geldbörse, öffnete Schubfächer, ohne zu wissen, was sie wollte, und rief dazwischen mit einer plötzlichen krampfhaften Ausgelassenheit: „Ach, die Aufwartefrau wird heute sehr verwundert sein, weil ich noch nichts einkaufen ließ. Sie sitzt gewiß mit einem höhnischen Gesicht in der Küche und meint, wir müßten heute hungern. Und einstweilen sind wir Hausbesitzerinnen, Kapitalistinnen! O Trude!"

Als sie sich dann an dem kleinen Eßtisch gegenübersaßen, und die Mutter, nachdem sie ihr bescheidenes Mahl verzehrt und ihr Gläschen Bier getrunken hatte, etwas müder und ruhiger wurde, fing Gertrud an, sich klar zu machen, was diese Erbschaft für sie bedeutete.

Und plötzlich stieg ihr eine Blutwelle in die Wangen, und sie schaute mit einem glückseligen Leuchten in den Augen, mit einem so träumerischen Lächeln vor sich hin, daß Frau Agnes, die diese Wandlung in ihren Zügen beobachtet hatte, erschrocken ausrief: „Was hast du, Trude? Was hast du eben gedacht?"

„O nichts, nichts, Mama! Ich habe mich nur gefreut, daß ich vielleicht künftig weniger Stunden zu geben brauche," sagte sie etwas verwirrt.

„Lüge mich nicht an, Trude! Du verbirgst mir etwas, du hast ganz verschönt ausgesehen! Es muß dir etwas viel Freudigeres durch den Kopf gegangen sein!"

Sie legte ihre hagere blasse Hand mit dem starken blauen Geäder auf den Arm des jungen Mädchens und schaute besorgt und angstvoll in das rosige Gesicht, das sich unter diesem forschenden Blick nur immer glühender färbte.

„Wenn du dich nur nicht verliebt hast, Trude!" rief die Mutter leidenschaftlich. „Wenn du nur nicht von

mir fortgehst! Nur um Gottes willen keine frühe Verlobung, Kind!"

„Aber Mama — wie kommst du auf den Gedanken?" stammelte Gertrud vollständig verblüfft. Konnte die Mutter denn hinter ihrer Stirn lesen, ihre geheimsten Gedanken erspähen? Es hatte sie wirklich eine süße, berauschende Hoffnung durchzuckt: Nun bin ich kein armes Mädchen mehr! Nun gäbe es eine Möglichkeit, die Frau eines Offiziers zu werden! Wir sind einander nicht mehr ganz unerreichbar!

„Ach, schau, Trude, dieser Gedanke hat mir sofort die Freude über die Erbschaft vergällt," sagte Frau Agnes mit verdüsterter Miene. „Während ich hier saß und auf dich wartete, da ist mir so viel durch den Kopf gegangen. Aber mit einem wirklichen Erschrecken hab' ich mir gesagt: Meine Trude ist jetzt eine gute Partie!"

„Geh, Mama!" lachte das junge Mädchen. „Um eine gute Partie zu sein, muß man heutzutage doch mindestens eine Million haben!"

„Das steht nur so in den Romanen, Kind. In Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Ein klein bißchen Goldglanz genügt oft, um einen anzulocken, der besser wegbliebe. O, du kennst die Männer nicht!" Sie blickte wie in schwere Erinnerung versunken vor sich hin.

Mit einem tiefen Seufzer sagte sie dann: „Schau, bisher war mir der Gedanke immer eine Beruhigung: Mein armes Kind nimmt mir keiner fort. Sie wird keinem Glücksritter in die Hände fallen. Mag sie hundertmal hübsch und lieb sein, einer kleinen Lehrerin gehen die Männer vorsichtig aus dem Wege. Nun aber! — Versprich mir, Trude, daß du keinem Glauben schenkst, daß du bei mir bleiben wirst, lange, lange

noch! Du bist noch so jung, so unerfahren! Ich warne dich vor deinem Unglück, Kind! Es gibt keinen größeren Betrug als die Liebe, es gibt keine schlimmere Gefahr als das eigene, gläubige, törichte Herz!"

Ein so banges, ergreifendes Flehen, eine solche Seelenangst sprach aus den Worten, daß Trude beklommen die Augen senkte. Unwillkürlich tauchte ein frisches, lachendes Gesicht vor ihr auf mit einem warmen, treuherzigen Blick. Sie wollte sich nicht verdüstern lassen von dem Pessimismus der Mutter.

„Es gibt doch auch glückliche Frauen," sagte sie mit einem weichen Lächeln. „Ich habe doch schon in manche Ehe einen Einblick gehabt. Wenn man in so viele Familien kommt wie ich! — Und ich muß wirklich sagen, ich staune oft geradezu, wie aufopfernd, wie gut und nachsichtig manche Ehemänner sind, wie sie ihre Frau verwöhnen und auf Händen tragen. Warum sollte mich nicht auch ein braver Mensch lieb haben können?"

Der bewegte Klang, der sehnsüchtige Ausdruck in den jungen Zügen erschreckte die Mutter aufs neue. „O, ich fürchte, ich fürchte, Trude, deine Augen sind schon umnebelt, es hat dir schon irgend einer dein Herz gestohlen! — Aber das sage ich dir," fuhr sie mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort, „ich gebe dir meine Einwilligung nicht! Nicht, bevor du fünfundzwanzig Jahre alt bist! Täusche dich doch nicht: du bist arm, ganz arm, nach wie vor. Ich, nur ich habe die Erbschaft gemacht! Ich brauche dir nichts zu geben, solange ich lebe, und wenn ich dir auch hart und grausam erscheine, ich weiß, daß ich nur dein Bestes will. In diesem einen Punkt werde ich unerbittlich sein. — O, ich habe es ja gewußt, daß diesem Reichtum, der mir in den Schoß fällt, sogleich der Fluch nachfolgen würde!"

Ihre Hände, die auf dem Tischtuch lagen, zitterten

heftig, durch die ganze schmächtige Gestalt flog's wie Fieberschauer. Sie war nun sehr bleich, und die umschatteten Augen hatten einen so ruhelosen, gequälten Blick, daß Gertrud bitterlich bereute, sich nicht besser beherrscht, ihre Gefühle nicht sorgsamer verborgen zu haben.

„Rege dich doch nicht auf, Mama! — Du siehst Gespenster! Ich habe keinen Freier, der mich fortholen wird, ich bleibe ja bei dir," sagte sie. Ihr Gesicht war recht ernst und traurig geworden.

Die Mutter schien beruhigt. „Versprich es mir — versprich es mir! Du gibst mir die Seelenruhe wieder. Ich werde schlafen können ohne das wilde Klopfen da drinnen."

„Ja, Mama, ich verspreche es dir." —

Gertrud schaute an diesem Abend, der eine Glückswendung für ihr Leben gebracht, an die sie noch vor einem Tag nicht im Traum zu denken gewagt hätte, mit weniger frohen Augen auf den Sternenhimmel hinaus als sonst. In das unerbittliche Schicksal hatte sie sich ohne Murren gefügt; sie hatte sich nicht erlaubt, das Unmögliche zu wünschen, sich in Hoffnungen zu wiegen, die unerfüllbar waren. Doch nun war es ihr einen Moment lang gewesen, als habe eine hohe Mauer, an der sie bisher nicht zu rütteln gewagt, sich wie von selber aufgetan, daß sie hinausblicken konnte in eine lachende, sonnige Ferne, in der das Glück sie grüßte. Aber die Mutter stand vor ihr, flehend, drohend, und rief mit ihrer krankhaften Leidenschaftlichkeit: „Nie, nie! Du darfst nicht denken an jenes lockende Bild da draußen!" Sie mußte sich ja fügen, denn sie liebte ihre Mutter; und sie hatte seit ihren Kinderjahren eine solche Angst, ihre Mutter könnte wieder krank werden, einen Herzkrampf bekommen, durch eine seelische Er-

schütterung, die sie ihr bereitet, in Gefahr kommen, daß sie lieber jedes Opfer bringen wollte, als dieses Gräßliche ertragen.

Was opferte sie im Grunde? — Einen Traum. Und doch, diese leidenschaftliche Bitterkeit der Mutter gegen die Liebe, dieser grollende Zweifel am Glück taten ihrem jungen Herzen unsagbar weh. Vor wenigen Stunden hatte ihr diese leise erwachende erste Neigung noch wie ein schimmernder Glanz das Leben umgoldet — und nun weinte sie schon die ersten Tränen um ihre Liebe.

Als Gertrud am nächsten Morgen zu ihren Unterrichtsstunden fortgeeilt war, saß Frau Agnes wieder grübelnd am Fenster, von einer neuen schweren Angst ergriffen. Beim Erwachen hatte ein plötzlicher Gedanke sie gepackt und ließ sie nicht wieder los. Sie mußte ihr Herz ausschütten, sich einen Rat holen.

Sie hatte nicht viele Bekannte. Ihre bescheidenen Verhältnisse hatten sie vereinsamt. Als Offiziersfrau wollte und konnte sie nicht mit den kleinen Leuten verkehren, die ebenso einfach und anspruchslos leben mußten wie sie; von den Wohlhabenden trennte sie ihre Armut. Nur ein älteres Ehepaar, das früher einmal im selben Hause wie sie gewohnt und das ein großes Wohlgefallen an der lustigen kleinen Trude gehabt, zeigte ihr immer noch freundliches Interesse. Sie mußte öfters mit ihrer Tochter an Sonntagen zum Mittagessen kommen; zum Geburtstag des jungen Mädchens traf immer ein feiner Kuchen ein und zu Weihnachten irgend eine liebevolle Überraschung.

Doktor Eisenhardt, der früher Notar gewesen und sich nun zurückgezogen hatte, lebte mit seiner gutmütigen,

rundlichen Frau in einer Atmosphäre friedlichen Behagens, in der sich die stets von Sorge und Leid geplagte Agnes wie in einer lichteren, fremden Welt erschien. Es war ihr ein Trost, an das stille Studierzimmer des lieben alten Herrn zu denken, mit ihren neuen Kümmernissen sich an ihn zu wenden.

Sie hatte schon den Hut aufgesetzt, als geklingelt wurde. Da sie allein in der Wohnung war, mußte sie selbst die Tür öffnen, und es blieb ihr nichts übrig, als den Besuch, der ihr höchst ungelegen kam, zum Hereinkommen zu nötigen. „Bitte, nimm Platz, liebe Auguste!“

Agnes hatte gar keine Sympathie für Fräulein Auguste Gebhardt, die einzige Verwandte ihres Mannes, mit der sie noch zusammenkam. Sie wollte nicht an ihre traurige Ehe erinnert werden, und Auguste, die sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit immer wieder aufsuchte, fing so oft von der Vergangenheit zu reden an und wühlte alte Schmerzen wieder auf — allerdings mit dem mitleidigsten, teilnehmendsten Ton, anscheinend mit dem liebevollsten Interesse an dem Schicksal der Verwandten und deren „süßem, reizendem Töchterchen“, wie sie mit ihrem grinsenden Lächeln zu sagen pflegte. Das ältere Mädchen war von einer so übertriebenen Höflichkeit und einer so zungengewandten Schwatzhaftigkeit, daß Agnes, die leicht müde wurde, sich ihr gegenüber ganz machtlos fühlte und den Redeschwall einfach über sich ergehen lassen mußte.

Heute war ihr erster Gedanke: Sie darf nichts erfahren von der Erbschaft. Sonst bleibt sie bei ihrer Neugier stundenlang sitzen und gibt mir Ratschläge und kümmert sich um jede Neuerung in unserem Leben.

Als Auguste dann nach einer Weile die Bemerkung hinwarf: „Deine Tante Franziska ist ja gestorben,“ und

sie mit einem fragenden Blick ansah, gab sie nur eine ausweichende Antwort und suchte rasch das Gespräch zu wechseln.

Aber später war von Gertrud die Rede, und Auguste machte ihr sanfte Vorwürfe, daß sie das „entzückende junge Mädchen" auch im Winter, wenn es früh Nacht werde, so viel allein gehen lasse, und erzählte Schaudergeschichten, wie frech die Herren gegen hübsche Damen seien, noch dazu in dieser abgelegenen Gegend, in der nur ärmere Leute wohnten und so viele kleine leichtfertige Mädels herumliefen. „Ich versichere dir, Agnes, ich bin wirklich besorgt um das liebe Trudelchen. Gott, wenn ich denke, daß irgend ein kecker Mensch sich ihr nähern, ihr dummes Zeug in den Kopf setzen könnte! Du weißt gar nicht, was man alles hört heutzutage."

„Ach Gott, Auguste, ich kann doch Trude nicht abholen. Du weißt ja, wie müde ich bin, und der Weg ist oft sehr weit."

„Ich wäre gern bereit, wenigstens ab und zu, meine Begleitung anzubieten."

Agnes erschrak dermaßen über diesen Vorschlag, der einen häufigen Verkehr mit Auguste zur Folge haben müßte, daß sie ihren Vorsatz, zu schweigen, vollständig vergaß und rasch ausrief: „Du bist zu freundlich, wirklich! Aber wir ziehen ja hier weg, und sie braucht dann jedenfalls nicht mehr diese Straßen zu gehen, die dir so bedenklich scheinen."

„Davon weiß ich ja noch gar nichts! Ja, wohin denn? Habt ihr schon eine andere Wohnung?"

Agnes bemühte sich, noch auszuweichen. Doch nun war sie mit ihrem Geheimnis preisgegeben. An Auguste war ein Untersuchungsrichter verloren gegangen. Ihren Fragen vermochte die in die Enge getriebene Frau nicht zu entrinnen. Das redegewandte Fräulein wußte bald

Bescheid über die Erbschaft. Sie umarmte und küßte Agnes; sie wünschte ihr Glück in allen Tonarten, aber mit einem so lauernden Blick, mit einem so falschen Lächeln und in einer so auffallenden Erregtheit, daß der armen Agnes recht bang zu Mut wurde und sie sofort den Eindruck hatte, sie habe sich einer großen Unvorsichtigkeit schuldig gemacht.

Ganz gedrückt und mit unruhig pochendem Herzen begab sie sich, nachdem Auguste endlich gegangen, auf den Weg.

Justizrat Eisenhardt, ein freundlicher alter Herr mit rosigem Gesicht und schneeweißem Haar, blickte sie besorgt an, als sie mit verstörtem Gesicht bat, ob sie ihn nicht in einer wichtigen Angelegenheit sprechen könnte.

Er schüttelte verwundert den Kopf, als sie ihm das Schreiben des Amtsgerichts gereicht hatte. „Aber liebe Frau Gebhardt, das ist ja eine recht gute Nachricht. Ich gratuliere von Herzen. Ich hatte geglaubt, Sie hätten wieder Trauriges zu melden."

„Vor allem wollte ich fragen, Herr Justizrat, ob ich nicht gleich mein Testament machen soll. Ich bin doch schon sehr krank gewesen, mein Herz ist schwach. Wer weiß, wie lange ich noch an Trudes Seite bleiben darf."

„Da sollten Sie sich nicht beunruhigen," sagte er gutmütig. „Sie werden jetzt gewiß gesünder, wenn Sie keine Sorgen mehr haben. Aber ein Testament schadet ja nichts. Das ist eine ganz einfache Geschichte. Übrigens erbt Ihre Tochter auf alle Fälle, was Ihnen zu eigen ist."

„Es ist nur —" stammelte Agnes. „Ich möchte meiner Tochter das Vermögen sichern — vor ihrem Vater. Mein Mann lebt ja noch, und wenn er erfährt,

daß Trude Geld besitzt — — Er hätte ja als Vater die Verwaltung und Nutznießung von ihrem Vermögen, solange sie nicht mündig ist."

„Aber liebe Frau Gebhardt, vorläufig sind Sie doch noch da und werden es hoffentlich erleben, daß Ihre Tochter mündig wird, und ich meine, Sie sollten sich diese Todesgedanken aus dem Kopf schlagen, sich lieber freuen über diese glückliche Wendung."

Aber die Sorgenfalten wichen nicht von ihrer Stirn, und sie spielte mit nervösen Fingern mit den Fransen der Tischdecke. Sie schien keine rechte Einleitung zu finden für das, was sie noch zu sagen hatte.

„Sie sind doch gerichtlich geschieden?" erkundigte sich der Justizrat mit freundlichem Interesse.

„Ja — allerdings, aber —"

„Da Sie das Kind bei sich haben, war jedenfalls Ihr Gatte der schuldige Teil, und die Tochter wurde Ihnen zugesprochen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Das ist's ja eben, was mich so bedrückt. Ich habe Trude nur, weil er sie mir nicht wegnahm. Er hätte das Recht dazu gehabt, so grausam das auch gewesen wäre. Und heute ist mir mit einem Male ein wildes Entsetzen durch alle Glieder gefahren, weil mir einfiel, er könnte am Ende jetzt, nach all den Jahren, dieses Recht geltend machen, wenn er von der Erbschaft hört."

Da nicht gleich eine Antwort kam, schaute sie gespannt in das Gesicht des alten Herrn. Seine Miene war fremder, strenger geworden. „Ich hatte allerdings nicht vermutet, Frau Gebhardt, daß Ihre Ehe wegen Ihres Verschuldens getrennt wurde. Meine Frau und ich haben so herzliches Mitleid mit Ihnen gehabt," bemerkte er in viel kühlerem Tone als bisher.

„Mein Verschulden?" rief Agnes bestürzt.

„Sie sagten doch eben, daß das Gericht gegen Sie entschieden hat."

Sie umklammerte seine Hand und stieß halb weinend in wilder Hast die Worte hervor: „Deshalb wollen Sie mich verurteilen? O nein, das dürfen Sie nicht! Sie würden begreifen, was ich tat, wenn Sie wüßten, wie meine Ehe war!"

„Erzählen Sie mir ganz aufrichtig, wie das alles gekommen ist," sagte er milder, aber noch immer mit einer gewissen Zurückhaltung.

Sie besann sich einen Moment. „Ich könnte so anfangen wie im Märchen, Herr Justizrat: „Es war einmal —" Es war also einmal ein wunderschöner Leutnant," begann sie mit einem bitteren Lachen. „Er kam für einige Monate nach Landsberg am Lech, wo ich damals wohnte. Mein Vater war vor einem Jahr gestorben, und ich lebte in dem großen Hause ganz allein mit meiner früheren Erzieherin, die bei mir geblieben war als Ersatz für die früh dahingeschiedene Mutter. Wie er mich in meiner Abgeschiedenheit aufgestöbert, über meine Vermögensverhältnisse Aufschluß erhalten hatte, das weiß ich nicht. Eines Tages machte er seinen Besuch bei uns und bat mit bescheidener Liebenswürdigkeit, ob er nicht in meinem Garten zeichnen dürfe. Wir hatten tatsächlich eine herrliche Aussicht. Man konnte herabsehen auf den Fluß, auf das alte Städtchen; der Turm stand so hübsch im Mittelpunkt; es war ein farbiges Bildchen. Ich gab bereitwillig meine Erlaubnis, denn ich fühlte mich geschmeichelt und hätte gar nicht den Mut gehabt, die höfliche Bitte abzuweisen. So wurden wir bekannt. Er war bestrickend lustig. Mir war der Tod meines Vaters sehr nahe gegangen; ich hatte den ganzen Winter in Tränen und Jammer verlebt. Aber wenn man jung ist — und ich war mit

meinen zweiundzwanzig Jahren noch ein rechtes Kind — dann kommt gerade nach langer Traurigkeit ein wahrer Lebenshunger, ein heißes Verlangen nach Heiterkeit, nach Zerstreuung. Die brachte er in reichem Maß, nachdem er einmal vertrauter mit uns geworden. Bald spielte da die Musik, bald war dort ein Tanz, zu dem wir hin sollten. Dabei seufzte er so drollig über die Langeweile in dem kleinen Nest, daß mir oft so recht zum Bewußtsein kam, wie einförmig und öde mein Leben bisher gewesen.

Kurz und gut, ich war bald verliebt bis über die Ohren. Ob eine Warnung, ein guter Rat damals noch etwas geholfen hätte, das kann ich nicht mehr beurteilen. Es hat mich aber niemand gewarnt, es hat mir niemand geraten, mich nach dem Offizier, von dem ich doch weiter nichts wußte, als daß er jung und hübsch war, irgendwie zu erkundigen. Meine alte Gesellschafterin ist auch nicht viel welterfahrener gewesen als ich. Sie war selbst ganz vergafft in den Leutnant. Tante Franziska, die einzige, die vielleicht die Sachlage durchschaut hätte, war gerade auf einer Reise; übrigens hat sie es mir nie vergeben, daß ich nicht dennoch eine Frage an sie richtete, ehe ich mich verlobte. Lachend und sorglos bin ich seine Frau geworden. Ich war ja so dumm, so blind. Ich hielt alle Menschen für lieb und gut und für so harmlos, wie ich selbst es war.

Auf der Hochzeitsreise erschreckte mich freilich die unsinnige Verschwendung, mit der Julius auftrat. Wir hatten immer so einfach, so anspruchslos gelebt. Aber sein Übermut schmeichelte mir doch auch: „Wir feiern das Fest unseres Glücks. Zwei selige Menschen dürfen keine kleinlichen Bedenken haben," dachte ich.

Nun, die Feststimmung, der Rausch verflog rasch genug. Als wir nach München kamen, stürzten sich die

Gläubiger mit solchem Ungestüm auf meinen verschuldeten Leutnant, daß mir nicht mehr verborgen bleiben konnte, wie es um ihn stand. Vielleicht hätte ich ihm sogar verziehen, daß er mich über seine Verhältnisse so ganz im unklaren gelassen, wenn er nur aufmerksam und liebevoll gegen mich geblieben wäre wie auf der kurzen Reise. Aber er hatte das Zuhausebleiben, das „Süßholzraspeln", wie er seine Zärtlichkeit nun nannte, bald satt. Er brauchte leidenschaftliche Aufregungen, eine wilde Betäubung. Abend für Abend ging er aus und trank und spielte. Anfangs hatte ich auf ihn gewartet mit müden, tränenschweren Augen bis zum dämmernden Morgen. Aber mir schauderte vor seinem Gesicht, wenn er nach Hause kam.

O, man denkt viel in solch einsamer Nacht! Die schönen, kindischen Illusionen ziehen fort wie rosige Nebel, und man sieht die grausame, furchtbare Wirklichkeit, die hinter ihnen liegt — —"

Agnes schaute wie in Erinnerung verloren vor sich hin.

Der Justizrat berührte leise ihre Hand. „Arme Frau Gebhardt," sagte er mitleidig. „Sie haben freilich ein trauriges Schicksal gehabt. So ganz allein in der Welt! So schutzlos!"

Sie nickte traurig. „Ein Jahr lang, vor und nach der Geburt meiner Kleinen, war ich körperlich so elend, daß ich in einer Art müden Dämmerns dahinvegetierte. Als ich mich etwas erholt hatte, erwachte doch in dem Pflichtgefühl für mein Kind eine gewisse Widerstandskraft, ein Kampfesmut. Ich sah ein, daß wir dem Elend zusteuerten, wenn mein Mann weiterlebte wie bisher. Ich erhob energischen Einspruch, als er mein väterliches Haus verkaufen wollte und meine Unterschrift verlangte.

Er lachte höhnisch auf: „Lieber Schatz, wenn du andere verborgene Reichtümer hast, dann rücke nur heraus. Ich muß einfach Geld haben. Mir steht das Wasser am Kragen.“

Fast mein ganzes Barvermögen war in der kurzen Zeit in seinen Händen zerronnen wie ein Tropfen auf einem heißen Stein. Seine früheren Schulden hatten schon den größten Teil verschlungen. Die Gläubiger drohten nun mit einer Anzeige bei seinem Oberst. Ich machte ihm Vorstellungen. Ich schilderte ihm die trostlose Zukunft, die doch auch ihm drohte, wenn er nicht dem Spielen entsagte. Ich beschwor ihn bei unserem Kind, sich zu bessern. Er senkte schuldbewußt den Kopf, ließ alle Vorwürfe über sich ergehen, scheinbar ganz zerknirscht vor Reue; er versprach mit den heiligsten Schwüren, daß er nun ein neues Leben beginnen würde — bis er meine Unterschrift hatte, bis das Haus verkauft und wieder eine größere Summe in seinen Händen war.

Dann begann das alte Lied von neuem.

Zorn und Empörung wuchsen in mir. Ich war nicht mehr die Sanfte, Ergebene, die schweigend duldete. Es gab täglich Zank und Streit. Und einmal, als er in einer besonders katzenjämmerlichen Laune war, da schrie er mir, als Antwort auf meine Vorwürfe, mit cynischer Offenheit ins Gesicht: „Glaubst du denn, ich hätte dich geheiratet, wenn ich nicht am Krepierhalfter gehangen wäre?“

„Du wußtest doch, daß ich nicht reich war, daß mein bißchen Besitz dich nicht retten konnte!“

„Nun, es war doch immer eine Galgenfrist.“

Darauf habe ich ihm den Rücken gewendet ohne ein weiteres Wort, mit namenloser Abscheu. — Begreifen Sie jetzt, Herr Justizrat, daß ich ihn „bös-

willig“ verlassen habe, wie's in der Scheidungsklage heißt? Wie ein Wegelagerer hatte er sich in meine Nähe gedrängt, mir mit freundlichem Lächeln weggenommen, was ich besaß, skrupellos opferte er meine Existenz, damit er noch ein paar Jahre in Saus und Braus genießen konnte. Er verlangte ja gar nichts Besseres, als mich los zu sein, als ich nichts mehr zu geben hatte. Aber dem Gesetz nach — mein Gott, was wußte ich von Gesetz? — war ich im Unrecht, weil ich weggelaufen war mit meinem Kind, weil ich trotz wiederholter Aufforderung nicht mehr zu ihm zurückkehrte. Aber wenn es auch unklug, wenn es unpraktisch war — ich hätte nicht anders handeln können! Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich seine Nähe noch länger hätte ertragen müssen!“

Der Justizrat blickte ihr mit warmer Teilnahme in das vergrämte Gesicht. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid Sie mir tun. So ein armes hilfloses Waisenkind, dem niemand beistand, das einfach zur Beute wurde! Aber Ihr Mann hat sich doch kaum mehr lange über Wasser halten können? Auch für ihn schlug bald die Stunde der Vergeltung, nicht wahr?“

„Er mußte gehen — mit schlichtem Abschied, ein halbes Jahr etwa, nachdem ich ihn verlassen. Eine Zeitlang hat er sich dann noch am Rhein aufgehalten, wo er bei Verwandten — reichen Fabrikanten — ein Unterkommen suchte. Ich erhielt eine Zuschrift von seinem Rechtsanwalt, daß ich das Kind nach Köln zu bringen hätte. Jedenfalls wäre er sehr in Verlegenheit gekommen, wenn wir da plötzlich aufgetaucht wären, denn die Verwandten durchschauten ihn rascher als ich. Er ist dann fort nach Amerika. Seit länger als zehn Jahren habe ich nichts mehr von ihm gehört.“

„Und Sie hatten zu Ihrem Herzenskummer jedenfalls auch noch schwere materielle Sorgen?“

„Mir war nichts geblieben als eine Rente von einer unkündbaren Hypothek, die Julius nicht hatte an sich reißen können. Solange das Kind klein war, habe ich mir mit Sticken und Nähen einiges verdient — armselig genug. Dann half mir ja meine gute Trude. Weil sie so gut gelernt, hatte die Vorsteherin eines der ersten Institute sie umsonst in die Klassen aufgenommen. Tapfer hat sie seit ihrem sechzehnten Jahr mit Unterricht ihr Leben verdient, sich so gefreut, wenn sie mir das mühsam erworbene Geld heimbringen konnte.“

Der Mutter traten Tränen in die Augen.

„Ach, Herr Justizrat,“ schluchzte sie, „es wäre doch so furchtbar ungerecht, so furchtbar grausam, wenn jetzt, da sich endlich unser Leben freundlicher gestalten soll, dieser Mann, der sich niemals um sein Kind gekümmert hat, plötzlich wieder auftauchen und Vaterrechte geltend machen könnte! Meine Trude ihm preisgeben! Das junge Mädchen in seinen Händen! O Gott! Was mag in all den Jahren erst aus ihm geworden sein! Ich verliere ja den Verstand, wenn ich mir eine solche Möglichkeit nur vorstelle. Ich sollte mein Recht an mein Kind verlieren, für das ich gesorgt habe seit seinem ersten Atemzug, verlieren an diesen Pflichtlosen, der keine Rücksicht hatte für seine Frau und sein kleines hilfloses Mädel, das ich oft flehend zu ihm emporgehalten habe —“

Sie konnte nicht weitersprechen vor Erschütterung.

„Sie dürfen sich das nicht so düster ausmalen, liebe Frau Gebhardt,“ suchte der Justizrat sie zu trösten, während er in dem Gesetzbuche blätterte, das er von seinem Schreibtisch genommen. „Es steht hier ein Passus, der in Ihrem Fall Anwendung finden würde:

Paragraph 1666. Hat der Vater das Recht des Kindes auf Gewährung des Unterhalts verletzt und ist für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts zu besorgen, so kann dem Vater auch die Vermögensverwaltung, sowie die Nutznießung entzogen werden. — Sie sehen, das Gesetz ist nicht ganz so grausam, als Sie fürchten. Übrigens können Sie auch beantragen, daß für Ihre Tochter ein Vormund aufgestellt wird, da ja Ihr Mann durch seine lange Abwesenheit an der Ausübung der elterlichen Gewalt verhindert ist. Wenn Sie niemand anderen in Vorschlag bringen wollen, bin ich gern bereit, das Amt zu übernehmen und bei der Obervormundschaft die nötigen Schritte zu tun."

Sie umklammerte die Hände des alten Herrn. „Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, Herr Justizrat!"

„Na, sehen Sie, es wird ja alles gut werden," wehrte er freundlich ab. „Übrigens — wie lange haben Sie von Ihrem Mann nichts gehört?"

Sie besann sich einen Moment. Es werden nun bald dreizehn Jahre sein."

„Da hätten Sie das Recht, ihn für tot erklären zu lassen."

Sie sah ihn mit großen Augen an und schüttelte den Kopf. „Ich habe die sichere Empfindung, daß er lebt," murmelte sie. „Seine Cousine machte mir auch zuweilen derartige Andeutungen."

„Mit Empfindungen rechnet das Gericht nicht, liebe Frau Gebhardt. Aber wenn die Cousine über sein Leben Bescheid weiß, dann könnte sie Einspruch erheben. Es wäre vielleicht unklug, ein Aufgebot würde ihn aufmerksam machen. Also sehen wir von der Toterklärung ab. Meiner Ansicht nach brauchen Sie die Rückkehr Ihres Gatten gar nicht so sehr zu befürchten. Wie soll er in Amerika, oder wo immer er hinverschlagen

wurde, erfahren, daß Sie in dem Testament Ihrer Tante bedacht worden sind? Sie brauchen es ja nur keinem Menschen zu sagen, daß Sie Geld auf der Bank liegen haben. Dann kann es ihm doch niemand verraten."

„Freilich, Herr Justizrat," sagte Agnes und senkte verlegen die Augen. Sie wagte nicht einzugestehen, daß sie schon geplaudert hatte, und gerade vor dieser Auguste, von der sie nicht genau wußte, ob sie es wirklich gut mit ihr meinte.

Die nächsten Wochen waren so bewegt, daß sie ihre Angst einigermaßen vergaß.

Sie hatte die Erbschaft angetreten und zog in das ihr nun zu eigen gehörige Häuschen, das draußen in der östlichen Vorstadt in einem hübschen kleinen Garten lag. Die Zimmer im ersten Stock waren sogar zum Teil eingerichtet, da Tante Franziska zuweilen einige Wochen lang hier gewohnt hatte. Im Erdgeschoß hauste ein älteres Ehepaar, das den Garten versorgte und das gern die Bedienung der Damen übernahm und froh war, wenn es nur bleiben durfte. Es traf sich alles so angenehm; die Zimmer sahen mit den hübschen weißen Tüllvorhängen und dem verschiedenen kleinen Zierat, den Agnes aus ihrem früheren großen Heimwesen gerettet und seitdem in Kisten verwahrt hatte, so behaglich und anmutig aus, daß es ihr manchmal ganz märchenhaft erschien, wie sorglos und freundlich ihr Leben mit einem Schlag geworden war, und fast eine Sorge sie beschlich, die ganze Herrlichkeit könnte plötzlich wieder zerrinnen wie ein schöner Spuk.

Gertrud, die einen Teil ihrer Stunden aufgegeben hatte, konnte sich mehr als früher ihrer Mutter widmen,

und so waren diese Maiwochen wohl die glücklichsten und friedlichsten, die Agnes seit ihrer Verheiratung genossen hatte. Sie saß viel in ihrem Gärtchen, die frische Luft brachte ein wenig Farbe in ihr Gesicht, und Trude umarmte zuweilen ihre Mutter mit ganz stürmischer Freude.

„Du wirst von Tag zu Tag jünger, Mama! Ich bin so vergnügt, weil es dir so gut geht.“ —

Aber manchen Menschenkindern scheint das Geschick keine dauernde Ruhe gönnen zu wollen. In die Idylle kam eine jähe Störung. Ein Brief brachte sie, ein Brief aus Amerika.

Während die arme Frau die Zeilen las, kämpfte sie mit einer Ohnmacht.

„Liebe Agnes! Du hast viele, viele Jahre lang nichts mehr von mir gehört; aber glaube nicht, daß ich Dich und Dein Kind vergessen hätte. Ich habe ja — leider viel zu spät — eingesehen, welches Unrecht ich an Dir getan. Ich habe Deiner Warnungen und Ermahnungen oft und oft gedacht und den jugendlichen Leichtsinn bereut, der mich zwang, die Heimat zu verlassen und in der Fremde eine Existenz zu suchen. Ich schwöre Dir, es war mein heißester Wunsch, Dir einmal zurückerstatten zu können, was ich Dir genommen; es war mein heißester Wunsch, für mein Kind zu sorgen und wenigstens der Tochter eine sorglose Zukunft zu schaffen. Aber es ist hier schwerer vorwärts zu kommen, als man denkt. Trotz aller redlichen Arbeit, trotz der verschiedensten Bemühungen stehe ich immer noch am Anfange und muß mich plagen, um mich nur über Wasser zu halten. Ich sehe die Hoffnung schwinden, jemals meine Verpflichtungen Dir gegenüber abtragen zu dürfen. Frühzeitig bin ich ein gebrechlicher Mann geworden, dessen Ende recht bald herannaht. Kannst

Du es mir verdenken, wenn ich vor dem Sterben mein Kind noch einmal sehen möchte, meine schöne, blühende achtzehnjährige Tochter? Ich kann das Verlangen, das mich in meinen schlaflosen Nächten zermartert, nicht mehr bezwingen. Sobald ich in der Lage bin, mich hier loszumachen, komme ich nach Europa, und wenn Du mir auch grausam Deine Tür verschließen willst, mein Kind darfst Du mir nicht vorenthalten. Sie soll ihrem unglücklichen Vater die Augen zudrücken, wenn er stirbt."

Wie vernichtet sank Agnes in ihren Stuhl zurück, drückte die Hände an die fieberhaft pochenden Schläfen und stöhnte in ratlosem, fassungslosem Entsetzen vor sich hin.

Alles umsonst! Das Schlimmste, das sie gefürchtet, das rückte nun an sie heran mit drohender Gewißheit. Sie sah kein Entrinnen vor dem Furchtbarsten, das ihre Seele treffen konnte.

Was bezweckte sein Brief? Warum schrieb er und kündigte seinen Besuch an? Wollte er ihr nur Angst einjagen und sie veranlassen, ihm Geld zu schicken, sein Wegbleiben zu erkaufen? Aber wenn sie darauf einging, dann wiederholte er wohl dieses Manöver so lange, bis sie nichts mehr zu geben hätte. Eins war sicher: er wußte, daß sich ihre Verhältnisse gebessert hatten. Und nach den ersten Augenblicken hilfloser Schwäche packte sie ein rasender Zorn, in dem sie nicht überlegte und dachte. Sie warf einen Kragen um, nahm ihren Hut und eilte in wilder Aufregung, laut vor sich hin murmelnd, so daß die Vorübergehenden ihr lächelnd nachschauten, zu Auguste Gebhardt.

Das Fräulein erschrak unwillkürlich, als Agnes atemlos, verstört in ihr Zimmer stürzte, mit zitternden Händen den Brief aus der Tasche zog und sie heiser

vor Empörung anschrie: „Du! Du allein bist schuld! Du hast's ihm verraten, daß ich geerbt habe! Kein Wort glaube ich von allen seinen Phrasen! Jetzt, jetzt erinnert er sich plötzlich an sein Kind, weil er meint, daß etwas bei mir zu holen wäre. So schön hast du mir immer ins Gesicht geredet! Da sieht man nun, wie falsch dein Mitleid, dein Interesse an mir war! Sonst hättest du mir das — das nicht antun können!"

Ihre Stimme erstickte in Tränen.

„Ich verstehe gar nicht, was du willst, Agnes," stammelte Auguste sehr verlegen.

„Lies nur den Brief! Lies die letzten Zeilen! Er will kommen! Nach dreizehn Jahren will er wieder hier auftauchen und mir mein Kind wegnehmen!" jammerte die arme Frau, die Hände ringend.

„Nun ja, mein Gott, ich begreife ja, daß das dir nicht erfreulich ist. Aber es ist doch nicht meine Schuld —"

Agnes umklammerte mit ihren Händen den Arm der Verwandten und blickte sie durchbohrend an. „Leugne es doch nicht, daß du ihm geschrieben hast! Kein Mensch auf der ganzen Welt kann es ihm erzählt haben, daß ich nicht mehr arm bin, außer dir! Halte mich nicht für so dumm, daß ich an einen Zufall glauben soll, an das Unmögliche, daß er sich gerade jetzt auf uns besonnen hätte!"

Auguste sah, daß die erregte Frau sich nicht mit einer Ausrede beschwichtigen ließ, und fand es deshalb klüger, den Ton zu ändern. „Ich weiß gar nicht, was dir einfällt, mir diese Szene zu machen. Ich darf meinem Vetter doch schreiben, was ich will und so oft ich will. Er hatte sich an mich gewendet um Hilfe, mir vorgejammert, daß es ihm schlecht ginge. Ein paarmal bin ich ja so gutmütig gewesen, ihm eine kleine Summe

zu schicken. Aber ich bin wirklich nicht in der Lage, das fortzusetzen. Du bist ja jetzt eine reiche Frau im Vergleich zu mir." Der Neid, den Auguste über die Erbschaft empfunden, klang verräterisch durch die Worte. „Ich habe also meinem Vetter geschrieben, er solle sich nur an seine Tochter wenden. Sie lebt ja jetzt in guten Verhältnissen und kann wohl ein Opfer bringen für ihren Vater!"

„An seine Tochter!" stieß Agnes entsetzt hervor. „Du weißt doch, daß sie ihn für tot hält, daß ich ihr verschwiegen habe, welchen Vater sie hatte! Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mensch so teuflisch boshaft sein könnte wie du!"

Sie ging ohne Gruß wieder fort. Wie eine Verzweifelte wankte sie heim, die Augen starr zu Boden gerichtet.

Auf der anderen Seite der Straße aber ging ihre Tochter und erschrak heftig, als sie ihre Mutter zu der ungewohnten Stunde auf der Straße sah. Und Gertrud war nicht allein. Zum ersten Male hatte der Oberleutnant sie angesprochen und gebeten, sie ein paar Schritte begleiten zu dürfen. Zuweilen war er ihr schon begegnet, wenn sie von ihrer Unterrichtsstunde aus der Kaiserstraße kam, und hatte sie mit einem warmen Leuchten seiner Augen gegrüßt. Sie mußte wohl vermuten, daß dieses Zusammentreffen kein ganz zufälliges sei, daß er auf sie gewartet hatte.

Als er ihr nun heute mit so herzlicher Freude die Hand gegeben, gleich so lustig zu plaudern begonnen hatte, war sie erst etwas verlegen geworden. Aber sie hatte es doch nicht fertig gebracht, ihn abzuweisen.

Sie fühlte sich daher sehr schuldbewußt, als sie dann in das Wohnzimmer trat, als sie sah, wie bleich und ernst ihre Mutter war.

„Grüß Gott, Mama!“

Das Herz hämmerte ihr vor Angst. Nun kamen erst die Fragen, die Vorwürfe.

Zu ihrer Überraschung sagte die Mutter kein Wort. Aber ihre düstere Miene ängstigte Gertrud viel mehr als die strengste Strafpredigt.

„Ist dir nicht wohl, Mama?“

„Ich habe Kopfweh. Ich bin bei Auguste gewesen und habe mich wieder über sie geärgert.“

Gertrud atmete auf. Vielleicht war sie doch nicht gesehen worden.

Aber sowie das Abendessen, bei dem Frau Agnes kaum einen Bissen angerührt hatte, abgetragen war, sagte die Mutter mit ungewöhnlich strengem Gesicht: „Ich will, daß du alle deine Stunden aufgibst, Trude! Ich will dich in meiner Nähe haben. Es ist mir unbehaglich, dich so viel fort zu wissen.“

„Aber Mama, früher war ich doch noch viel mehr fort. Ich kann doch nicht den ganzen Tag müßig sein!“

„Widersprich nicht! Ich will es so. Ich habe meine Gründe. Vom Ersten an bleibst du zu Hause.“ Da sie sah, daß dem jungen Mädchen die Tränen in die Augen traten, fügte sie freundlicher hinzu: „Wenn es dir Freude macht, kaufe ich dir ein besseres Klavier. Du sollst meinetwegen noch weiteren Unterricht nehmen. Aber unter meinen Augen will ich dich haben!“

Gertrud wagte keine Widerrede. Sie war ja nun überzeugt, daß die Mutter sie mit ihrem Begleiter beobachtet hatte und ihr jede Gelegenheit abschneiden wollte, ein solches Zusammentreffen zu wiederholen. Die auffallende Verstimmung der Mutter, ihre plötzliche Reizbarkeit, nachdem sie nun wochenlang in so heiterer Laune gewesen, bestärkte sie noch in dieser Vermutung. Und unwillkürlich ward sie scheu und verschlossen, fast

ein wenig trotzig gegen die unglückliche Frau, die sich um ihres Kindes willen in Angst verzehrte.

Agnes fühlte sich verpflichtet, ihrer Tochter gegenüber von dem zu schweigen, was sie bedrückte. Es hatte ihr immer widerstrebt, Gertrud die Wahrheit über ihren Vater zu sagen. Gerade weil der Mann ihr in einem so häßlichen Licht vor Augen stand, hatte sie sich bemüht, ihrem Kind sein Andenken zu verklären. Ein Toter sollte er für sie sein. Als kleines Mädchen mußte Trude den „armen Papa" in ihr Abendgebet einschließen, und der „arme Papa" stand wohl auch in der Erinnerung der Erwachsenen in der rührenden, mitleiderregenden Gestalt eines früh Dahingeschiedenen.

Nun, auch die Tochter hatte ihren Herzenskummer, den sie vor der Mutter verbarg. Es tat ihr namenlos weh, sich von allen ihren kleinen Schülerinnen verabschieden zu müssen; es kam ihr so undankbar, so lieblos vor, daß sie auch bei Hallers, die immer so ungemein zuvorkommend gegen sie gewesen, erklären sollte, sie dürfe die kleine Elli nicht mehr unterrichten. Überdies hatte die Mutter ihr auch noch verboten, über die Erbschaft zu sprechen. Unter welchem Vorwand sollte sie sich plötzlich losreißen? Wenn sie nur wenigstens den Mut gehabt hätte, die Mutter zu bitten, ob Elli nicht zu ihr kommen dürfe? Aber sie fürchtete, die Mutter würde erraten, warum ihr Herz gerade so an diesem einen Kinde hing.

Agnes bemerkte wohl, daß Gertrud nicht mehr so herzlich und mitteilsam zu ihr war wie früher; sie sah, daß das junge Mädchen sich von ihr zurückzog, am liebsten allein in einer Ecke des Gartens saß, sich in ein Buch vertiefte, um nicht reden zu müssen; sie bemerkte, daß Trude manchmal Tränen in den Augen hatte, die sie rasch zu trocknen suchte, wenn sie in ihre Nähe kam.

Agnes gehörte zu den erregbaren Naturen, die von einem neuen Eindruck so vollständig beherrscht werden, daß sie gar nichts mehr anderes zu denken vermögen. Sie war so erfüllt von der quälenden Angst vor der Rückkehr ihres Gatten, daß alles, was sie früher beunruhigt hatte, vor diesem drohenden Schrecknis verblaßte. Für sie gab es nur eine Deutung für Trudes verändertes Wesen: auch sie mußte einen Brief ihres Vaters bekommen haben. Der Tochter konnte er sich ja im schönsten Lichte hinstellen, ihr Herz mochte er mit seinen Phrasen rühren. Vielleicht hatte er es sogar gewagt, sich als einen vom Schicksal Verfolgten zu schildern, auf seine Frau allein die Schuld zu wälzen! Wenn er Gertrud Schweigen auferlegte, wer sollte ihr dann sagen, wie wenig Wahres an seinen liebevollen Worten war, wer strafte ihn Lügen? Und ihr Kind ward vielleicht irre an ihr und verurteilte die Mutter.

O, ihre Phantasie arbeitete so rasch!

Gertrud aber fühlte, daß die Mutter sie belauerte, sie ängstlich anblickte, wenn sie nachdenklich war; daß sie argwöhnisch nach der Adresse schaute, wenn sie an eine ihrer Freundinnen schrieb, dem Postboten entgegeneilte und jede Karte, die in das Haus kam, kontrollierte. Sie empfand dieses Mißtrauen als eine Ungerechtigkeit. Sie litt unter dieser fortwährenden Aufsicht und sehnte sich nach der Zeit zurück, da sie den ganzen Tag unterwegs gewesen, so viel zu tun gehabt hatte, daß sie nicht nachgrübeln konnte, und Abends todmüde in ihre Kissen gesunken war.

Nun blieb ihr viel zu viel Zeit zum Grübeln und Wünschen.

Frau Haller gegenüber hatte sie nicht ganz zugeknöpft bleiben können. Die junge Frau fragte mit so freundschaftlichem Interesse: „Warum wollen Sie Ihre Stun-

den aufgeben? Sollen Sie eine Stelle annehmen, liebes Fräulein?"

Sie mußte andeuten, daß ihre Verhältnisse sich geändert hatten und daß die Mutter sie nun, da es nicht mehr notwendig war, nicht mehr von der Seite lassen wollte. Frau Haller beglückwünschte sie mit aufrichtiger Freude, und als Gertrud bei dem Abschied von der kleinen Elly in helle Tränen ausbrach, versprach sie gerührt, daß sie die Kleine öfters zu ihr schicken würde, daß sie sich auch weiters noch sehen wollten.

Oberleutnant v. Bechstein war sehr bestürzt, als seine Schwester ihm mitteilte, Fräulein Gebhardt würde künftig nicht mehr zu den Stunden kommen. Er schien das junge Mädchen wirklich ernstlich lieb zu haben. Seine Schwester überlegte. Nun, da Gertruds Mutter geerbt hatte, war die Sache ja nicht mehr ganz aussichtslos. Ihr Bruder hatte ja auch etwas Vermögen. Vielleicht brachten sie doch den nötigen Rentennachweis zusammen. Das junge Mädchen war ja so einfach und anspruchslos, und Günther hatte auch keinen Hang zum Luxus. Sie selbst hatten doch auch nicht viel gehabt, als sie sich heirateten, und waren doch recht glücklich geworden. Eine elegante, verwöhnte Schwägerin würde sie dem Bruder nur entfremden und ihr vielleicht hundertmal weniger sympathisch sein als das liebe, junge Geschöpf.

So kam Frau Haller denn zu Trudes größter Überraschung sehr bald in ihr Gärtchen, ließ sich ihrer Mama vorstellen und bewunderte mit solcher Liebenswürdigkeit die reizende neue Wohnung, daß Agnes sich äußerst geschmeichelt fühlte.

Dann sagte sie mit ihrer einschmeichelnden Herzlichkeit: „Liebe Frau Gebhardt, ich habe nun noch eine Bitte an Sie. Mein Bruder und ich, wir haben uns

mit Bekannten verabredet, wöchentlich zweimal zu einem Lawn-Tennisspiel zusammenzukommen. Ich möchte Ihre Tochter mit dazu auffordern. Die Bewegung im Freien ist so gesund, und Fräulein Gertrud soll auch ein bißchen Vergnügen haben, nicht wahr?"

Das junge Mädchen war dunkelrot geworden, als Frau Haller ihres Bruders erwähnte. Sie war fest überzeugt, daß ihre Mutter die Einladung ablehnen würde, und fürchtete, es möchte eine Bemerkung fallen, die ihr vor der Schwester des Offiziers namenlos peinlich gewesen wäre.

Aber zu ihrer größten Verblüffung lächelte ihre Mutter ganz freundlich, sichtlich angenehm berührt von der Zuvorkommenheit der fremden Dame. „Sie sind sehr gütig, Frau Doktor. Ich freue mich ja, wenn meine Tochter eine Zerstreuung hat. Ich habe nur ein Bedenken. Wird sie den Weg vom Spielplatz nach Hause nicht allein zurücklegen müssen? Sie finden es gewiß recht sonderbar von mir, daß ich mit einem Male so ängstlich geworden bin. Aber wer kann für seine Nerven, nicht wahr? Ich rege mich auf, wenn ich sie allein auf der Straße weiß."

„Darüber können Sie ganz beruhigt sein, liebe Frau Gebhardt. Unsere Gesellschaft geht zusammen von dem Spielplatz weg, und es ist ein ganz unbedeutender Umweg, wenn wir Fräulein Gertrud nach Hause bringen. Wenn Sie wünschen, klingeln wir auch vorher an dem Gartentor, damit sich Ihre Tochter uns auch auf dem Hinwege schon anschließen kann."

„Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar, liebe gnädige Frau."

„Also, abgemacht. Übermorgen um sechs Uhr sind wir da!"

Gertrud war sich bewußt, daß sie ein ganz ein-

fältiges Gesicht gemacht hatte, als sie die liebenswürdige Dame bis an die Gartenpforte begleitete. Der Gedankengang ihrer Mutter war ihr ganz unerklärlich, ganz rätselhaft geworden. Ahnte die gute Mutter denn nicht, daß Frau Hallers Bruder derselbe Offizier war, mit dem sie die Tochter auf der Straße gesehen? Hatte sie ihr nicht seinetwegen verboten, ihre Stunden weiter zu geben? Wie war's nur möglich, daß sie ihre Erlaubnis zu diesem Spiel nicht verweigert hatte, ja daß sie geradezu seine Begleitung wünschte?

Sie saß dann ganz verwirrt neben ihrer Mutter, mit einem gewissen Schuldgefühl, als verheimliche sie ihr etwas, und doch mit einer beständigen Angst, ihre stürmische Freude über das ihr bevorstehende Wiedersehen zu verraten.

Agnes aber, die ihre Tochter nur deshalb nicht mehr allein auf die Straße gehen lassen wollte, weil sie fürchtete, der aus Amerika zurückgekehrte Vater könnte sie auf irgend eine Weise an sich locken, fühlte sich durch Frau Hallers Versicherung ganz beruhigt. Sie konnte die Tochter ja nicht ganz einsperren, und in einer größeren Geselligkeit war diese doch wohl geborgen vor der Gefahr, vor der Agnes zitterte.

Zum ersten Male in ihrem Leben durfte Gertrud dann jung sein unter fröhlicher Jugend. Zum ersten Male gehörte sie auch zu einem Kreis sorgloser Menschen, die Zeit haben, ein Spiel zu treiben und sich im Sport Bewegung und Vergnügen zu verschaffen.

Der Jugendübermut, der bisher in ihr geschlummert hatte, niedergedrückt durch die trübselige häusliche Stimmung, erwachte mit Macht in diesen wunderbaren Abendstunden, an denen ein so herrlicher Frühlingshimmel über ihnen leuchtete, an denen lustige Stimmen, Lachen, Scherzen an ihr Ohr klangen — und vor allem ein

Paar so liebe, warme, bewundernde Augen auf ihr ruhten.

Das Wohlgefallen des Oberleutnants an Gertrud steigerte sich bei diesen Begegnungen auf dem Spielplatz zu heißem Entzücken. Sie war keine der blassen, kraftlosen modernen Erscheinungen, die nur im Lampenlicht in großer Toilette reizvoll wirken. In voller Tagesklarheit, im Sonnenschein, in dem einfachen kurzen weißen Kleid kam ihre natürliche frische Anmut zu voller Geltung. Ihre schlanke Gestalt hatte so hübsche Bewegungen, ihre zartrosige Haut bedurfte keines Schleiers und keiner künstlichen Beleuchtung. Es stand ihr sogar gut, wenn der Wind ihr das Haar zauste und die gelösten Löckchen um ihre Stirne flogen.

Wie durchglüht von Freude, von Daseinslust kam sie heim. Sie hatte jedesmal ein heißes Verlangen, ihre Mutter zu umarmen, ihr leidenschaftlich dafür zu danken, daß sie ihr diese köstlichen Stunden vergönnte. Aber sie fürchtete sich vor deren forschenden Augen.

Gertrud hatte den erregten Abend nicht vergessen, an dem ihre Mama, ganz erschüttert von der Nachricht über die Erbschaft, mit einem so wilden Erschrecken ausgerufen hatte: „Du wirst dich doch nicht verlieben, Kind!“ Sie wußte, was sie an diesem Abend ihrer Mutter versprochen hatte.

Und nun klopfte ihr Herz so stürmisch, nun waren ihre Gedanken so berauscht von süßer Tollheit! Sie war immer froh, wenn die Mutter noch im Garten saß und im Dämmerlicht ihre Züge nicht deutlich sehen konnte, wenn sich langsam in der Abendluft ihre heißen Wangen kühlten, wenn sie, still vor sich hin träumend, noch an die letzten Worte, an den letzten Händedruck denken und schweigen durfte.

Frau Haller hatte ihr Versprechen treulich gehalten. Die ganze Gesellschaft gab Gertrud das Geleite. Aber an ihrer Seite ging immer der junge Offizier, und seine Blicke wurden immer zärtlicher; er vermied nicht mehr so ängstlich wie früher, eine weiche Stimmung anklingen zu lassen.

Seine Neigung für das junge Mädchen hatte jenen Höhepunkt erreicht, auf dem die Vernunft übertönt wird von schönen Illusionen. Wer weiß? Vielleicht konnten sie sich doch heiraten. Warum sollten sie nicht warten, bis er Hauptmann wurde? Gertrud war ja auch nicht ganz mittellos. Es würde schon gehen. Er hoffte sogar auf einen Gewinn in einer Lotterie, und jedes neue Zweimarklos, das er nahm, gab ihm neuen Mut und stärkere Zuversicht.

Wochenlang hatten sie merkwürdiges Wetterglück gehabt. Ein kühler Ostwind wehte alle Wolken vom blauen Himmel fort; wochenlang blieb es klar und sonnig. Aber an einem Nachmittag, an dem Gertrud wieder abgeholt worden war, rückte eine Gewitterwand, die sich seit dem Morgen über der Stadt gelagert hatte, immer näher und näher heran. Es war während des ganzen Tages unerträglich schwül gewesen, und Agnes, die stark unter solchen Temperatureinflüssen litt, hatte schon beim Erwachen eine Schwere in den Gliedern, einen Druck auf dem Herzen gefühlt, als drohe ein Unheil. Sie glaubte an Ahnungen und war überzeugt, daß dieser Tag ihr noch ein besonders schlimmes Erlebnis bringen würde.

Justizrat Eisenhardt war mittlerweile als Vormund Gertruds vereidigt worden. Seit sie den Brief aus Amerika erhalten, hatte Agnes aber nicht mehr gewagt, sich bei ihm Trost und Rat zu holen. Sie schämte sich, daß sie der Verwandten ihres Mannes gegenüber

nicht über die Erbschaft geschwiegen hatte, daß sie sich dann von ihrem Zorn hatte hinreißen lassen, derselben eine Szene zu machen; sie fürchtete Vorwürfe, ein mißbilligendes Kopfschütteln des alten Freundes.

Ruhelos ging sie in ihren Zimmern hin und her, während sie an diesem Abend auf ihre Tochter wartete. Wenn ein Windstoß durch die Bäume fuhr, schrak sie zusammen. Als es zu blitzen anfing, schloß sie die Läden, konnte aber dann kaum atmen in der dumpfen Schwüle und mußte die Fenster wieder öffnen. Warum Gertrud nur nicht heimkam? Die Spielgesellschaft konnte doch bei dem drohenden Wetter nicht auf dem freien Feld geblieben sein?

Man war allerdings in großer Eile geflüchtet, als der erste Donnerschlag ertönte; und da bei dem beginnenden Sturm gerade ein Wagen der elektrischen Straßenbahn vorüberfuhr, gab es kein Halten und Abschiednehmen mehr. Die Damen retteten sich möglichst rasch unter das schützende Dach.

Agnes lauschte und lauschte, ob nicht endlich die hellen Stimmen laut würden, die sie in der einsamen Straße schon von weitem zu hören pflegte. Das Unbehagen, das die Gewitterstimmung ihr weckte, steigerte sich, zusammen mit der Unruhe über Gertruds langes Ausbleiben, zu einer fieberhaften Qual, in der sie immerfort die Gestalt ihres einstigen Gatten vor sich zu sehen meinte, in der sie sein Lachen hörte, so erschreckend lebendig, als fühle sie ordentlich seine Nähe.

Um ihr unerträgliches Herzklopfen zu lindern, trat sie an das Fenster, das auf die Straße hinausging.

Und nun sah sie im Leuchten der Blitze da unten zwei Gestalten, die, gleichgültig gegen die düsteren Wolken und die emporwirbelnden Staubmassen, in eifrigem Gespräch dicht nebeneinander standen. Sie rief

mit lauter, strenger Stimme über den schmalen Vorgarten hinweg: „Gertrud! Gertrud!“

Wenige Minuten später wurde die Gartenpforte geöffnet, fiel wieder ins Schloß, leichte Schritte kamen über den Kiesweg die Treppe herauf.

Die Mutter ging dem jungen Mädchen entgegen. „Warum bliebst du so lange?“ stieß sie gepreßt hervor.

Aber sie blickte in ein verstörtes, leidenschaftlich erregtes Gesicht, und die Tochter drängte ungestüm an ihr vorüber.

„Laß mich, Mama! Um Gottes willen! Ich kann jetzt nicht sprechen! Nur jetzt nicht!“

In ein wildes Schluchzen ausbrechend, eilte sie in ihr Zimmer.

Agnes rang die Hände in Verzweiflung. Ihre Gedanken waren so erfüllt von der einen namenlosen Angst, daß sie nur eine Erklärung hatte für diese ungewohnte Erschütterung der Tochter: Er war da! Sie hatte mit ihrem Vater gesprochen!

Nach einer Weile ertrug sie das Alleinsein nicht länger; sie konnte das fassungslose Weinen ihres Kindes nicht mehr hören.

Sie trat in Trudes Stübchen. „Kind — Kind!“ flehte sie mit gebrochener Stimme. „Hab doch Erbarmen mit mir! Du folterst mich ja! Ich habe doch gesehen, daß du da unten standest in eifrigem Gespräch. Du kannst mir nicht verheimlichen, was geschehen ist. Sprich doch! Was hat er dir gesagt?“

„Er hat mir gesagt, Mama, daß er mich lieb hat — so über alle Maßen lieb!“

„Und das — das glaubst du ihm? Diese leeren Worte können dich so rühren und bewegen, daß du keinen Blick mehr für deine Mutter hast?“ rief Agnes mit bitterem Vorwurf.

„Ach, Mama, ich bin doch so unglücklich! Ich weiß ja, was ich dir versprochen habe, ich weiß, daß du nicht zugibst, daß wir uns heiraten. Ich habe ihm ja auch gesagt, daß es nicht sein kann, und nun will er fort — in den Kolonialdienst; er kann es nicht tragen, mich zu lassen. Weinen darf ich doch, Mama, das darfst du mir nicht verbieten! Ich habe ihn doch auch lieb!"

Agnes war erstaunt. Sie krampfte ihre Hand auf die Stuhllehne, ihre Augen waren groß und weit auf die Tochter gerichtet, es war wie ein irres Lachen, das um ihren Mund glitt, ein Lachen unter Tränen, ein Lachen mit wild pochendem Herzen. Sie mußte die Lippen aufeinander pressen, um nicht mit einem Schrei der Befreiung zu verraten, was in ihr vorging.

Von wem sprach die Tochter? Hatte sie denn recht gehört? Von Liebe, von Heirat war die Rede? Also nicht von dem Vater, nicht von dem Heimgekehrten, der ihr ihr Kind nehmen wollte? Hatte sie wirklich nur Gespenster gesehen? Sie legte den Arm um den Hals der weinenden Tochter und sagte viel zärtlicher, ruhiger, heiterer als seit langer Zeit: „Warum hast du kein Vertrauen mehr zu mir, Trude? Ich weiß ja gar nicht, was dich so betrübt, von wem du sprichst. Einst hab' ich jeden Gedanken gewußt, der dich bewegte. Seit einiger Zeit bist du verschlossen gegen mich wie vor einer Fremden. Ich meine es doch gut mit dir. Glaub doch, daß es niemand auf der Welt besser mit dir meinen kann, Kind!"

„Ach ja — ja gewiß, Mama," sagte Gertrud, tapfer ihre Tränen trocknend. „Ich habe dir ja alles verschweigen wollen, um dich nicht zu betrüben, dich nicht aufzuregen. Ich wollte es allein tragen. Ich kann nichts dafür, daß mir diese Aussprache, die wir heute hatten, so tief zu Herzen ging." Es zuckte um ihre

jungen Lippen. „Wenn du ihn gehört hättest, Mama — vielleicht würdest du dann auch weniger hart und bitter über die Leute denken.“

Nun klang es doch wie ein harter Vorwurf, wie eine leidenschaftliche Anklage durch die zitternde Stimme.

„Also ein Antrag war's, Kind, was dich da unten festhielt unter dem Gewitterhimmel?“ fragte Agnes mit warmen Augen und einem neugierigen Lächeln.

In den meisten Frauen lebt ein so instinktives Interesse für die Liebe, ein ununterdrückbares Wohlgefallen an Verlobung und Heirat, daß sie einem solchen Ereignis gegenüber plötzlich alle düsteren Gedanken vergessen, den schlimmsten Erfahrungen zum Trotz eine Glücksbotschaft zu vernehmen meinen.

Die furchtbare Spannung, in der Agnes die letzten Stunden verlebt, hatte sich gelöst. Draußen rauschte ein befreiender Regen nieder, und von ihrer Seele war der schwere Druck gewichen. Trude wußte nichts von ihrem Vater! Es war keine Nachricht von ihm, die sie der Mutter entfremdete; sie hatte ihr nur eine jugendliche Verliebtheit verschwiegen. Wie sonnig, wie hoffnungsfroh ihr diese Entdeckung schien im Vergleich zu dem Gefürchteten!

Gertrud meinte zu träumen, als die Mutter ihr in so freundlicher Stimmung die Wangen streichelte, mit so heiterer Stimme sagte: „Erzähle mir doch, Kind! Es wäre viel besser gewesen, wenn du nicht so stumm geblieben wärst. Mein Gott, ich will deinem Glück ja nicht im Wege stehen —“

„Mama!“ rief das junge Mädchen leidenschaftlich. „So sprichst du jetzt! Und vor kurzer Zeit noch hast du so energisch erklärt, daß ich um keinen Preis von dir fortdürfte, hast du mich so streng gewarnt vor der Liebe! Ich habe ja nicht den Mut gehabt, dir ein

Wort zu sagen. O, wenn du ihn nur einmal sehen wolltest, Mama!"

„Wer ist's denn, Trude?"

„Du ahnst es nicht? Wirklich nicht?" fragte Gertrud erstaunt. „Der Bruder von Frau Haller, Oberleutnant v. Bechstein."

„Ein Offizier!" Agnes' Gesicht hatte sich aufs neue verdüstert. „Natürlich, er hat erfahren, daß du jetzt Geld hast —"

„Mama! Wie kannst du so Ungerechtes sagen!" unterbrach die Tochter sie heftig. „Wenn er nach Geld heiraten wollte, da könnte er andere kriegen. Auf dem Spielplatz war eine Fabrikantentochter, eine hübsche Millionärin, die ihn sehr freundlich ansah. Er aber hat mich lieb gehabt, als ich noch Stunden gab bei seiner Schwester. Da hat er mich doch kaum für eine gute Partie halten können. Wenn du ihn kennen würdest, du würdest solchen Verdacht nicht hegen, Mama."

Das junge Gesicht glühte so schön vor Liebe und Vertrauen, die heißen Augen hatten einen so bittenden, herzbewegenden Blick.

Agnes rang ein schmerzliches Gefühl nieder. Sollte sie ihr Kind also wirklich von sich lassen müssen? Vor kurzem war ihr dieser Gedanke unerträglich erschienen. Aber seitdem hatte sie vor Schlimmerem, Grausamerem gebangt als vor einer Verlobung Trudes. Wäre es nicht die beste Lösung, wenn ein braver Mann ihr Kind schützte vor dem Vater; diesem Vaterrecht, gegen das sich ihr ganzes Sein auflehnte in heißer Empörung, ein Ende machte?

Mit warmem Blick schaute sie auf das tränenheiße, flehende Gesicht der Tochter. „Ich will ihn kennen lernen, Trude. Schreib ihm, daß er kommen soll," sagte sie bewegt.

„Mama! Süße, gute Mama!“ klang es an ihr Ohr; die weichen Arme umschlangen in leidenschaftlichem Dank ihren Hals, die heiße Wange lag liebkosend an der ihren. Sie hatte das Vertrauen, die volle Liebe ihres Kindes wieder. Nun konnte sie dem Vater Trotz bieten, wenn er ihr ihren Schatz rauben wollte, es war nichts Fremdes, Feindseliges mehr zwischen ihnen.

Dicht aneinander gelehnt standen sie noch lange am Fenster und genossen die köstliche Luft nach der Tagesschwüle, atmeten den Duft ein, der dem erfrischten Laub entströmte; beiden war's freier und leichter ums Herz als seit langer, langer Zeit.

In der Ferne wetterleuchtete es noch, und man hörte das Grollen des abziehenden Gewitters.

Am nächsten Tage schon ging ein lachendes, seliges Brautpaar durch den wie verjüngt aufblühenden Garten.

Günther hatte im Sturm das Herz der Mutter erobert. Sie vertraute ihm, sie liebte ihn, nachdem sie ein paar Minuten lang in sein klares, heiteres Gesicht, in seine warmen braunen Augen geschaut, nachdem sie den zärtlichen Blick gesehen, mit dem er an Gertruds Zügen hing. Und nun war sie zu jedem Opfer bereit, um die Heirat der Tochter zu ermöglichen. Warten sollten sie nicht, die jungen Leute. Nur keine lange Brautschaft! Sie selbst brauchte ja so wenig; sie hatte ihre kleine Rente; sie lebte fast nur von den Gemüsen, die sie in ihrem Garten pflanzen konnte. Die Kinder sollten alles haben. Schließlich kam man überein, daß sie die Erbschaft mit der Tochter teilen würde; Günther besaß auch ein Vermögen von dreißigtausend Mark. So hatten sie den nötigen Rentennachweis. Agnes wollte im Erdgeschoß die paar hübschen, sonnigen Zimmer beziehen, die bisher leer gestanden, und dem jungen Paar den

ersten Stock einräumen. In der Mansarde ließ sich eine Kammer für den Offiziersburschen einrichten, und eine Wagenremise war ohne große Kosten zu einem Stall umzubauen.

„Ihr müßt nicht denken, daß ich zu viel bei euch sein will, Kinder," sagte Agnes ganz demütig. „Die Frau Schmidt kocht für mich, ich esse in meinem Stübchen und freue mich, wenn ich eure Schritte über mir höre, ab und zu eure Stimmen, euer Lachen belausche. Ich werde keine zudringliche Schwiegermutter sein, Günther."

Frau Haller, die sich herzlich über die Verlobung gefreut, die sofort mit einem Strauß Rosen zu Gertrud gekommen war und ihr Glück gewünscht hatte, war einigermaßen erstaunt über die große Eile, mit der Frau Gebhardt die Vorbereitungen für die Heirat betrieb, über die Ungeduld, mit der sie bestimmte, daß die Trauung noch vor den Manövern stattfinden sollte. Daß die Brautleute damit einverstanden waren, das überraschte die junge Frau ja nicht; aber warum nur die Mutter den Hochzeitstag der Tochter kaum erwarten konnte? Sie wäre fast mißtrauisch geworden, als stecke da ein Geheimnis dahinter, das ihrem Bruder vorenthalten werden sollte, wenn ihr Mann sie nicht als Arzt getröstet hätte.

„Die arme Frau ist sehr nervös. Dieses Hasten, diese Unruhe — das liegt in der Veranlagung solcher Menschen."

Niemand ahnte ja, daß Agnes jeden Tag mit dem Gedanken aufstand: „Gott geb's, daß mein Kind verheiratet ist, ehe der unglückselige Vater auftaucht!"

Zu der Befürchtung, er könnte Rechte an seine Tochter geltend machen, kam nun auch noch die Sorge vor einer großen Beschämung, die seine Rückkehr der

seinen Familie gegenüber, in der Gertrud so freundlich aufgenommen worden war, hervorrufen könnte. Wenn er wieder käme als Abenteurer, als verkommener Mensch, würde dann nicht das Glück ihrer Tochter vollständig in Frage gestellt? Günther bekäme als Offizier am Ende gar nicht die Erlaubnis, das Kind eines solchen Mannes zu heiraten. —

Justizrat Eisenhardt und seine Frau hatten eine so herzliche Freude über Gertruds Verlobung empfunden, daß sie in der ersten Rührung und Überraschung gleich versprachen, für die Aussteuer des jungen Mädchens sorgen zu wollen.

„Ich muß als Vormund doch irgend etwas für Sie tun, Trudchen," sagte der alte Herr ganz bewegt, „umsomehr, als mein Amt und meine Würde nun ohnedies von so kurzer Dauer ist."

Ehe die Papiere beim Standesamt eingereicht wurden, ließ er Frau Agnes noch einmal zu sich kommen.

Sie erschrak aufs heftigste, als er ihr sagte: „Eigentlich müßte Gertrud die Einwilligung ihres Vaters zur Ehe haben." Da sie totenblaß wurde, fügte er rasch hinzu: „Regen Sie sich nur nicht auf, liebe Frau Gebhardt. Es heißt zum Glück: Wenn der Aufenthalt des Vaters unbekannt ist, so tritt, wie nach seinem Tode, die Mutter an die Stelle des Vaters. Sie wissen nichts über seinen Aufenthalt, nicht wahr?"

In das erblaßte Gesicht schlug eine Blutwelle. „Nein!" sagte sie nach kurzem Zögern. „Nein!" wiederholte sie noch einmal sehr bestimmt. „Ich weiß nichts von ihm!"

Wie froh sie war, daß sie dem Justizrat den Brief ihres Mannes verschwiegen hatte! Mit einer kleinen Lüge konnte sie nun die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, die sich sonst riesengroß vor ihr emporgewälzt

hätten. Es ward ihr heiß und kalt, wenn sie daran dachte, ihrer Tochter jetzt noch gestehen zu müssen, daß ihr Vater lebe, daß nur um seinetwillen ihr Glück verzögert worden war. Und wenn er nun nein gesagt hätte aus Tücke, aus Berechnung, aus Bosheit? Nur der Gedanke, daß ihm überhaupt über das Schicksal ihres Kindes eine Entscheidung zustand, schuf ihr schon eine leidenschaftliche Entrüstung.

Agnes hatte jeden Verkehr mit Auguste Gebhardt abgebrochen und ihr auch keine Nachricht von der Verlobung zukommen lassen. „Sie hat mich beleidigt," sagte sie zu Gertrud. „Ich will nichts mehr von ihr hören und sehen."

Das junge Mädchen, dem die Verwandte mit ihrer süßlichen, grinsenden Höflichkeit immer zuwider gewesen, erhob nicht den geringsten Einspruch. „Ich bin froh, wenn sie nicht mehr kommt, Mama," sagte Gertrud.

So kam's, daß die neugierige Auguste erst aus den standesamtlichen Meldungen die bevorstehende Heirat Gertruds erfuhr. Sie war eine Weile krank gewesen und hatte in keine der Kaffeegesellschaften gehen können, in denen sonst derartige Verlobungen wie ein guter Bissen aufgetischt werden. Nun war sie außer sich über die Vernachlässigung und Zurücksetzung, die sie von Agnes erdulden mußte; sie rieb sich innerlich auf vor Neugier über die näheren Umstände, über die Person des Bräutigams, die Familie, über die Wohnung, die das junge Paar beziehen würde, über alle die vielen Fragen, die ihr Interesse weckten, und doch ließ es ihr Stolz nicht zu, zu den Verwandten, die sie so vollständig im Dunkel über das wichtige Ereignis gelassen, hinzulaufen. Aber sie sann auf Rache.

Ein paar Wochen vor der Hochzeit traf Agnes, die eben aus einem Laden trat, in dem sie das Brautkleid

für ihre Tochter gekauft hatte, unvermutet mit Auguste zusammen. Sie wollte mit kurzem Gruß an der Verwandten vorübereilen und war sehr peinlich berührt, als diese vor ihr stehen blieb und sie ansprach.

„Ich habe ja noch gar keine Gelegenheit gehabt, dir zu gratulieren, Agnes," sagte das ältliche Fräulein in recht bissigem Ton.

„Danke," erwiderte Frau Gebhardt kurz und machte in ihrer Verlegenheit einen mißglückten Versuch, in den Trambahnwagen zu entwischen, der eben in der Nähe hielt.

Auguste aber pflanzte sich ihr in den Weg. „Der Hochzeitstag ist wohl schon bestimmt?"

„Ja, allerdings. Ich habe deshalb auch so viel zu tun —"

„Nun, wer weiß, ob nicht noch eine Verzögerung eintritt."

„Was willst du damit sagen?"

„O nur, daß der Vater, der gar nicht um seine Einwilligung gefragt worden ist, doch noch Einspruch erheben könnte. Ich habe mich bei einem Rechtsanwalt erkundigt. Gertrud hätte seine Zustimmung haben müssen."

„Wenn der Vater abwesend und sein Aufenthalt unbekannt ist, nicht!" warf Agnes tonlos ein.

„O bitte, sein Aufenthalt war dir ja nicht unbekannt; er hatte dir auf den Brief, den du mir gezeigt, seine Adresse geschrieben. Ich müßte das bezeugen, wenn es etwa zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kommen sollte, sobald Julius hier eintrifft."

Agnes war's zu Mute, als müsse sie umsinken. Sie fand keinen Ton in der Kehle, so preßte sich ihr das Herz zusammen vor Schrecken. Mit einem Blick wilden Entsetzens starrte sie die boshaft lächelnde Auguste an, die ihre Rache genoß.

„Du — du weißt, daß er kommen wird?“ lallte sie heiser.

„Ja, ich habe ihm das Reisegeld geschickt, meine Liebe, zur Überfahrt. Er bat mich darum. Und ich muß sagen, ich konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen, weil ich es ungerecht finde, daß er einfach übergangen wird und über die Zukunft seiner Tochter gar nichts mit dreinzureden haben soll. Schließlich warst du doch der schuldige Teil. Er hatte ein volles Anrecht an sein Kind.“

„Er, ein Anrecht? Er, der nie etwas für sie tat! Der sie hätte verhungern lassen, wenn ich nicht gewesen wäre, der sie und mich in Armut und Not gebracht hat!“ stieß Agnes bebend hervor. „O, du weißt nicht, was du uns angetan hast! Wenn ich noch verrückt werde, du bist schuld! Du allein! All das Unglück, das nun kommen wird, das fällt auf dein Gewissen!“

Agnes wußte kaum, wie sie überhaupt ihre Wohnung erreicht hatte. Erschöpft sank sie hier auf das Sofa nieder. Sie hatte nicht mehr die Kraft, ihre furchtbare Erregung zu verbergen. Gertrud erschrak heftig, als sie die verstörten Züge ihrer Mutter sah, deren hochgradige Aufregung bemerkte.

„Was ist denn geschehen? Was hast du nur, Mama?“

Ach, wenn die arme Frau nur hätte sprechen, über ihre Sorgen und ihren Kummer hätte klagen dürfen! Aber sie wollte den Kindern doch verheimlichen, was ihnen drohte. Sie litt so schwer unter dieser Verstellung, diesem Schweigen, dieser Vereinsamung mit ihrer sich steigernden Angst. Wenn die Gartentür geöffnet wurde, wenn sie einen Schritt hörte, wenn eine fremde Stimme im Hause vernehmbar wurde, mußte sie um Atem ringen; so klopfte ihr das Herz, so preßte ihr der schreckliche Druck die Brust zusammen.

Auf die beiden jungen Menschenkinder, die diese letzten Wochen in einer wahren Feststimmung genossen hatten, wirkte der krankhafte Zustand der Mutter wie ein Alp. Gertrud machte sich Vorwürfe; sie fürchtete, nicht liebevoll genug gewesen zu sein, in ihrem Übermut über die wunderbare Erfüllung aller ihrer heimlichen Sehnsucht der Mutter weh getan zu haben. Hatte die gute Mama ihre Kraft überschätzt, ihr ein zu großes Opfer gebracht mit ihrer raschen Einwilligung, und sollte nun ihr Glück durch das nagende Schuldbewußtsein getrübt werden, daß die Mutter sich verzehrte in einem Jammer, der ihre Gesundheit untergrub?

Wenige Tage vor der Hochzeit war's. Agnes, die wieder Nachts kaum geschlafen hatte, suchte im Garten Kühlung für ihren schmerzenden Kopf. Es war ein wunderbarer Sommermorgen. Von den Wiesen draußen vor der Stadt zog köstlicher Heuduft heran; in der Ferne verklang ein lustiger Militärmarsch, nebenan im Garten jubelten ein paar Kinder. Agnes stand eben vor einem blühenden Rosenstrauch, da wurde das Gartenpförtchen geöffnet, und Auguste kam herein.

Auguste war für die verängstigte Frau förmlich die Verkörperung alles Feindseligen, alles Tückischen geworden. Sie wußte, nun würde das längst Gefürchtete über sie hereinbrechen. Nun war er da!

„Ich möchte mit dir sprechen, Agnes. Ich habe dir Wichtiges mitzuteilen," sagte das Fräulein in einem Ton, der keine Abweisung aufkommen ließ. Agnes war auch viel zu müde und matt, um sich noch zu wehren, um noch zu kämpfen und sich aufzulehnen.

„Komm hier herein, damit Trude dich nicht hört," sagte sie tonlos und führte Auguste in das Zimmer im Erdgeschoß, das sie schon zum Teil für sich eingerichtet

hatte, in dem wenigstens ein paar Stühle standen, auf denen sie ihrem Besuch einen Platz anbieten und sich selbst niederlassen konnte.

Bis zuletzt mühte sich ihr mütterlicher Instinkt, ihrem Kind die Wahrheit zu verbergen, ihr Kind zu schonen. Auguste hatte darauf gerechnet. Agnes bemerkte nicht, daß das Fräulein, ehe sie ins Haus trat, mit ihrem Sonnenschirm gegen die Straße hinauswinkte, als gebe sie einem Draußenstehenden ein Zeichen. Dann folgte sie der Verwandten in das stille Zimmer und schloß die Tür.

„Du errätst wohl, was mich herführt?“ begann sie mit einem boshaften Lächeln. „Julius ist hier.“

Agnes hatte die kraftlosen Hände im Schoße liegen und saß vornübergebeugt, fast stumpfsinnig nun dem lange Gefürchteten gegenüber.

„Was will er?“ fragte sie mit blassen Lippen.

„Nun — vor allem seine Tochter sehen, seiner Tochter sich erfreuen. Er will bei der Hochzeit sein und Trude zum Altar führen; er verlangt, daß er in der Familie des Bräutigams freundlich aufgenommen wird. Solltest du dich weigern, ihm Schwierigkeiten machen, so läge es ja in seiner Macht, überhaupt die Trauung hinauszuzögern, wenn nicht zu verbieten, da seine Einwilligung nicht eingeholt wurde, obwohl er dir seinen Aufenthalt mitgeteilt hatte. Da er, wie du voraussetzen wirst, nicht in glänzenden Verhältnissen ist, wäre es ihm angenehm, wenn du ihm eine Summe zur Verfügung stellen würdest, damit er sich elegante Kleider anschafft. Es ist ja nur in deinem Interesse, wenn er möglichst gut aussieht; nicht wahr?“

Während Auguste sprach, hörte sie ganz deutlich, daß Schritte durch den Flur kamen, Männerschritte, die sich dann über die Treppe hinaufbewegten. Sie erhob ihre Stimme, damit Agnes nicht aufmerksam

wurde. Ach, die arme Frau war so überwältigt von Grauen vor all den Szenen, all den Erklärungen, die ihr nun bevorstanden, ihr schauderte so vor dem Wiedersehen mit diesem Mann, der ihr gläubiges Herz so grausam zertreten hatte, daß sie überhaupt kaum ihrer Sinne mächtig blieb.

Auguste hatte mit ihrem Vetter vereinbart, daß sie ihm Gelegenheit geben sollte, seiner Tochter allein gegenüberzutreten. Die Gegenwart seiner einstigen Frau schien ihm störend, wenn er als zärtlicher, liebevoller Vater auftreten wollte, den nur die Sehnsucht, sein Kind zu sehen, über den Ozean hergetrieben hatte. Er wollte doch einen guten Eindruck machen und hoffte, ihr Herz zu gewinnen. Wie er sich weiter einrichten würde, das wußte er noch nicht. Es kam auf die Verhältnisse an. Wenigstens für eine Weile schien es ihm recht wünschenswert, einmal eine Ruhepause in seinem unsteten Leben zu machen und sich's in deutscher Behaglichkeit einmal wieder wohl sein zu lassen. Er hatte hier Rechte. Die sollten denn doch ausgenützt werden.

Er war in Amerika gehörig hin und her geworfen worden. Direkt schlecht war es ihm ja nicht ergangen, er hätte sogar da und dort Halt gewinnen, sich langsam emporarbeiten können — wenn er eben ein anderer Mensch gewesen wäre. Aber was er verdiente, das rieselte ihm auch wieder aus den Händen, er wußte kaum wie. Und er mußte trinken, sich betäuben; er brauchte den Rausch, um sich vor dem verzweifelten Katzenjammer über sein Leben zu retten.

Sein ehemals hübsches Gesicht war verwüstet; seine Abenteurerexistenz hatte seiner Erscheinung einen unverkennbaren Stempel aufgedrückt; spärliches Haar deckte eben noch den hageren, eckigen Schädel, die Haut war fahl und schlaff geworden. Er hatte Mühe, eine

stramme Haltung zu markieren. Das Bestreben, jugendlich zu erscheinen, der gefärbte Schnurrbart, die grelle Krawatte, das Monokel, das er in das linke Auge klemmte, gaben der wenig Vertrauen erweckenden Gestalt nur einen noch widerwärtigeren Anstrich.

Nach einem raschen Klopfen trat er in das Zimmer, dessen Tür nur angelehnt war, und blickte sich um. Auf dem Stuhl lag ein weißes Kleid — das Brautkleid seiner Tochter. Er besann sich auf ein paar rührende Worte, die sich an diesen Anblick anknüpfen ließen.

Nebenan rief eine junge Stimme: „Grüß Gott, Schatz, ich komme gleich! Wie hübsch, daß du so früh da bist!"

Dann wurde die Tür geöffnet. Aber ohne daß das junge Mädchen zum Vorschein kam, hörte er sie rufen: „Denke dir, Günther, mein Myrtenstöckchen hat heute die ersten Blüten! Ist es nicht wunderbar? Ich muß es dir zeigen!" Und mit dem Blumentopf in der Hand trat Gertrud ein. Sie ließ die Tür offen stehen, und so kam ein heller Sonnenschein mit ihr herein. Wie ein Bild sonniger Jugend stand sie da, schlank und rosig, wie mit einem Glorienschein um das blühende Haupt.

Sie stieß einen leisen Schrei des Schreckens aus, als sie den Fremden sah, und wich unwillkürlich mit einer ängstlichen Bewegung zurück.

Er mußte sehen, wie sie zusammenschauderte.

Keinen Ton brachte er über die Lippen. Alles, was er hatte sagen wollen, um sich bei ihr einzuführen, war ihm plötzlich wie aus dem Gedächtnis gelöscht. Er schaute mit einem Male zurück in eine ferne Vergangenheit und sah sich selber, achtzehnjährig, mit rosigem Gesicht und klaren, strahlenden Augen wie dieses Mädchen, mit denselben reinen, blühenden Zügen, mit dem Glorienschein der Jugend.

Sein Kind — sein Kind! Wie Gertrud ihm glich,

dem jungen Menschen glich, der er einstmals gewesen!

Gertrud hatte sich endlich gefaßt, das Myrtenstöckchen weggestellt und wendete sich nun an den Fremden, der sie so unheimlich starr anblickte, mit kühl-abweisender Miene: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“

Er war verlegen, seit vielen Jahren zum ersten Male wieder so verlegen, daß er kaum wußte, was er erwidern sollte.

„Mein Fräulein,“ sagte er endlich, „ich war ein Freund Ihres Vaters —“

„Wirklich?“ Ihre Miene war freundlicher geworden. Sie machte sogar eine Bewegung, als wollte sie ihm einen Stuhl anbieten. Aber er stand regungslos, und da er auch nichts sprach und dieses Zusammensein mit dem rätselhaften Besuch immer peinlicher wurde, fragte sie mit einem ernsten Blick: „Also, Sie haben meinen armen Vater gekannt? Er hat so früh sterben müssen! Gerade in der letzten Zeit habe ich oft an ihn gedacht. Wenn man glücklich ist, hat man erst so rechtes Mitleid mit den Menschen, die früh fort mußten aus diesem schönen Leben.“

„Ja, ich kannte ihn,“ gab er nur zu, betreten, wie vor den Kopf geschlagen. Also ein Toter war er für sie! Aber ein Toter, dessen Andenken sie heilig hielt! Die Mutter hatte ihr demnach niemals vorgeklagt über ihre unglückselige Ehe; sie hatte ihn nicht verlästert, ihn nicht in den schwärzesten Farben geschildert! Diese Entdeckung machte ihn völlig fassungslos.

„Er muß ein so schöner, sonniger Mensch gewesen ein, nicht wahr?“ fragte sie weiter. „Ich kenne nur sein Bild aus seiner Jugend.“

Nein, nein! Er brachte es nicht über die Lippen, ihr zu sagen: Er lebt noch! Ich bin es! Ich! Eine

namenlose Angst packte ihn vor ihrem Entsetzen, vor einem Ausdruck der Bestürzung auf ihrem schönen jungen Gesicht.

„Sie gleichen ihm, mein Fräulein. Besseres kann ich Ihnen nicht von ihm sagen," stammelte er. „Ich wollte seine Tochter nur einmal sehen. Verzeihen Sie, ich — ich will Sie nicht länger stören. Möge es Ihnen immer gut gehen, mein Kind!"

Er hatte das Monokel längst aus dem Auge fallen lassen. Seine Haltung war viel weniger stramm als bei seinem Eintreten; seine Hände, die den Hut hielten, zitterten. Jene Schwäche hatte ihn wieder befallen, die sich nun oft in nüchternen Stunden bei ihm einstellte, in der er sich hinfällig fühlte wie ein Greis.

Mit einer hastigen Verbeugung wendete er sich der Tür zu. Er stolperte über die Schwelle. Ohne sich noch einmal umzublicken, eilte er über die Treppe hinab.

Agnes, die nun die Schritte gehört hatte, trat erschrocken auf den Flur.

Und hier, im hellen Morgenlicht, standen sie sich gegenüber: die Frau, die ihn einmal geliebt, die er elend gemacht, die nun seit Wochen vor seinem Kommen zitterte, und er, der herabgekommene Abenteurer, der vom Leben verwüstete, vom Trunk vergiftete Mann, der eben in kläglicher Verfassung das Zimmer seines Kindes verlassen. Sie hatte sich oftmals ausgemalt, wie er wohl aussehen würde; sie hatte sich gesagt, er wird tiefer und tiefer herabgeglitten sein. Aber unwillkürlich hatte er doch immer noch jung, mit seiner kecken, unverwüstlichen Frische vor ihren Augen gestanden. Als sie nun sah, was die Zeit, das Leben aus ihm gemacht, als sie diesen gealterten, schlotterigen Menschen sah, der der Vater ihres Kindes war, der

ihre Tochter mit an den Altar führen wollte, da streckte sie abwehrend die Hände aus und sank ohnmächtig in die Arme der herbeigeeilten Auguste, die gerade noch rechtzeitig kam, um die Wankende zu halten.

Er hatte erst eine Bewegung gemacht, sich ihr zu nähern. Aber als Auguste sich umblickte, war er verschwunden. Er hörte noch, wie sie „Trude, Trude!“ rief, und er drückte sich fort durch den Garten — fort, nur fort von diesen jungen Augen, die ihn weich und schwach gemacht, ihn mit Abscheu erfüllt hatten vor sich selber.

Man trug die Bewußtlose in ihr Zimmer; Gertrud, die mit finsterer Miene jede Beihilfe der Verwandten ablehnte, rieb ihr die Schläfen, die Hände, sie machte kalte Umschläge und brachte Wein.

„Geh lieber, Auguste!“ sagte sie, als die Ohnmächtige sich regte. „Laß mich allein mit ihr!“

„O, ich will gar nicht stören,“ warf das Fräulein schnippisch hin; aber sie gehorchte dem ernsten jungen Gesicht, das sie so streng anblickte, obwohl sie brannte vor Neugier, was sich da oben zwischen Vater und Tochter ereignet hatte.

Agnes schlug die Augen auf und sah, wie ihr Kind sich zärtlich über sie herabbeugte. Sie wartete mit Angst auf die Folgen, die Fragen, die Worte der Bestürzung, die nun von den jungen Lippen kommen mußten; sie schaute bittend, zaghaft, in banger Spannung auf die geliebten Züge.

„Du bist erschrocken, Mama, vor dem fremden Menschen, nicht wahr?“

„Vor dem fremden Menschen —“ wiederholte Agnes zögernd, angstvoll.

„Er hat wirklich unheimlich ausgesehen. Im ersten Moment hätte ich fast um Hilfe gerufen, als er plötz-

lich vor mir stand. Denke, er sagte, er habe meinen Vater gekannt. Ich sähe ihm sehr ähnlich. Was er nur gewollt hat? Er war ganz verlegen und starrte mich nur an, ohne zu reden; dann ging er plötzlich davon."

Agnes streichelte die Hände der Tochter, mitleidig, in stummer Qual. Müde schloß sie wieder die Augen. Also ein Aufschub! Aber doch nur ein Hinauszögern des unausbleiblichen, furchtbaren Moments, in dem Trude erfahren mußte, wer der Mann war, bei dessen Anblick sie fast um Hilfe gerufen hätte.

Wieder fuhr ihr ein Schauder durch die Glieder, als sie an die Gestalt dachte, die einen Augenblick im hellen Flur vor ihr gestanden hatte. Nein, sie durfte jetzt nicht krank und schwach sein! Sie mußte sich aufraffen, sich besinnen, Kraft haben, um wenigstens zu verhindern, daß der Vater ihres Kindes sich in dieser schäbigen Verfassung vor ihrem künftigen Schwiegersohn, vor den Menschen zeigte. Sie trank gehorsam den Wein; sie bestand darauf, daß sie aufstehen wolle; im Freien, in der Sonne würde sie sich rasch erholen.

Während Gertrud ihren Bräutigam begrüßte und sie eine Weile allein ließ, schrieb sie mit vor Aufregung zitternden Fingern einen Brief an Auguste und beschwor sie, dafür Sorge zu tragen, daß ihr Vetter sich andere Kleider anschaffe, sich doch wenigstens äußerlich als anständigen Menschen herrichte. „Er selbst hat ja gezögert, seiner Tochter zu sagen, wer er ist!" Sie legte ein paar Hundertmarkscheine in das Kuvert und schickte den Brief in die Wohnung des Fräuleins.

Ach, es war die Summe, die sie den Kindern für ihre Hochzeitsreise hatte mitgeben wollen! Aber hing nicht vielleicht Günthers Existenz davon ab, daß er nicht durch die Erscheinung dieses plötzlich aufgetauch-

ten Schwiegervaters als Offizier unmöglich gemacht wurde?

Der Hochzeitstag war gekommen ohne die Entdeckung, die Agnes als drohende Wolke über ihnen schweben sah. Der Bräutigam kam mit glückstrahlendem Gesicht. Die kleine Gesellschaft war in heiterster Stimmung. Sie wußten nichts, sie ahnten nichts.

Auch der Justizrat drückte ihr lächelnd die Hand und sagte: „Nun sehen Sie, liebe Frau Gebhardt, nun sind Sie von allen Ihren Sorgen vor dem Vater befreit, und wenn Sie Ihr Kind auch hergeben müssen, das ist nun einmal Mutterschicksal."

Die Angstqualen, die sie in dieser einen Stunde litt, die verstand ja niemand. Wie sie sich zusammennehmen mußte, um auf dem Weg zum Standesamt nicht zusammenzubrechen. Dort würde er wohl sein! Dort würde er eine Szene machen, Einspruch erheben als Vater! Er hatte sich wohl einen Knalleffekt ausgesonnen.

Sie wagte gar nicht, ihre Tochter anzublicken, die so rührend anmutig war in ihrem bräutlichen Glück, unter der weißen Myrtenkrone, in ihren weißen Schleiern.

Ihr war's zu Mute, als ginge sie an der Seite der holden Gestalt in ein Haus, in dem eine Mine lag, die im nächsten Moment auffliegen mußte.

Aber alles ging ruhig vorüber. Am Arm des Gatten verließ Gertrud den Rathaussaal. Auch in der Kirche erblickte Agnes die Gestalt nicht, vor der ihr graute Tag und Nacht.

Auguste stand unter dem Publikum, das der Trauung beiwohnte. Sie kam dann in die Sakristei herein, küßte Gertrud und wünschte ihr Glück. Darauf zog sie Agnes beiseite. Sie schien ziemlich kleinlaut und verstört.

„Hier, hier hast du dein Geld zum Teil wieder,"

flüsterte sie der blassen Brautmutter zu und drückte ihr ein Kuvert in die Hand. „Er hat nur einen Hundertmarkschein genommen, das andere sollte ich dir zurückbringen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Nachdem er bei euch gewesen, saß er in meiner Wohnung mit finsterem Gesicht. ‚Meine Tochter soll nur dabei bleiben, daß ich tot bin, lange schon,‘ sagte er. ‚Es ist besser so!‘ Und dann hat er mich drohend angeschaut mit so düsteren Augen, daß mir ordentlich angst und bang wurde, und geschrieen: ‚Weh dir, wenn du nicht schweigst!‘ — ‚Ich sage nichts, wenn du's nicht willst!‘ habe ich voller Schrecken hervorgestoßen. ‚Halte dein Wort!‘ rief er noch, ehe er fortstürzte. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.“ —

Gertrud, die bei dem kleinen Festmahl zwischen ihrem jungen Gatten und dem Justizrat saß, warf zuweilen einen besorgten Blick auf ihre Mutter. Aber die schmalen Züge waren heiterer als seit langer Zeit.

Und Agnes weinte auch nicht, als sie den Kindern lebewohl sagte, als der Zug mit dem Hochzeitspaar davondampfte. Sie atmete auf wie eine Befreite, als fiele ihr eine Bergeslast von der Seele.

Abends, als sie so allein in ihrem Gärtchen saß, da fühlte sie freilich ihre Vereinsamung. Aber sie wollte nicht an sich denken, nur an das Glück ihres Kindes; wollte nur dankbar sein, daß für Trude kein Schatten diesen Tag getrübt hatte. Sie wollte auch ihm dankbar sein, in dem der Anblick seines reinen, unschuldigen Kindes noch in letzter Minute den Rest des Guten, das auch der Verkommenste in sich trägt, geweckt hatte. Um der Tochter willen verzieh sie dem Vater alles, was er an ihr gesündigt.

Allerlei Giftschlangen.

Schilderung aus dem Tierleben. Von R. F. Hermann.

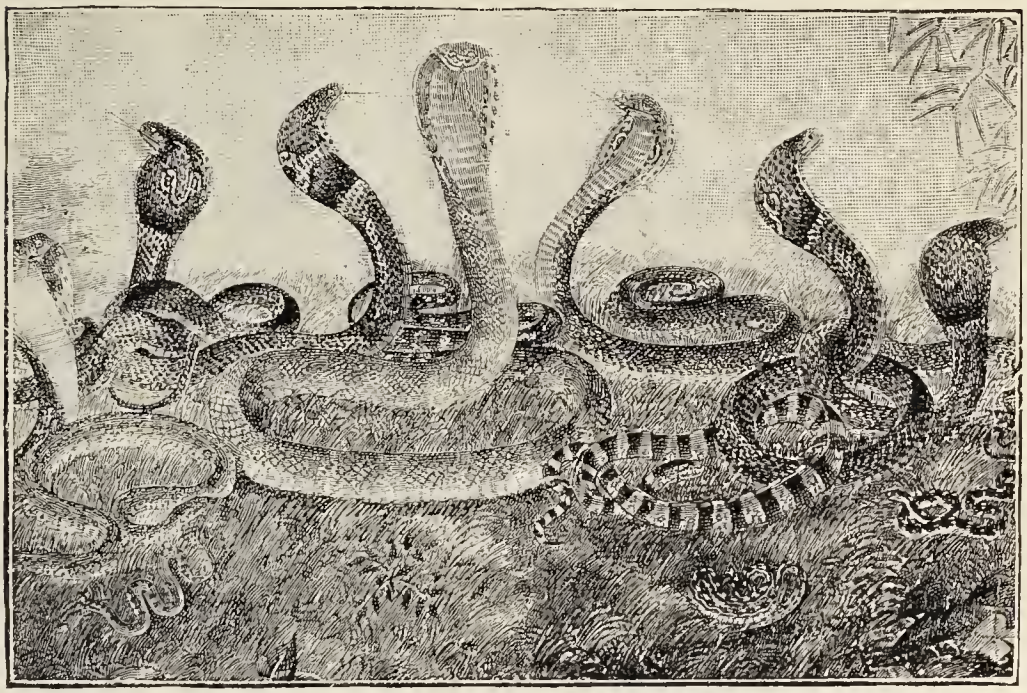
Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Kaum eine andere Tiergattung ist seit undenklichen Zeiten für den Menschen in gleich hohem Maße ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus gewesen wie das weit verbreitete Geschlecht der Schlangen. Aber es ist nicht eigentlich ihre äußere Erscheinung, die diesen Widerwillen erzeugt hat. Denn die Anmut und Eleganz ihrer Bewegungen wie die bei vielen Exemplaren überraschend prächtige Zeichnung des Körpers sollten einem unbefangenen Beobachter diese geschmeidigen Tiere eher schön als abstoßend häßlich erscheinen lassen. Wenn die meisten Menschen sich trotzdem beim Anblick einer Schlange von Ekel und Grauen erfaßt fühlen, so entspringen diese Empfindungen wohl in erster Linie der Vorstellung, daß die Natur gerade diesen Geschöpfen oder doch wenigstens einer großen Anzahl von ihnen die furchtbarste Angriffs- und Verteidigungswaffe verliehen hat, die je einer lebendigen Kreatur zu eigen gegeben wurde. Die Klaue des Löwen, das Gebiß des Tigers, das Horn des Büffels, sie dünken uns minder fürchterlich als der nadelfeine Giftzahn

der Schlange, der durch eine kaum sichtbare Wunde den tödlichen Saft in die Adern seines Opfers fließen läßt.

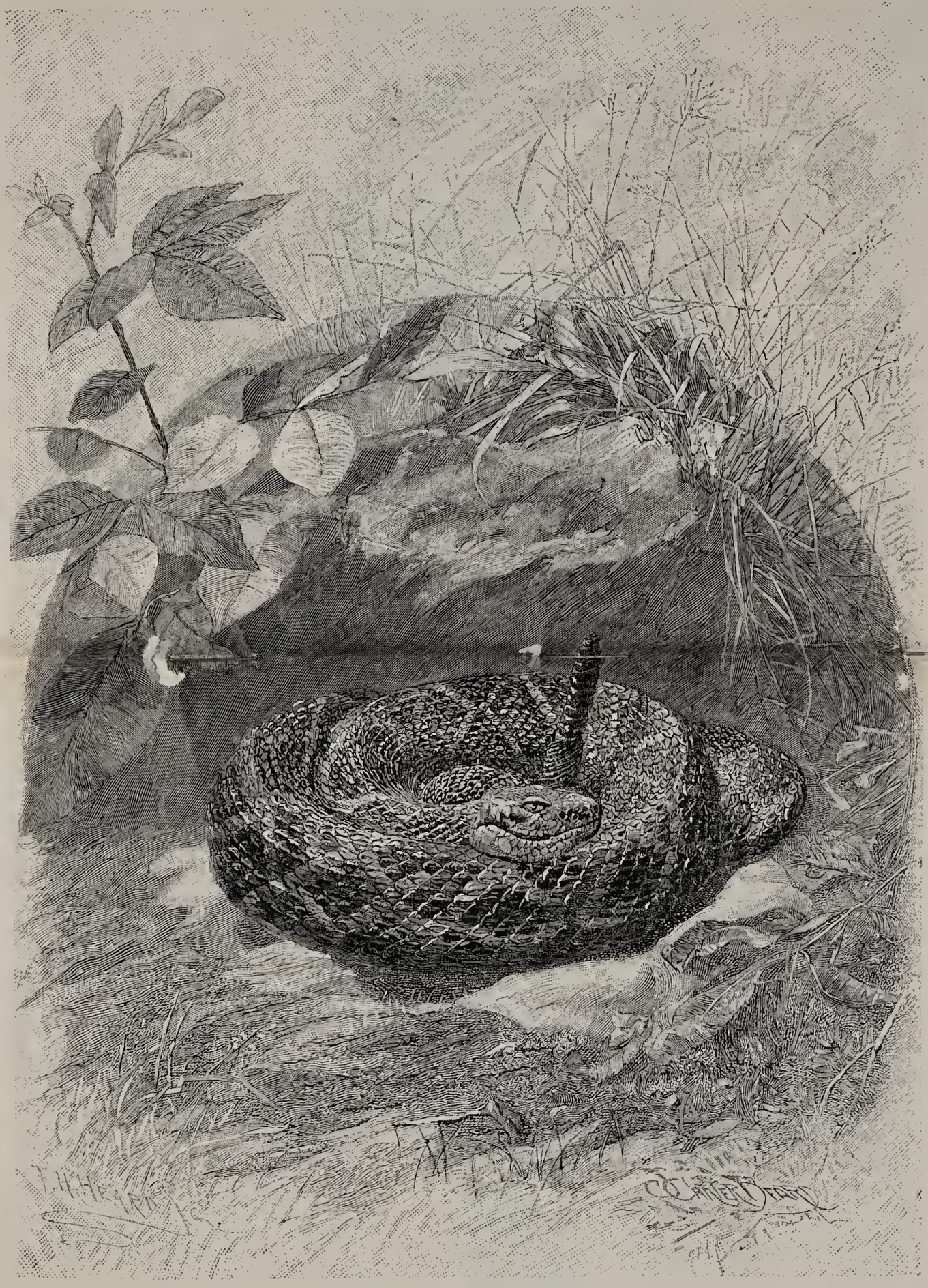
So wie uns unter den menschlichen Verbrechern der Giftmörder der verabscheuungswürdigste ist, weil wir mit seiner Handlungsweise mehr als mit der jedes anderen Übeltäters den Begriff der Feigheit und Tücke verbinden, so sind wir auch von vornherein geneigt,



Indische Giftschlangen (Brillen- oder Hutschlangen).

die giftigen Schlangen recht eigentlich als Verkörperungen der feigen, tückischen Hinterlist zu betrachten. Und ihr geräuschloses, windendes Dahingleiten, das dem auserkorenen Opfer nichts von ihrer Annäherung verrät, ihr boshaft klingendes Zischen sind natürlich nur danach angetan, uns in dieser Auffassung zu bestärken.

Aber wir sind in unserem Verdammungsurteil nicht ganz gerecht. Denn in dem Charakter der Schlangen offenbart sich weder eine besondere Hinterlist noch eine Mordlust, die sich auch nur entfernt mit derjenigen der meisten Raubtiere vergleichen ließe. Die Schilderung,



Lauernde Klapperschlange.

die wir später von dem Gebaren der Klapperschlange im Angriffs- und im Verteidigungskampfe geben werden, dürfte beweisen, daß auch der Vorwurf der Feigheit ein keineswegs gerechtfertigter ist.

Allerdings sind die Schlangen, und namentlich die giftigen Arten der Tropen, von äußerst reizbarem Temperament und immer bereit, in der Annäherung jedes anderen Geschöpfes eine zu grimmiger Abwehr herausfordernde Gefahr zu erblicken. Die Furcht, die man in den von ihnen heimgesuchten Gegenden vor ihnen hegt, und der Vernichtungskampf, den man gegen sie führt,

Köpfe der indischen Giftschlangen.

sind darum vollkommen begreiflich, und es ist zu beklagen, daß dieser Vernichtungskampf unter den am meisten mit Giftschlangen bevölkerten Himmelsstrichen eine nennenswerte Abnahme der gefährlichen Reptilien bisher nicht hat herbeiführen können. Namentlich in Indien ist die Zahl der Opfer an Menschen und Haustieren, die durch Schlangenbiß getötet werden, alljährlich noch immer eine erschreckend große. Es könnte uns in Erstaunen setzen, daß alle Ausrottungsversuche bislang kein besseres Ergebnis aufzuweisen haben, wenn wir uns nicht vergegenwärtigten, daß auch bei uns von einer wahrnehmbaren Verminderung der Kreuzottern, der einzigen in Deutschland vorkommenden Giftschlangenart, trotz aller auf ihre Erlegung ausgesetzten Prämien nicht die Rede sein kann. Die indische Schlangenfauna

aber, die wir auf unserem ersten Bilde in ihren hauptsächlichsten Vertreterinnen vorführen, ist eine so unendlich viel reichere, daß uns die Nutzlosigkeit alles auf ihre Vertilgung gerichteten menschlichen Bemühens wohl einleuchten muß.

Die meisten der in Indien vorkommenden Giftschlangen gehören der Gattung der Brillen- oder Hutschlangen an und sind sogenannte Furchenzähner, das heißt die im Oberkiefer sitzenden, hakenförmigen Giftzähne zeigen eine tiefe Furche längs ihres Vorderrandes, die bis zur Spitze verläuft und in deren Anfang der Ausführungsgang der Giftdrüse sich öffnet. Diese Drüse selbst ist gegen den Hals hin ziemlich lang gestreckt, der Kopf deshalb nicht sehr breit und, wie bei den Nattern, oft kaum vom Halse abgesetzt. Die Brillenschlange, auch Kobra (cobra di capello) genannt, hat die Fähigkeit, ihre Halsrippen so auszudehnen, daß der Nacken eine Art Schild darstellt, in dessen herzförmigem Ausschnitt der Kopf steckt. Aus Beschreibungen über die Produktionen der überall in Indien auftretenden Schlangenaukler ist diese Art wohl ziemlich allgemein bekannt.

Unter den amerikanischen Schlangen sind die am meisten gefürchteten die Kupferkopf- und die Wassermokassinschlange. Namentlich die letztere, die in Sümpfen, Bächen und Flüssen lebt, sich hauptsächlich von Fischen und Fröschen ernährt und bis zu 1½ Meter lang wird, genießt den denkbar schlechtesten Ruf. Denn sie ist außerordentlich lebhaft in ihren Bewegungen, sehr leicht zum Zorn geneigt und dann immer bereit, sich auf das ihr zunächst befindliche lebendige Geschöpf zu stürzen, das sie für den Urheber der ihr zugefügten Unbill hält.

Die berüchtigte Klapperschlange, von den

Kupferkopfschlange (Trigonocephalus contortrix).

Amerikanern Rattlesnake genannt, ist in dieser Hinsicht viel weniger empfindlich, so daß man der Gefahr, von ihr gebissen zu werden, in erheblich geringerem Maße ausgesetzt ist. Sie gehört zu den Kanalzähnern, die sich von den oben erwähnten Furchenzähnern dadurch unterscheiden, daß der breite platte Kopf stark vom Halse abgesetzt, und der Giftzahn in seiner ganzen Länge von einem Kanal durchbohrt ist, der die Fortsetzung des Giftganges bildet und sich an der haarscharfen Spitze mit einer feinen Spalte öffnet. Von dem Gebaren der Klapperschlange bei der Jagd auf Beute oder bei der Abwehr eines

Angriffs gibt Karl Vogt, ein ausgezeichneter Kenner und Beobachter der Schlangen, folgende interessante und durch unsere Abbildungen noch anschaulicher gemachte Schilderung: Im Zustande der Ruhe ist die Schlange ganz in der Weise zusammengerollt wie ein Schiffstau. Der Kopf ruht auf der äußeren Windung des Ringels; die mit der Klapper endende Schwanzspitze ist in der Mitte der Windungen aufgerichtet. Die Schwanzspitze ist, ähnlich wie bei den Katzen, bei allen Giftschlangen gewissermaßen der Maßstab der seelischen Erregung. Wenn sie in zitternde Bewegung gerät, so ist das immer ein Zeichen der beginnenden Zornwut. Bei den Klapperschlangen findet sich nun eine Reihe von glockenförmigen Endschuppen, die so ineinander greifen, daß sie sich nicht voneinander lösen bei der Häutung, und deren Schütteln einen eigentümlichen Rasselton hervorbringt, welcher demjenigen mancher Heuschrecken täuschend ähnlich ist.

So liegt die Schlange ruhig in ihrem Verstecke, bis sie auf irgend eine Weise gestört wird. Bei einer plötzlichen Überraschung hat sie zuweilen nicht die Zeit, ihre Kampfstellung einzunehmen; sie löst die Ringel nur, zieht den Hals zusammen, um ihn wieder vorschnellen zu können, und öffnet den weiten Rachen, in welchem die Giftzähne sich aufrichten. Die aufgerichtete Rassel ist dabei in steter, krampfhaft zitternder Bewegung, und sobald die störende Ursache, wie zum Beispiel der Fuß eines Menschen, in der Nähe ist, schnellt sie wie ein Blitz den Kopf vor und haut ein. Die Eingeborenen in Indien wie in Amerika gehen entweder mit nackten Füßen oder in leicht durchdringlichen, ungegerbten Schuhen; die meisten Verwundungen geschehen bei dem Anlasse, daß das ruhig liegende Tier von dem Vorübergehenden berührt wird. „Hohe, feste Stiefel und dichte, weite

Beinkleider," sagt der Prinz von Neuwied, einer der bekanntesten naturforschenden Jäger in Südamerika, „sind das beste Schutzmittel gegen Schlangenbisse."

Hat die Schlange aber Zeit oder lauert sie auf eine Beute, so ringelt sie zwar den Leib ein, hebt aber

Wassermokassinschlange.

den Kopf auf dem zurückgebogenen Halse und legt ihn oft so weit zurück, daß man die Unterseite desselben sieht. Mit glühenden Augen folgt sie den Bewegungen des ersehnten Opfers, während die Schwanzspitze in fieberhafter Erregung zittert. Die hier geschilderte Kampfstellung findet noch erhöhteren Ausdruck bei den Brillenschlangen, welche alle die Fähigkeit haben,

den Hals durch die Aufstellung seiner Rippen zu erweitern. Die erwähnten Schlangen blasen den Hals so weit auf, daß der Kopf fast darin verschwindet; zugleich richten sie sich mit halbem Leibe auf, indem

Überraschte Klapperschlange.

sie sich zurückbiegen, und folgen mit ihren Bewegungen denjenigen ihres Zieles, um sich im geeigneten Augenblick darauf zu stürzen und zu beißen. Diese Stellung zeigen auch die Schlangen jener Arten, welche die Gaukler in Indien und Nordafrika zu Vorstellungen benutzen. Meist sind diese Gauklerschlangen durch öfteres Beißenlassen in Lappen so weit gedrillt, daß sie nur

die Kampfstellung annehmen, ohne loszuschießen. Der sogenannte Schlangentanz, den die Gaukler mit eintöniger Musik begleiten, ist, wie ich aus eigener Ansicht bezeugen kann, nichts anderes.

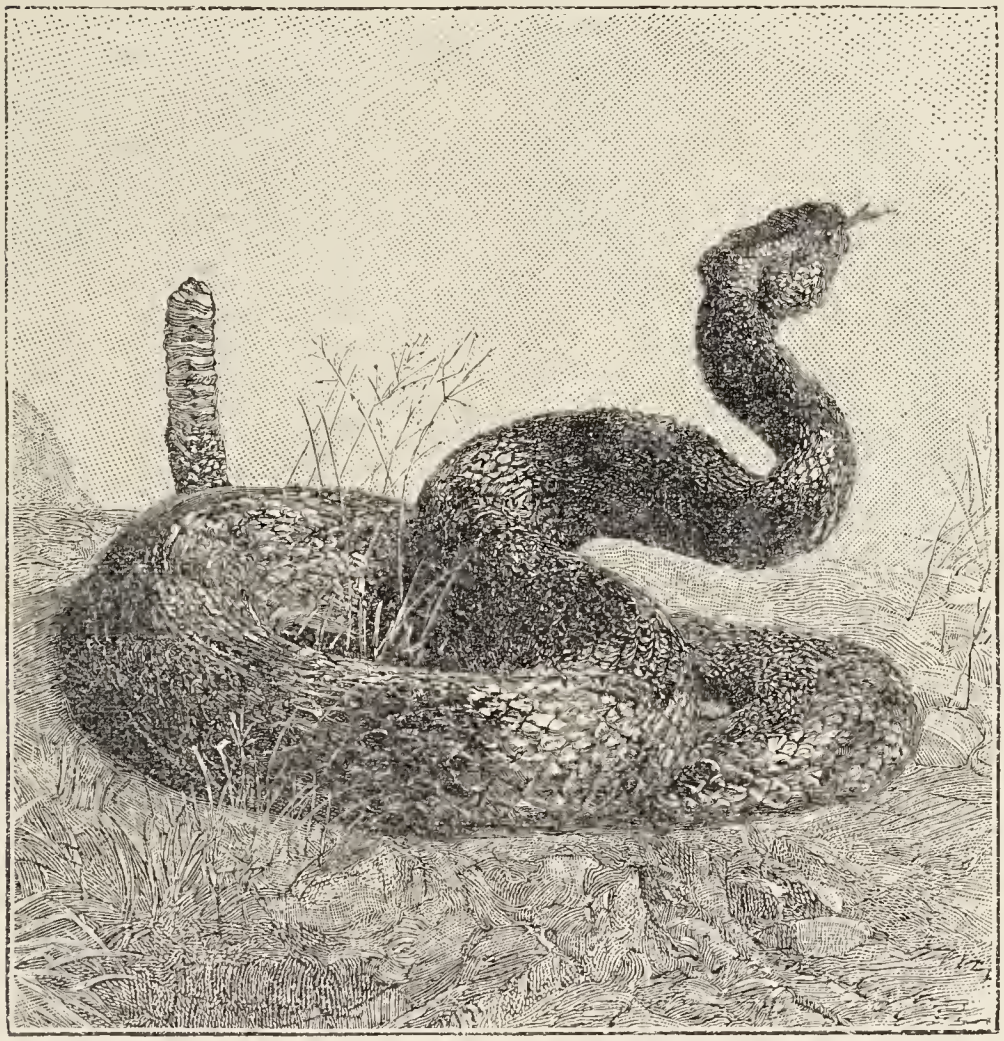
Bei der Jagd und im Anfange des Kampfes zielen die Schlangen genau und messen sehr gut die Distanz ab, bis zu welcher sie den Kopf vorschnellen können. Plötzlich entrollt sich der Knäuel, der Hals, der vorher zurückgebogen war, streckt sich, in dem geöffneten Rachen stehen die Giftzähne hervor, und mit diesen haut die Schlange ein, um sofort den Kopf wieder zurückzuziehen und die Kampfstellung einzunehmen. Alle diese Bewegungen erfolgen mit solcher Schnelle, daß das Auge ihnen kaum folgen kann.

Die furchtbaren Wirkungen des Schlangengiftes sind bekannt. Die durch den Biß verursachte Wunde ist an und für sich nicht belangreicher als ein Nadelstich und wird oft kaum empfunden; aber nach ganz kurzer Zeit schon schwellen die Gewebe auf, und es treten rapid verlaufende Zerstörungsprozesse ein, während sich gleichzeitig Atemnot und Herzschwäche einstellen, die zu den qualvollsten Erscheinungen und in schwereren Fällen zum Tode führen.

Ein sicher wirkendes Gegenmittel kennt die ärztliche Wissenschaft bisher leider nicht. Aber es ist interessant zu hören, was Weir Mitchell, ein sehr bekannter amerikanischer Forscher, der jahrelang die gefährlichsten Versuche mit Schlangen und Schlangengift angestellt hat, darüber sagt:

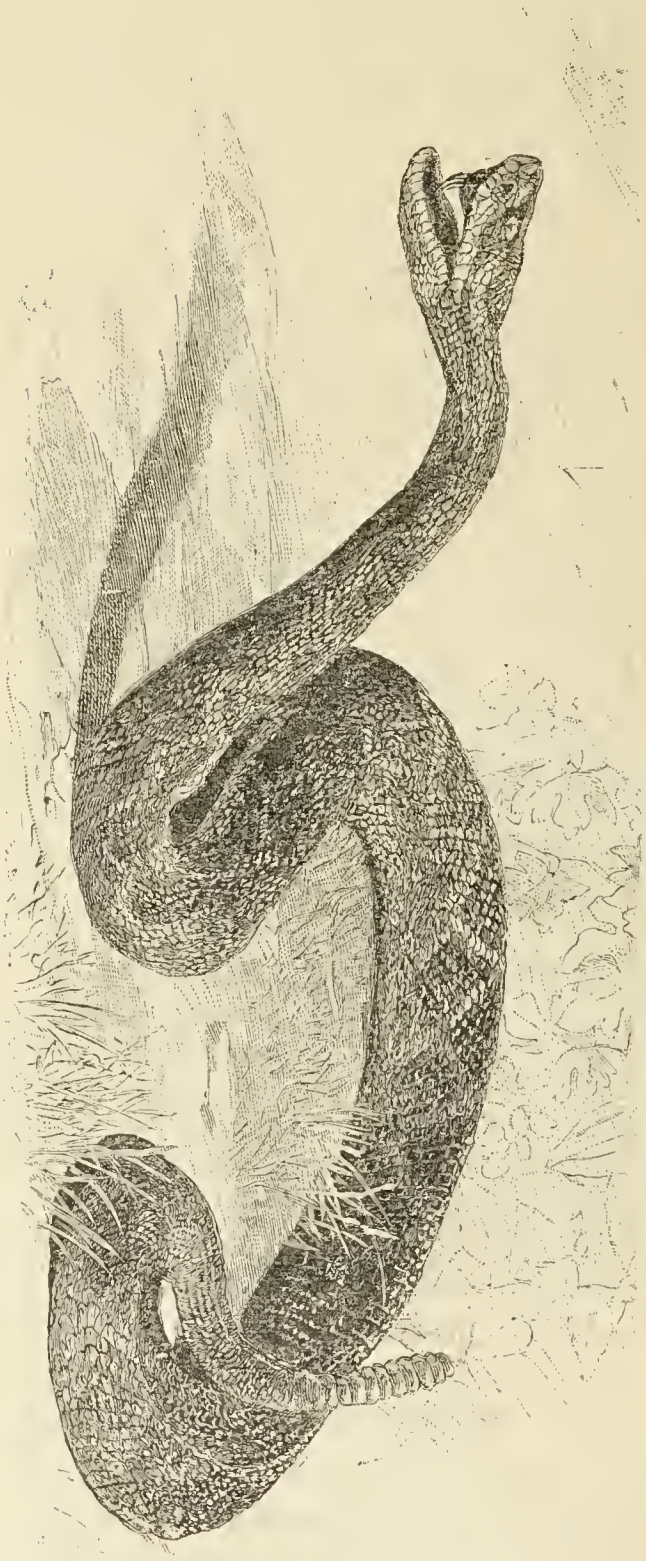
„Man hat mich oft gefragt, was ich tun würde, wenn ich fern von Hilfe gebissen würde. Wäre die Wunde an einem Finger, so würde ich zu einem freilich nicht chirurgischen Instrument, wie ein Messer oder ein glühendes Eisen, meine Zuflucht nehmen. Fehlt ein

solches oder während des Suchens nach Hilfe wäre es weise, das Gift auf das gebissene Glied durch zwei Umschnürungen zu beschränken, die so fest angezogen werden müssen, daß jede Zirkulation des Blutes aufgehoben wird. Die durch die Aufregung noch vermehrte Herz-



Klapperschlange in Kampfstellung.

schwäche kann getrost durch ziemlich erhebliche Dosen von Branntwein bekämpft werden. So bald als möglich muß man den Biß und seine Umgebung mit übermangansaurem Kali, Ätzkali oder Ätznatron, Jodtinktur oder Eisenchlorid durchtränken. Durch Massieren und Kneten bringt man in den Geweben das Gift und das Gegengift zusammen



Vorschnellende Klapperschlange.

und zerstört ersteres fast gänzlich. Dann wird man die Umschnürung lösen müssen, um Brand zu verhindern. Eine geringe, noch unzerstörte Menge des Giftes tritt dann wohl in das Blut über. Man legt sofort die Umschnürung wieder an und wiederholt die Behandlung mit dem Gegengifte. Wenn aber die Menge des eingespritzten Giftes groß und die Hilfe fern ist, so helfen außer dem Messer und dem Glüheisen alle anderen Mittel nicht viel."

Wir sind gewöhnt, anzunehmen, daß es unter den Reptilien nur die Schlangen seien, die von der Natur mit Giftzähnen ausgerüstet wurden. Und in der Tat besitzen weder die Krokodile noch die Schildkröten, von

Eskorpion (Heloderma horridum).

denen einige Gattungen bekanntlich überaus bissig sind, ähnliche Waffen. Wohl aber gibt es eine Eidechsenart, den Eskorpion oder Gilamonster, von dem zuverlässige Forscher behaupten, daß er über eine dem Giftapparat der Schlangen sehr ähnliche Beißvorrichtung verfüge.

Das sehr häßliche, nächtliche Tier lebt in trockenen Gegenden auf dem Westabhange der Kordilleren Mexikos bis zum Strande des Stillen Ozeans und erreicht die stattliche Länge von 1½ Meter. Sein Vorhandensein wird von allen Reisenden bezeugt, aber es fehlt trotzdem bisher leider an wirklich unanfechtbaren wissenschaftlichen Untersuchungen. Folgendes Bild aber dürfte doch in den wesentlichsten Zügen zutreffend sein. Der Eskorpion ist eine plumpe Eidechse mit kurzen Füßen, glattem Kopf und rundem Schwanz. Ihr Schuppenkleid besteht aus harten, rundlichen Tafeln von dunkelmarmorierter oder geringelter Erdfarbe. Bei von ihr gebissenen Tieren erfolgt der Tod sehr rasch durch Herzlähmung, ohne daß die Wunde sich bösartig zeigt.

Bei der Giftechse sitzen die gefährlichen Waffen in Gestalt einer Reihe spitzer, wenig gefurchter Kegelzähne im Unterkiefer, und es ist kein Zweifel, daß die Zahnfurchen mit einer Anzahl sehr stark entwickelter Drüsen des Unterkiefers in Verbindung stehen, so daß der Vorgang derselbe wäre wie beim Biß der Giftschlangen, wenn auch die Wirkung eine erheblich geringere ist. Dafür, daß der Eskorpion das Leben eines Menschen in Gefahr gebracht hätte, ist bisher noch kein Beispiel bekannt geworden.

Amor im Kontor.

Humoreske von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

1.

Heinrich Dobraneck, der Inhaber der bekannten Tuchgroßhandlung H. Dobraneck & Comp., durchmusterte eine große Anzahl von Gesuchen, die Frucht einer am Tage vorher erlassenen Anzeige, durch welche er einen Korrespondenten für sein Kontor suchte.

Je weiter er in der Durchsicht vorrückte, desto ärgerlicher zerrte er an seinem stattlichen blonden Vollbart. „Deixel!“ brummte er. „Eine Handschrift immer undeutlicher als die andere! Die jungen Leute von heutzutage setzen förmlich einen Stolz hinein, so schlecht als möglich zu schreiben.“

Wieder ließ er ein halbes Dutzend Briefe durch seine Hand gleiten. „Wahrhaftig — einer wie der andere! 's ist doch — Deixel!“ unterbrach er sich plötzlich, und seine blauen Augen leuchteten auf. „Das ist doch mal was Ordentliches.“ Wohlgefällig ruhte sein Blick auf den kräftigen, regelmäßig schönen Zügen der vor ihm liegenden Offerte. „Das nenn' ich eine Handschrift.

Dahinter steckt Solidität und Charakter! Deixel — hm — Stil prächtig — vierundzwanzig Jahre alt — gute Vorbildung — vorzügliche Zeugnisse. — Hm, hm — wie heißt denn der Schreiber? Paul Wedel, richtig — — bravo, Paul Wedel, sollst auf der Stelle Bescheid haben."

Er nahm einen Briefbogen, warf rasch einige Worte darauf, steckte ihn in den Umschlag und übergab das Schreiben sodann dem Hausdiener zur sofortigen Besorgung.

— — — — — — — — — — — —

Eben schlug es am anderen Morgen elf Uhr, und Herr Dobraneck runzelte schon die Brauen. Doch da steckte der Lehrling den Kopf durch die Tür des Privatkontors und rief eine Meldung herein. Der Kaufmann hörte nur das Wort „Wedel" und erwiderte sofort: „Ich lasse bitten."

Neugierig blickte er nach der Tür, plötzlich fuhr er betroffen zurück. Eine junge, hochgewachsene Dame erschien vor ihm mit leichter, höflicher Verneigung.

Herr Dobraneck verbeugte sich. „Was verschafft mir die Ehre? Ich erwartete Herrn Paul Wedel."

„Paula Wedel, zu dienen, Herr Dobraneck," erwiderte eine wohlklingende Stimme.

Verlegen griff er nach der Offerte. „Deixel — ich habe es für Paul gelesen. Aber richtig, hier steht ganz deutlich noch ein a — hm, hm."

„Sie haben in der Tat auf der Adresse Paul geschrieben," sagte das junge Mädchen lächelnd.

„In der Tat — hm — Sie schreiben auch eine so kräftige männliche Hand — aber nehmen Sie doch Platz," fiel er sich, auf einen Stuhl deutend, selbst ins Wort.

Bescheiden folgte die junge Dame der Einladung.

Dobraneck starrte verdrossen vor sich hin. Die plötzliche Entdeckung war ihm unangenehm im höchsten Grade. Ein weiblicher Angestellter konnte für ihn kaum in Frage kommen, schon der übrigen Herren wegen, die bei ihm angestellt waren. Er schüttelte den Kopf und murmelte ein halbes Dutzend „Hm, hms" in den blonden Bart.

„Darf ich Ihnen meine Zeugnisse unterbreiten?" fragte das junge Mädchen nach einer Weile.

Er blickte verlegen auf. „Es dürfte kaum nötig sein, Fräulein," begann er endlich kurz, wenn auch nicht unfreundlich. „Ich habe mich in einem Irrtum befunden — entschuldigen Sie mein Versehen. Falls Sie für den Zeitverlust Entschädigung —"

Sie erhob sich, und ihre Augen blitzten ihn an. „Danke — ich war in meinem eigenen Interesse hier."

„Hm — nichts für ungut, Fräulein, ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich — ich bin nun einmal prinzipiell gegen Anstellung von Damen."

Ihr Unmut schien zu verfliegen. Sie lächelte wieder. „Und warum wollen Sie uns ausschließen? Heißt das nicht die aus den gebildeten Ständen stammenden jungen Mädchen von vornherein zu einer minderwertigen Existenz verurteilen? Oder meinen Sie, daß solche nicht in die Lage kommen könnten, ihr Brot sich verdienen zu müssen?"

„O doch, doch," erwiderte Dobraneck verwirrt. „Natürlich, aber —"

„Aber — Sie halten uns nicht für geeignet?"

„Vielleicht," entgegnete er.

„Und weigern sich doch, auch nur meine Zeugnisse anzusehen?"

„Bitte, geben Sie her. Diesen Gefallen kann ich Ihnen ja tun."

„Hier sind sie."

Sie reichte ihm die Zeugnisse. Er las und kniff ärgerlich die Lippen zusammen. „Allerdings glänzend — hm, hm. Indessen — es mag alles gut sein — ich halte es nicht für praktisch, Herren und Damen zusammen arbeiten zu lassen."

„Nun, wenn Sie Ihres Personals nicht sicher sein können — ich kann für mich einstehen!"

„Sie sind sehr selbstbewußt."

„Und Sie sind in einem Vorurteil befangen, das ich als ungerechtfertigt zurückweisen muß. Sie haben sich, wie die meisten Männer, nicht die Mühe gegeben, mit den Anschauungen der Zeit fortzuschreiten. Wir leben nicht in China oder Japan. Auch wir Frauen sind sozusagen Menschen, Herr Dobraneck, und ich muß so gut meine kränkliche Mutter erhalten, wie dies ein junger Mann zu tun gezwungen sein kann. Guten Morgen!"

Sie streckte die Hand nach ihren Zeugnissen aus.

Er zog die Papiere zurück. Die Sprache des Mädchens imponierte ihm. „Deixel — so gründlich hat mir es noch niemand gesteckt," lachte er. „Nun wohl, ich sehe ein, man soll Erfahrungen sammeln, bevor man urteilt. Ich will keine vorgefaßten Meinungen haben. Wenn Sie die Stellung annehmen wollen, so betrachten Sie sich vom nächsten Ersten an als engagiert."

Paula verbeugte sich zustimmend. „Ich danke Ihnen und werde mir Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen."

Als sie hinaus war, starrte der Kaufmann noch lange hinter ihr drein. „Hm — Deixel — habe da einen recht dummen Streich gemacht. Na, wird sich zeigen."

— — — — — — — — — — — —

Im Kontor erregte die Nachricht von dem Engagement einer Dame begreifliche Sensation.

„Es wird immer besser," räsonierte der erste Buchhalter. „Ich meinesteils bedanke mich für diese Gesellschaft."

„Paßt nur auf, sie wird nicht lange da sein," warf der Kassier spöttisch hin.

„Was ich tun kann, ihr das Leben sauer zu machen, soll auch redlich geschehen," stimmte der zweite Buchhalter bei.

„Ich werde ihr von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, daß ich mir nichts von ihr sagen lasse," erklärte der lang aufgeschossene Lehrling wichtigtuend. „Und wenn sie eine Gefälligkeit verlangt, bin ich nicht zu haben."

2.

Am 1. Juli pünktlich um acht Uhr trat Paula Wedel mit freundlichem Gruß in das Kontor von H. Dobraneck & Comp. Die Verschworenen waren bereits vollzählig versammelt. Ihr Gruß fand eine nur halb verständliche Erwiderung, alle vier jungen Leute hockten an ihren Pulten, eifrig über ihre Bücher gebeugt. Sich vorstellend nannte die junge Dame ihren Namen, worauf die Kollegen sich einen Augenblick erhoben, um ihrerseits mit lakonischer Kürze den Pflichten der Höflichkeit zu genügen.

Paula warf einen verwunderten Blick nach ihnen hin, sagte aber nichts, sondern entledigte sich stillschweigend ihres Hutes.

„Darf ich Sie bitten, mir meinen Platz anzuweisen?" wandte sie sich an den ersten Buchhalter.

Der junge Mann deutete nur mit der Hand auf ein leerstehendes Pult an der Fensterseite.

Entrüstet nahm Paula ihren Platz ein, entschlossen, den Unhöflichen kein weiteres Wort zu vergönnen. Zum Glück erschien gleich darauf Herr Dobraneck, der sie

liebenswürdig begrüßte und sie über ihre neue Tätigkeit instruierte.

Als Paula Mittags nach Hause kam, äußerte sie kleinlaut zu ihrer Mutter: „Ich werde wohl einen harten Stand da bekommen, Mama. Die Stimmung ist offenbar eine mir feindliche. Wer weiß, ob meines Bleibens lange sein wird."

Sie irrte sich. Bereits nach einigen Tagen hatte die Szene eine völlige Veränderung erfahren. Von der jungen Dame schienen, ohne daß sie es ahnte, suggestive Strahlen auszugehen, denn die Stimmung der Verschworenen wandelte sich merkwürdig rasch. Sie war ja auch so angenehm in ihrem Betragen, so ruhig, freundlich, gleichmäßig — und was die Hauptsache war, so hübsch. Aller Groll gegen sie verrauchte wie Wasser im Sonnenschein, die Mienen gestalteten sich immer liebenswürdiger, die Worte immer verbindlicher, die Begrüßungen immer respektvoller. Am Ende der ersten Woche schwärmte der Lehrling bereits für sie, und der zweite Buchhalter erschien nur noch in seinem Sonntagsanzug. Nur der erste verhielt sich, wie es seiner höheren Stellung zukam, noch etwas reserviert.

Und Herr Dobraneck? Ei nun, er erkannte mit staunender Befriedigung seinen Irrtum. Paula war fleißig — fleißiger als viele junge Männer, die er gehabt, und die von ihr gelieferten Arbeiten waren tadellos. Da sie vorzüglich stenographierte, wurde er mit seinen Korrespondenzen, die er ihr täglich diktierte, weit eher fertig als seither. Selbst den Einfluß, welchen die Anwesenheit der Kollegin auf seine Leute übte, konnte er keinen unvorteilhaften nennen. Sie befleißigten sich sämtlich einer größeren Pünktlichkeit als früher, kamen zeitiger und gingen später, die sonst häufigen Reibereien untereinander hatten aufgehört, und jeder legte

möglichsten Eifer an den Tag, um sich nicht etwa in Gegenwart der jungen Dame einem Tadel seines Chefs auszusetzen.

Dobraneck sah seine junge Angestellte jetzt mit ganz anderen Augen an, so respektvoll, so — „hm, Deixel," brummte er in seinen Vollbart hinein.

— — — — — — — — — — — —

Es war bald ausgemacht, daß alle jungen Herren des Dobraneckschen Kontors sterblich in Paula verliebt waren. Sie war der Gegenstand aller möglichen zarten Huldigungen.

Wer eigentlich den Anfang machte, ist unerforscht geblieben. Genug, eines Morgens, als die junge Dame ihren Stuhl einnahm, erblickte sie eine Rose auf ihrem Pulte. Sie lächelte, sog einen Augenblick den süßen Duft ein und stellte die herrliche Blume in einem Glase vor sich hin.

Möglich, daß diese selbstverständliche, von der Dankbarkeit gebotene Rücksicht als Ermutigung ausgelegt wurde.

Am nächsten Morgen lag auf derselben Stelle ein Veilchenstrauß. Diesmal schien Paula nicht mehr so angenehm berührt als gestern, doch gesellte sie das Sträußchen, ohne es aber weiter zu würdigen, der Rose zu.

Die Blumenspenden wiederholten sich nun öfters, obwohl die Kollegin von ihnen so gut wie keine Notiz mehr nahm. Einmal nur fragte sie ärgerlich den Lehrling, ob er nicht wisse, woher die Blumen kämen, sie erkenne ja dankbar die gute Absicht an, bitte jedoch den Spender inständig, künftig sein Geld zu sparen.

Der Lehrling erglühte bis hinter die Ohren, erklärte aber, von der Herkunft der Blumen nicht das mindeste zu wissen.

Einige Zeit genoß Paula jetzt Ruhe, bis sie eines Abends, als sie das vor ihr liegende Kopierbuch öffnete, darin folgenden poetischen Erguß entdeckte:

„Du Holde — Unvergleichliche!
Du feenhaft Unbeschreibliche!
Du grausam Unerweichliche,
Du Innig- — Ewig-Weibliche!
Dich singt mein Lied, dich liebt mein Herz,
Dein Anblick macht mir bittren Schmerz:
Erhöre mich, vernimm mein Flehn,
Laß mich nicht länger weinend stehn!
Werde die Meine,
Du Holde, Reine,
Ewig der Deine!"

Paula, nicht wissend, ob sie lachen oder sich ärgern sollte, rief den Lehrling herbei, der sich allein mit ihr im Kontor befand.

„Haben Sie das verbrochen, Bruno?"

Mit einem Gesicht wie die untergehende Sonne stammelte er: „O nein — nein!"

„Aber," strafte Paula ihn Lügen, „ich erkenne doch Ihre Handschrift, obwohl sie verstellt ist. Lassen Sie doch diese Narrheiten, Bruno — Sie wissen doch, daß ich das nicht liebe."

„O Fräulein!" Er erhob wie flehend die Hände.

Sie lachte hell auf. „Bruno, seien Sie kein Narr!"

„Fräulein Wedel, ich schwöre Ihnen — o zürnen Sie mir nicht, lachen Sie mich nicht aus — ich liebe Sie wahrhaftig von ganzer Seele. Nie kann ich eine andere lieben. Wenn Sie mich zurückweisen, bin ich zeitlebens unglücklich!"

„Lassen Sie die dummen Scherze!" rief sie ärgerlich.

„Scherze? Bei meiner Seele, es ist mir bitterer Ernst, Fräulein Paula," stöhnte der junge Mensch.

„O lachen Sie mich nicht aus — ich bin nicht so jung mehr, wie Sie vielleicht glauben. Ich bin achtzehn gewesen, hören Sie, und am 1. Oktober lerne ich aus. Dann diene ich mein Jahr ab und übernehme das Geschäft meiner Mutter. Ich bin aus guter Familie, Fräulein, und nicht arm. Sie werden es nie bereuen — erhören Sie mich!“

„Wissen Sie, wie alt ich bin?“ fragte Paula ruhig.

„Nein.“

„Vierundzwanzig gewesen — also sechs Jahre älter.“

„O, das ist gar nichts. Ich habe ein Ehepaar gekannt, wo die Frau fünfzehn Jahre älter war, und sie lebten sehr glücklich. Was frage ich nach —“

Er hielt inne, denn eben betrat der zweite Buchhalter das Kontor. Paula sagte nur noch halblaut: „Ich will nichts gehört haben, Bruno, in der Voraussetzung, daß Sie mich künftig verschonen.“ Dann ging sie schweigend an ihre Arbeit. —

Auf den Lehrling folgte wenige Wochen später der zweite Buchhalter. Dieser junge Herr besaß viel Selbstgefühl und kühnen Mut, trotzdem zog er es vor, sein Herz schriftlich zu ergießen. Auf Rosapapier, mit goldenen Kanten umrändelt, beteuerte er ihr, er kenne seine Schwäche, er sei ein Kraftgenie und müsse zu seiner Schande bekennen, daß er bis jetzt etwas unregelmäßig — um einen euphemistischen Ausdruck zu brauchen — gelebt habe, und daß es für ihn die höchste Zeit sei, innere Einkehr zu halten und seiner ethischen Entwicklung näher zu treten. Nur eines könne ihn retten, ihn auf den Weg des Guten führen: ein edles Weib! In ihr habe er es gefunden, er bewundere, liebe und verehre sie, darum flehe er sie an, ihn nicht seinem Schicksal zu überlassen, sondern ihm ihre rettende Engelhand zu reichen, um ihn sicher durch des Lebens Fährnisse

zu leiten. Er kenne sich und wisse, daß er dem Wink ihres kleinen Fingers folgen werde wie ein Kind dem Ruf seiner Pflegerin. Falls sie ihn aber verschmähe, so fürchte er, werde des Lebens ganzer Jammer ihn anfassen, der Kelch innerer Bitterkeit überfließen, und er versinken in dem Versuchungsmeer des Lebens. Verdorben — gestorben, würde man dann auf seinem Grabstein lesen.

Paula studierte den Brief mit einer dem tragischen Inhalt kaum entsprechenden Heiterkeit. Kurz entschlossen schrieb sie darunter: „Mit dem ergebenen Bemerken zurück, daß ich mich nicht in der Lage fühle, an einer Änderung der Inschrift Ihres Grabsteins mitzuwirken. Paula Wedel."

Er hatte ihr den Brief heimlich über das Pult herüber unter ihre Mappe geschoben, auf demselben Wege erhielt er die Antwort zurück.

Er las die wenigen Worte mit düsterer Miene, rollte die Augen, seufzte und schüttelte dann traurig den Kopf gegen sie. —

„Jetzt bin ich doch neugierig, ob nicht der erste auch noch kommt," meinte Paula Abends lachend zur Mutter. „Er wirft mir schon immer so elegische Blicke zu. Paß auf, ich entgehe dem Schicksal nicht."

Sie hatte recht. Als sie so sprach, war der erste Buchhalter bereits entschlossen, um sie zu werben; er fand nur nicht den Mut dazu. Sie war immer so apart, so abweisend.

Eines Tages erledigten beide eine gemeinschaftliche Arbeit. Es handelte sich um die Fertigstellung eines Rechnungsauszugs, der Buchhalter diktierte die einzelnen Posten, Paula wiederholte sie und trug sie ein. Beide standen an einem Pulte auf der vom Arbeitsplatz der übrigen entfernten Seite des Kontors.

„Soll: An Barsendung 300 Mark," diktierte der Buchhalter halblaut. „Haben Sie das?"

„Jawohl."

„Haben: Für Zusendung an — Fräulein Wedel, ich habe schon lange etwas auf dem Herzen — Marschall & Comp. — haben Sie das? — das ich Ihnen gern sagen möchte."

„Marschall & Comp.," wiederholte Paula im kühlsten Geschäftstone.

„2150 Mark — haben Sie mich verstanden, Fräulein Wedel?"

„Sehr wohl — 2150 Mark."

„Ich meine, ob Sie mich verstanden haben, daß ich" — er blickte forschend nach den Kollegen hin — „etwas auf dem Herzen habe — 2150 Mark," rief er wieder mit lauter Stimme.

„2150 Mark — Sie wissen, Herr Berthmann, ich liebe im Geschäft Privatgespräche nicht."

„Soll: An Sendung von — ich habe ja keine andere Gelegenheit, Fräulein Wedel — 580 Mark — es handelt sich um mein ganzes Lebensglück, um — 580 Mark 50 Pfennig — kurz gesagt —"

„580 Mark 50 Pfennig — kurz gesagt, ich will nichts mehr hören."

„Haben: Für einen Scheck — nein: Soll, Soll — Fräulein — ein Herz voll treuer Liebe — 1500 Mark. — Fühlen Sie denn gar nichts für mich?"

„1500 Mark — ja, die Freundschaft einer Kollegin."

„1500 Mark — das ist wenig, Fräulein — haben Sie schon geschrieben: 1500 Mark?"

„Natürlich."

„Fatal — ich habe mich versprochen — 1560 Mark — ist es noch zu bessern?"

„Da muß ich radieren. Das kommt von Ihren

Flausen," zürnte Paula, das Radiermesser in Bewegung setzend.

„Flausen nennen Sie das — 1560 Mark," rief er mit erhobener Stimme, denn eben ging Herr Dobraneck vorbei, um in den Lagerraum zu gehen. „O Fräulein Wedel, ich meine es ernst und aufrichtig — ich habe hier eine gute Stellung und kann mir jeden Augenblick noch eine bessere suchen. Unsere Existenz wäre garantiert — fertig, Soll: 19,520 Mark 35 Pfennig. Saldo: 825 Mark 48 Pfennig — so, damit habe ich Ihnen alles gesagt, was mein Herz bedrückt — haben Sie das?"

„Jawohl — und nun merken Sie sich, Herr Berthmann, ich will nichts mehr hören! Ins Geschäft bringe ich nicht mein Herz, sondern nur das Schreibzentrum meines Gehirns mit, und auch nicht meine zu vergebende Hand, sondern nur meinen Schreibärmel!"

Damit wandte sich die junge Dame mit unmutigem Gesicht von ihm ab und kehrte nach ihrem Platze zurück.

3.

Als einige Wochen später Paula im Privatkontor die Diktate ihres Prinzipals entgegengenommen hatte, blieb sie verlegen an der Tür stehen.

„Nun, Fräulein Wedel, kann ich Ihnen mit sonst noch etwas dienen?"

„Ich wollte Ihnen nur eine Mitteilung machen, Herr Dobraneck."

„Eine Mitteilung? Schießen Sie los," bedeutete er sie gutgelaunt.

„Herr Dobraneck, besondere Verhältnisse veranlassen mich, nach Ablauf der vereinbarten Kündigungszeit aus meiner Stellung zu scheiden."

Dobraneck schnellte bestürzt von seinem Stuhle empor. „Sie wollen fort?"

„Ja.“

„Deixel — weshalb denn? Wollen Sie mehr Gehalt? Ich will Ihnen —“

„Danke, Herr Dobraneck, das ist es nicht.“

„Ich bin doch so vorzüglich mit Ihnen zufrieden — Sie nicht auch mit mir?“

„Ich könnte mir keinen besseren Chef wünschen. Aber —“

„Hm — aber —“

„Es gibt noch mehr Leute außer Ihnen, die mit mir zufrieden sind, und diese Zufriedenheit nimmt einen für mich persönlich sehr belästigenden Charakter an, so daß mir der Aufenthalt im Kontor unerträglich wird.“

„Deixel — soll das heißen, daß die Herren Sie nicht in Ruhe lassen?“ Dobraneck sprang auf.

„Jawohl, Herr Dobraneck.“ Auch Paula errötete. „Sie verfolgen mich mit Liebes- und Heiratsanträgen, und zwar dermaßen Schritt für Schritt, daß ich die notwendige Abwehr dieser an sich vielleicht gutgemeinten Aufinnen mit der vollen Erfüllung meiner Berufspflichten nicht mehr vereinbaren kann. Ich will niemand anschwärzen, Herr Dobraneck, das liegt meinem Charakter fern; ich habe den Herren meine Meinung gesagt, gründlich gesagt, ehe ich diesen Schritt getan — aber es kann so nicht fortgehen!“

„Deixel — freilich, hm, hm — Aber deshalb brauchen Sie doch nicht gleich das Feld zu räumen.“

„Ich möchte niemand verdrängen.“

„Nein, nein, ist ja auch nicht nötig. Wenn es nur das ist, hm — vielleicht finden wir einen Weg zur Abhilfe. Ich könnte mit den Herren reden, oder Ihnen ein anderes Zimmer anweisen, oder — kurz, es gibt mancherlei. Will mir's überlegen und Ihnen meinen Bescheid morgen oder übermorgen zukommen lassen.“

„Ich danke, Herr Dobraneck.“

Sie ging. Dobraneck sah ihr eine Weile nach, indem er Augen und Lippen zusammenkniff und sich nachdenklich die Nase rieb.

„Deixel, Deixel,“ kam es halblaut von seinen Lippen, „solche Geschichten! Hm, hm, diese Racker — na — wollen sehen, was zu tun ist. Hm, hm!“ —

Paula wartete geduldig auf Antwort drei Tage lang. Am vierten fragte sie bescheiden, ob Herr Dobraneck sich ihrer Beschwerde erinnert habe.

„Jawohl, gewiß,“ erwiderte er. „Warten Sie noch ein wenig, — wird alles geordnet werden.“ Paula bemerkte, daß er sie bei diesen Worten mit eigentümlicher Miene betrachtete.

„Haben Sie noch etwas für mich?“ nahm sie nach Beendigung ihrer gewöhnlichen Arbeit das Wort.

„Ja, Fräulein — noch ein Brief. Stenographieren Sie, bitte. Es ist zwar ein Privatbrief, aber doch an eine Geschäftsfreundin. Ich will vor Ihnen kein Geheimnis daraus machen.“

Sie hatte schon wieder Platz genommen und hielt die Bleifeder erwartungsvoll in der Hand.

„Schreiben Sie also,“ diktierte er. „Sehr geehrtes Fräulein —“

„Sehr geehrtes Fräulein —“

„Die Dame ist nämlich noch unverheiratet,“ erläuterte er, hin und her gehend. „Hm, hm — Bei Damen muß man etwas vorsichtig zu Werke gehen.“

Sie lächelte.

„Sind immer etwas empfindlich — hm — Deixel — schreiben Sie also — nein, es ist doch besser, gleich die Sache beim rechten Namen zu nennen.“

„Was soll ich also schreiben?“

„Hm, so geht's. — Sehr geehrtes Fräulein! Ich

habe lange über den besten Weg zur Erreichung meines Zweckes nachgedacht —"

„Nachgedacht —"

Der Kaufmann unterbrach sich. „Ich betone nochmals, Fräulein Wedel," äußerte er im Flüstertone, „daß es sich um eine ganz interne Privatsache handelt. Ich kann mich doch auf Ihre Diskretion völlig verlassen?"

„Ganz gewiß, Herr Dobraneck."

„Der Brief betrifft nämlich meine eigene Person und ist ein Antrag. Sie müssen den Brief dann recht schön ins reine schreiben, denn meine Handschrift kann ich ja selbst oft nicht recht entziffern. Also weiter: — und bin zu dem Entschlusse gekommen, Ihnen dadurch die Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu beweisen, daß ich Ihnen meine Hand anbiete. Und nicht nur meine Hand, sondern auch mein Herz, denn ich liebe Sie aufrichtig und habe Sie geschätzt vom ersten Tage unseres Bekanntseins an. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt, im übrigen kennen Sie mich ja und wissen, was Sie von meinem Charakter zu halten haben. Prüfen Sie auch Ihr Inneres, und wenn Sie sich zu einem Ja entschließen können, so werden Sie mich hoch beglücken. Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster —"

Während er diktierte, blickte der Kaufmann die Schreiberin mit sich steigernder Erwartung an, aber ruhig und unbewegt stenographierte sie weiter, wie sie es immer zu tun gewohnt war. Als sie die letzten Worte geschrieben, stand sie auf und fragte ruhig: „Und die Adresse, Herr Dobraneck?"

„Bringen Sie mir nur das fertige Schreiben herein zur Unterschrift; ich werde den Brief selbst adressieren."

Paula Wedel befand sich an diesem Tage in einer ihr selbst unbegreiflichen, schwermütigen Stimmung. Sie

glaubte, schon damit aufgestanden zu sein, doch erst das Diktat ihres Prinzipals hatte den Wandel in ihr hervorgerufen, sie wollte es sich nur nicht eingestehen.

Herr Dobraneck wollte also heiraten! Der Gedanke war ihr peinlich, sie wußte nicht warum.

„Es geht mich doch nichts an," sagte sie zu sich selbst, während sie Abends nach Hause ging. —

„Es ist ein Brief für dich gekommen," verkündigte ihr die Mutter, sobald sie eingetreten war.

„Für mich?"

„Ja — von deinem Chef. Paula, was bedeutet das? Er wird dir doch nicht kündigen?"

Unruhig griff Paula nach dem Briefe. „Vielleicht die Antwort auf meine Bitte um Entlassung." Sie öffnete mit bebender Hand den Umschlag. „Vielleicht nimmt er meine Kündigung an und hat sich geschent, es mir persönlich zu eröffnen."

Ein Schrei der Überraschung entfuhr ihr. „Das — das ist ja sein diktierter Brief — mein Gott" — sie griff sich nach der Stirn — „und ich ahnte mit keinem Gedanken die Wahrheit, wunderte mich nur, warum Herr Dobraneck einen solchen Brief nicht selber schrieb."

„Was gibt es denn, mein Kind? Du bist ja leichenblaß geworden."

„Was es gibt? Herr Dobraneck hält um meine Hand an, liebe Mama!" Tränen entströmten den Augen des jungen Mädchens, jähe Röte und Bläße wechselte auf ihrem Gesicht. Plötzlich brach sie in lautes Schluchzen aus und warf sich mit ungestümer Bewegung an die Brust der Mutter.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fuhr Dobraneck an Paulas Wohnung vor, um in aller Form bei ihrer Mutter um sie anzuhalten. Sie willigte mit Freuden ein.

Paula ebenfalls.

„Du liebst mich also wirklich, teures Herz?“ fragte er, ihre Hand erfassend.

„Schon lange, lange. Aber ich wußte es nicht — ich glaube, ich bin mir erst seit gestern, als ich den Brief stenographieren mußte, klar darüber. — Ich war so traurig, als ich glaubte, du wolltest eine andere heiraten!“

— — — — — — — — — — — —

Die Herren im Kontor der Firma H. Dobraneck & Comp. machten nicht wenig verdutzte Gesichter, als sie die Verlobung ihres Chefs mit ihrer bisherigen Kollegin erfuhren, und der erste Buchhalter flüsterte dem zweiten zu: „Der Alte hat sie uns vor der Nase weggefischt.“

„Der ist ihr freilich lieber als einer von uns.“

„Scheint so. Möchte bloß dabei gewesen sein, wie er ihr den Antrag gemacht hat: „Deixel, angebetetes Fräulein — hm, hm — liebe Sie — Deixel — unaussprechlich — wollen Sie — Deixel — hm, hm — die Meine werden?“ So wird er —“

„So ungefähr wird's wohl gewesen sein,“ erklang die lachende Stimme seines Chefs hinter ihnen, der, ohne von den dreien bemerkt zu werden, ins Kontor getreten war.

Der erste Buchhalter verfärbte sich, aber Dobraneck schüttelte ihm lachend die Hand und sagte gemütlich: „Nichts für ungut, daß ich sie Ihnen weggefischt habe, Berthmann, aber — jeder ist sich selbst der Nächste!“

Die Herren gaben sich damit zufrieden. Nur der Lehrling Bruno schlich hinaus in die Packkammer und heulte, daß ihn der Bock stieß.

Ein Ausflug nach Meran.

Wanderbilder von Th. v. Wittembergk.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wohl kaum einen anderen Ort in den deutschen Alpenländern gibt es, wo so viele Gegensätze aneinander stoßen wie Meran, jenen weitbekannten klimatischen Kurort, den man das Paradies Tirols genannt hat. In dem fruchtbaren Etschtale gelegen, wird es auf drei Seiten von hohen Gebirgszügen mit den himmelragenden Felsgipfeln des Ifinger, der Mutt, des Hirzer und der Prennspitze umschlossen, aber trotz dieses Hochgebirgscharakters seiner Umgebung erscheint es fast als eine Stadt auf italienischem Boden. Dank seiner südlichen Lage und seines Schutzes gegen die Ost- und Nordwinde ist die Luft mild und warm, der Himmel klar und fast immer in blendendem Sonnenglanze erstrahlend, und Weinreben, Obstbäume, Nuß- und Feigenbäume grünen und blühen auf den Abhängen in drängender Fülle. Auf den Höhen der Gebirgszüge lagern ewiger Schnee und Eis, und im Grunde rauschen die schäumenden Wasser der Etsch und der in sie einmündenden Passer vorbei an saftiggrünen Auen und prangenden Rosengärten.

Aber nicht nur landschaftlicher Art sind die Gegensätze. In Meran und seinen Nachbargemeinden trifft man noch allenthalben auf Häuser im Tiroler Baustil, mitten zwischen ihnen dagegen oder die Promenaden-

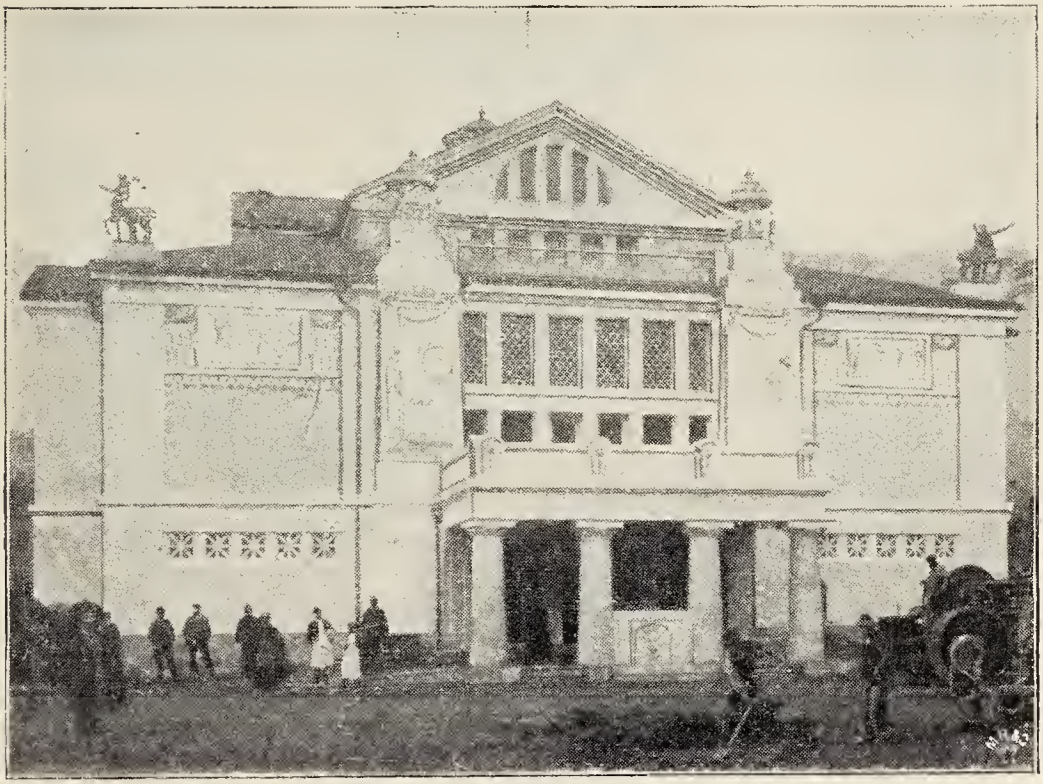
Blick auf Meran.

wege umkränzend erheben sich elegante Villen in langen Reihen. Weißgetünchte Kapellen, Schlösser und Burgen krönen die Spitzen der Vorberge in einer fast übergroßen Anzahl, und am Fuße eben dieser Berge schlängelt sich der eiserne Schienenweg, und das Dampfroß stampft schnaubend vorwärts. Vergangenheit und

Gegenwart sind in Meran eng miteinander verschmolzen. — Meran hat in den letzten Jahrzehnten einen ungewöhnlichen Aufschwung erfahren. Am deutlichsten geht dieses aus der Besucherzahl hervor. Während Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kaum 800 Fremde alljährlich hier Einkehr hielten, beläuft sich gegenwärtig der Strom der Kurgäste und Touristen auf fast 15,000 Personen. Die eigentliche Stadt Meran mit ihren gegen 8000 Einwohnern ist, jedes Fleckchen des Talbodens benutzend, eng gebaut. Schmal sind die Straßen und Gassen, winkelig gebaut die Häuser, und etwas nüchtern ist der Gesamteindruck gegenüber der farbenfrohen und abwechslungsreichen Naturumgebung. Trotzdem gibt es auch innerhalb des Weichbildes der Stadt einige bemerkenswerte Punkte. Interessant sind die Laubengänge, vortrefflich ruht es sich in dem Garten des Café Paris, stattlich in ihrer Art ist die Pfarrkirche, und einen monumentalen Eindruck macht das neu erbaute Stadttheater. Auf massigen dorischen Säulen ruht der weit vorspringende Balkon, der vom Foyer aus ins Freie führt. Zwei obeliskenähnliche Pfeiler gliedern ihn der Fassade an, deren breite Wandflächen in ihrem oberen Teil ebenso wie die Pfeiler einen eigenartigen künstlerischen Schmuck tragen, während zierliches Maßwerk den Unterbau der Front durchsetzt. Durch diese Architektonik gewinnt das Gebäude das Gepräge eines Tempels des Altertums. Der äußeren Gewähltheit entspricht auch die innere Ausstattung des Theaters, die den Besucher mit einem stimmungsvollen Zauber umfängt. Die Bühne ist mit allen technischen Vervollkommnungen der Neuzeit eingerichtet.

In eine längst entschwundene Vergangenheit versetzt uns die landesfürstliche Burg. Mit ihrem Bergfried,

ihren Vorbauten, Wehrgängen, Zinnen und dem hochragenden Wohngebäude gibt sie uns ein gutes Bild eines sogenannten Burgstalls, also jener Burgform, wo die Verteidigungsbauten mit den festen Wohnhäusern dicht zusammengedrängt sind. Eine Reihe der Gemächer ist noch in dem alten Zustand erhalten geblieben. Sie



Das neue Stadttheater in Meran.

sind mit Holztäfelungen, Fresken, Wappenschildern, geschnitzten Schränken und glasierten Öfen geschmückt und liefern den Beweis, daß es sich auch in früheren Jahrhunderten ganz behaglich wohnen ließ.

Aber den Hauptreiz Merans bildet seine landschaftliche Umgebung. Auch wer keine langen Wanderungen liebt, kann die Schönheit und Vielgestaltigkeit der Natur in vollen Zügen auskosten. Vordem war der Versammlungsplatz der Kurgäste Merans die sogenannte Wassermauer und die Sommeranlagen. Jetzt sind der wachsen-

den Besucherzahl entsprechend nach allen Seiten hin Promenaden geschaffen worden. Wundervoll ist die Gilfpromenade mit der Hauptwandelbahn, die sich zwischen der Stadt und dem Bahnhof hinzieht. Glitzernd im Sonnenschein rauscht der Fluß dahin, die Luft ist von Rosenduft erfüllt, und der Blick schweift entzückt über die schneebepuderten Felsgipfel des Gebirges und die stolzen Schlösser und altersgrauen Burgen. Eine breite Fahrstraße führt nach dem hochgelegenen Dorf Schönna, wo eine gotische Begräbniskapelle für den Erzherzog Johann erbaut ist, und das Schloß des Grafen v. Meran hinwegschaut über die Täler und Gründen mit ihren rauschenden Wildwässern und die niedrigeren Berglehnen mit ihren Rebenterrassen, ihren Gärten, Landsitzen und Villen. Schmuck und einladend sind die meisten dieser Villen. Lauschig liegt das Landhaus Oskar v. Redwitz', des verstorbenen Dichters des „Amaranth", das Schiller zu Ehren „Schillerhof" getauft worden ist.

Zu längeren Wanderungen bietet die Umgegend Merans eine unvergleichliche Gelegenheit. Man kann das Gelände in drei Abschnitte zerlegen, von denen ein jeder seiner Gesamtgestaltung nach für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Der erste Abschnitt erstreckt sich zwischen dem Tal der Passer und den östlichen Abhängen, der zweite umfaßt das Gebiet zwischen der Passer und der Töll, und der dritte Abschnitt umschließt den Distrikt westlich von der Etsch bis nach Oberlana, der Eingangspforte zum romantischen Ultental. Wir wollen unsere Wanderung durch den ersten Abschnitt von der Ortschaft Untermais aus antreten, weil dieses verhältnismäßig am einfachsten ist, und wir im Fortschreiten dann auf Punkte treffen, die durch ihre wunderbare Schönheit immer mehr unsere Sinne und

unser Herz gefangen nehmen. Von den Kirchen, die auf beiden Seiten die Fahrstraße flankieren, versetzt uns die Maria-Trost-Kirche mit ihren leuchtenden Marmordenkmälern im dunklen Grün in eine ernste Stimmung. Ehrwürdig ist die alte Spitalkirche, deren Glasmalereien auf den Fenstern buntflimmernde Farbenspiele werfen. Eine Aufschrift an einem Pensionshaus „Untere Thierburg" weist darauf hin, daß sich hier einst das Wildgehege des Burggrafenamtes befand. Dagegen ist die Bezeichnung „Villa Maja", wie sich eine der Villen nennt, geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken. Der Über-

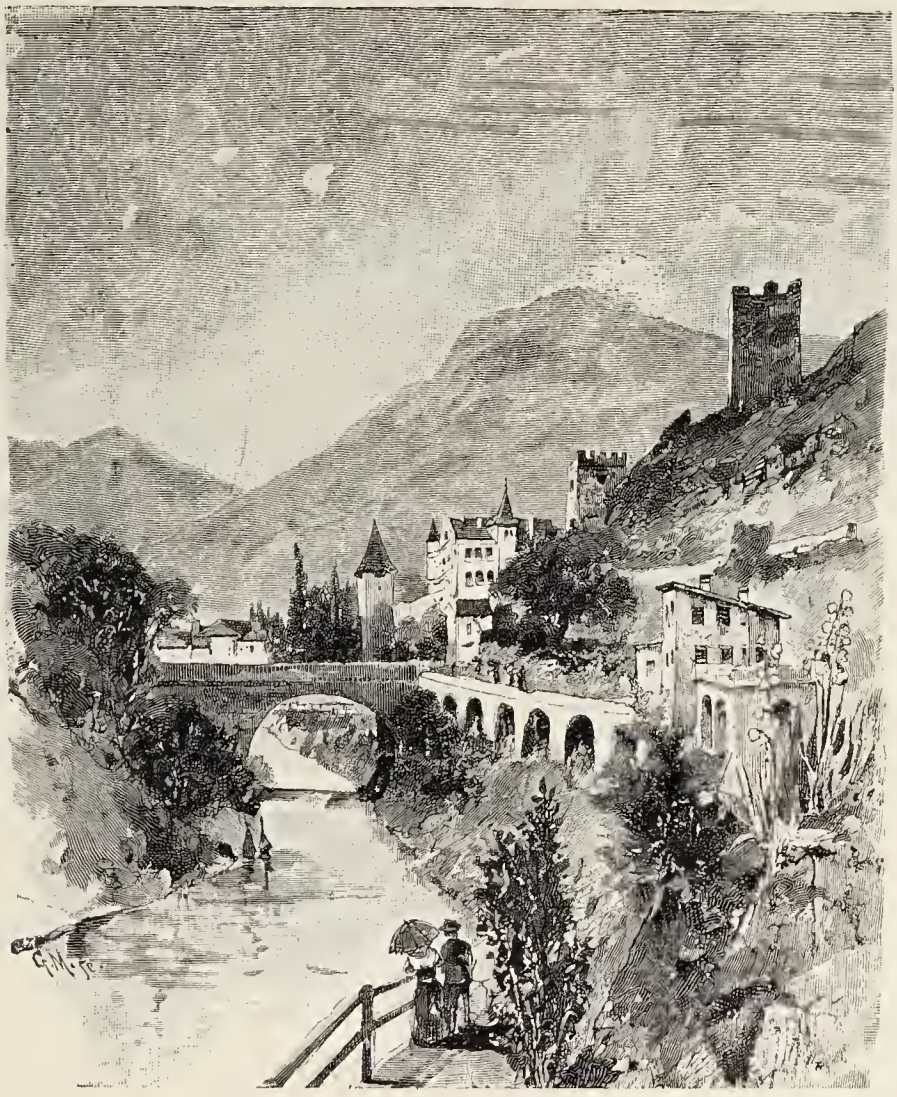
Die landesfürstliche Burg in Meran.

Ein Burgzimmer.

lieferung nach soll hier eine Römerkolonie Maja gestanden haben, die durch einen Bergsturz verschüttet wurde. Jedoch sind angestellte Nachforschungen ergebnislos geblieben. Hat es also auch mit dem Bergsturz nichts auf sich, so finden wir doch bei der Fortsetzung unserer Wanderung andere Zeugen für den Kampf der Naturkräfte. Vor Jahrtausenden, als die Eiszeit auf der nördlichen Halbkugel herrschte, waren die Täler der Etsch und der Passer von gewaltigen Gletscherströmen erfüllt. Dort, wo die beiden Gletscherströme zusammenprallten, luden sie einen großen Teil des mitgeführten Gerölls und Geschiebes ab, und mit der Zeit wuchsen die Ablagerungen zu jenen Hügeln heran, auf denen heute Obermais steht.

Damit sind wir zu der wegen seiner landschaftlichen Vorzüge hochberühmten Ortschaft Obermais gelangt. In Glanz und Luft schwimmt alles, unter den Nußbäumen breiten sich dämmernde Schatten, in den süßen Duft der Rosen mischt sich kräftiger Erdgeruch, und wie ein gedämpftes Lied schlägt das Rauschen der Passerwellen an unser Ohr. Villen, Schlösser, Blumengärten und Rebenspaliere drängen sich bunt durcheinander. Auf der Laugenspitze blinken die Streifen des Firnschnees, und wie ein gewaltiger Rücken mit Silberschuppen schiebt sich in die Etschniederung der Gletscherstrom. Alles ist Licht, alles Farbe, alles Leben! Auf dem Wege nach Burg Greifen kommen wir vorüber an einem mächtigen Efeustamm und den dunklen Zypressen von Rubein. Efeumumsponnen ist die Burg Greifen, überrieselt von sickernden Wasseradern grünt und blüht es auf den steilen Wänden. Wir nehmen jetzt die Richtung nach Goyen und Rametz. Tief hinein in die Flanke des Ifinger greift hier das wilde Naiftal. In der zitternden, sonnenscheindurchfluteten Luft scheinen die Felswände zu beben. Aber so wirr auch die Felsblöcke

durcheinander geworfen sind, überall ringen sich zwischen ihnen wuchernde Kräuter und nickende Blumen hindurch, getränkt von lautlos dahinfließenden Wässern. In weiten Bogen überspannt die für Meran angelegte Wasserleitung das Naiftal. In der „Einsiedelei" der



Hauptwandelbahn in der Gilf.

uralten Naifkapelle lassen wir uns zu einem Trunk feurigen Tirolerweins nieder. Nachdem wir uns gelabt haben, überschreiten wir die Naif, die schäumend über die Felsblöcke dahinschießt. Dort, wo sie ein Steg überbrückt, erhebt sich die Kapelle des heiligen Valentin, der in dem Heiligtum seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Nur eine kurze Strecke Wegs noch, und vor uns taucht ein hochgiebeliger, mit Türmen und Zinnen bewehrter Bau auf, Schloß Trautmannsdorff. Das Schloß, das dem Freiherrn v. Leon gehört, ist in der Bau-

Der Schillerhof.

art des Mittelalters erneuert und ergänzt worden und von weiten, schattigen Parkgründen umgeben. Mehrmals hat hier die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Österreich verweilt. Steigen wir jetzt noch zu den Schlössern Katzenstein und Erichsburg hinauf, von wo sich uns prachtvolle Aussichten eröffnen, so haben wir unsere Wande-

rung durch den ersten Abschnitt der Umgegend Merans beendet.

Wenn wir nun nach dem hohen Ufer der Passer hinabsteigen, deren Wellen in wilder Jagd dahinschießen, so erblicken wir vor uns auf gradaufsteigender Felswand die Zenoburg, die wie ein Adlerhorst an der Felskante hängt. Über den „Steinernen Steg" hinweg,

Schloss Trautmannsdorff.

der die Passer überwölbt, gelangen wir auf die uns schon bekannte Gilfpromenade, wenden uns ins Passeiertal hinab und betreten nun das Bereich des zweiten Abschnittes. Sein Gepräge ist im allgemeinen herber, aber deshalb nicht weniger anziehend. Wir stehen hier unter dem Einfluß der Gletscherwelt der Höhen, die ihren kühlen Atemzug zu uns herabsendet. Hochromantisch ist die wilde Klamm des Finelaloches. Losgerissene Felsblöcke, Getrümmer und Geröll umlagern die Eingangspforte, und weiße Schneebänder durchziehen die Runsen und Mulden. Unter Nußbäumen versteckt liegt

idyllisch eine Schmiede. Wer hier einen Abend zubringt, wenn das silberne Mondlicht die Kluft des Finelaloches erfüllt, während aus der Esse der Schmiede glühende Funken emporwirbeln, den umfängt es wie der Zauber des Märchenlandes. Von der Schmiede geht es den Küchelberg hinauf. Ein völlig unerwartetes Bild entrollt sich uns. Wir befinden uns auf einer Hochfläche, wo saftige Wiesen mit wogenden Saatfeldern abwechseln. Alles ist umwoben von einem bläulichen Duftschleier, der jede scharfe Linie verschwimmen und zerfließen läßt. Um so kräftiger heben sich dafür in der Ferne die weißblinkenden Gletscherzüge der trotzigen Hochgebirgsketten ab.

Zenoburg.

Unsere Schritte lenken sich jetzt nach dem Dorf Tirol und von dort nach dem Schloß Tirol. Diese Burg ist es, die dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Ein großer Teil der Burg ist in die Tiefe gestürzt. Sehenswert in ihr sind die Marmorportale und der Rittersaal mit den Panzern, Sturmhauben, Schwertern und Spießen der kampfesfrohen Ritterzeit. Eine tiefe Schlucht, der Kästengraben, trennt Schloß Tirol von der malerischen Ruine Brunnenburg. Wir nehmen unseren Weg durch eine zweite Schlucht, den Burggraben, der später bei dem Magdalenenkirchlein in die Ebene übergeht. Auf dem Abhange des Muthberges treffen wir auf ein

zweites Gotteshaus, das Kirchlein von St. Peter. Während über die Flur von Gratsch flimmernder Sonnenäther schwebt, ist das Kirchlein von kühlem Schatten umhüllt. Der Efeu umschlingt das Gemäuer, und traulich plaudert eine muntere Quelle in seiner Nähe.

Unser Weg geht weiter in die Tiefe. An einer ver-

Schloss Tirol.

fallenen Mühle vorbei, gelangen wir an die von Bauern bewohnte Burg Durnstein, biegen dann später nach Agund ab und treten nun in das Etschtal. Jenseits der Etsch erhebt sich die Burg Forst. Herrlich ist die Wanderung von der Forsterbrücke, wo die Etsch in wilden Wirbeln durch die Klamm der Töll stürmt, hinauf zu dem einstmaligen Kloster der barfüßigen Karmeliter und weiterhin unter dem Kirchlein St. Felix hinweg nach Marling und Schloß Lebenberg. Auf diesem

Weg hat man gleichzeitig eine wundervolle Aussicht auf den Partschinser Wasserfall.

Jetzt steht uns nur noch die Wanderung durch den dritten Abschnitt der Umgebung Merans bevor. Am Schlusse dieser Tour werden wir in die Stadt zu-

Denkmal der Kaiserin Elisabeth.

rückkehren. Der Weg nach Schloß Lebenberg zieht sich auf der Höhe hin. Unter uns schlängelt sich die im Sonnenschein funkelnde Etsch durch sattgrüne Wiesen und liegt von blauem Duft umzogen Obermais mit seinen freundlichen Landhäusern, seinen Gärten und Rebendächern. Längs des sogenannten Wasserwalles, den wir entlang schreiten, gehen wir bald im dunklen

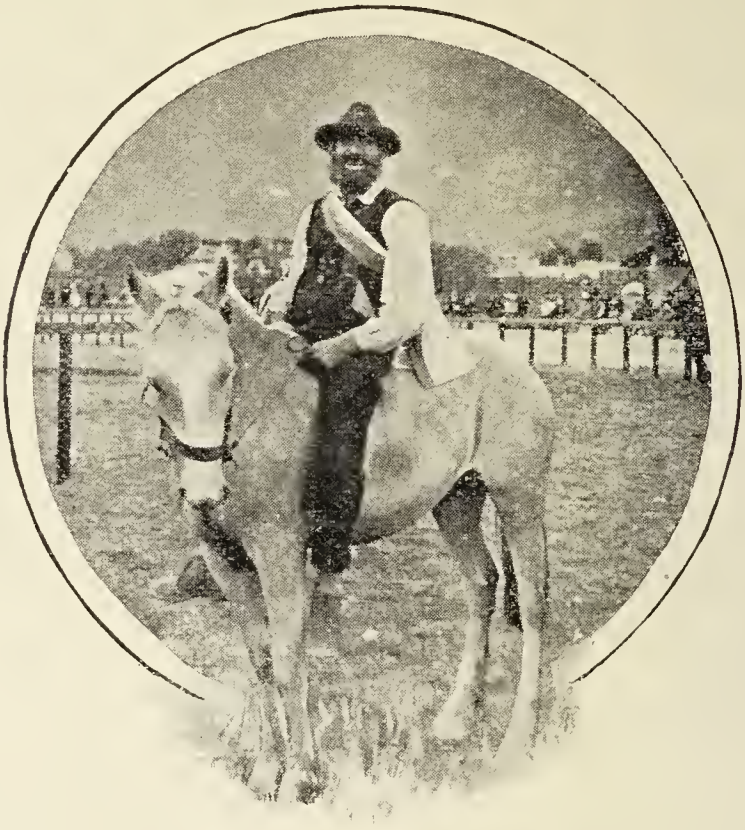
Schatten der Nußbäume, bald umspielt uns goldiges Sonnenlicht. Am Wege murmeln zwischen dem Gerank von Brombeeren und den Wedeln der Farnkräuter kleine Rinnsale, schwanken bunte Blumenköpfe, sprießt üppiger Rasen und laden verwitterte, efeuumflochtene Felsbrunnen zu einem erfrischenden Trunk ein. Die Fleimser Felsgipfel grüßen von fern her, und ernst thront über der Etschniederung der hochragende Einfinger. Schloß Lebenberg, dem wir jetzt einen Besuch abstatten, ist gegenwärtig

Bauernrennen auf dem neuen Sportplatz in Meran

eine Pension, wie es deren viele in der Umgebung Merans gibt. Weithin schweift der Blick über die Etschflur, und wohltuende Stille und Ruhe herrscht in den rosenreichen Gartenanlagen des Schlosses. Denksprüche an den Wänden, von denen niedergeschrieben, welche hier Kräftigung und Genesung fanden, künden beredt den Ruhm Schloß Lebenbergs.

Wenn wir nun den Abstieg nach dem Marlinger Wiesenweg zu antreten, so dringt immer lauter und lauter das Rauschen der Etsch an unser Ohr. Wir überschreiten sie endlich und wandern darauf durch

Wiesen nach der Passer hin. Näher und näher rücken die Häuser Merans, bis wir schließlich die Fahrbrücke passieren und damit den Boden der Stadt wieder betreten, deren neuester Schmuck das am Ostersonntag in Anwesenheit des Erzherzogs Eugen enthüllte Denkmal der ermordeten Kaiserin Elisabeth ist.



Vom Bauernrennen in Meran.

Durch unsere Wanderung haben wir die Umgebung Merans nur in großen Zügen kennen gelernt. Dennoch können wir daraus ersehen, daß es auch bei einem wochenlangen Aufenthalt nie an Zielen für lohnende Ausflüge fehlen wird. Aber auch für sonstige Unterhaltung ist in Meran gesorgt. Das Theater ist schon erwähnt worden. Konzerte der Kurkapelle, Symphoniekonzerte, Kammermusikabende tragen den Wünschen der Musikfreunde Rechnung, und ein großer Sportplatz für

Radfahren, Fußballspiele und Lawn-Tennis gibt den Sportliebhabern Gelegenheit, sich in ihren Künsten zu betätigen. Eines großen Beifalls erfreuen sich die Bauernwettrennen, die alljährlich stattfinden. Knechte, aber auch Hofbesitzer beteiligen sich mit ihren oftmals selbst gezogenen Pferden an ihnen. Die Reiter sind voller Hingabe bei der Sache, und der Sieger ist auf seinen Erfolg mindestens ebenso stolz wie der englische Jockei, der mit seiner Vollblutstute den ersten Preis beim Derbyrennen oder beim Frühjahrsrennen in Paris davongetragen hat.

„Wer Meran nit kennt, kennt halt gar nix," sagt der Meraner. Man kann dieser Äußerung des Heimatstolzes nur beipflichten, denn auch derjenige, welcher nur kurze Zeit dort verweilt hat, wird diese Tage immer zu seinen schönsten Erinnerungen rechnen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Emma Haushofer-Merk. — Unsere hochgeschätzte, langjährige Mitarbeiterin Frau Emma Haushofer, die unter ihrem Mädchen- und Schriftstellerinnennamen Emma Merk allen unseren Lesern durch ihre lebenswahren und gemütvollen Novellen und Erzählungen wohlbekannt ist, und deren neueste Gabe wir im vorliegenden Bande zu veröffentlichen in der angenehmen Lage sind, stammt aus einer Altmünchener Familie. Ihr Vater war Maler, eine bescheidene, feinsinnige Künstlernatur, und sie wuchs unter vielen älteren und jüngeren Geschwistern auf, vor denen sie sich schon in früher Jugend durch ihre Eigenart auszeichnete. Schon als Kind saß sie am liebsten über den Büchern, und es erwachte auch bald ein lebhafter Wunsch nach Selbständigkeit, ein Verlangen nach ernster Arbeit und Freiheit in ihr. Dank ihrer lebensfrischen, heiteren Mutter, die gern in der bescheidenen Art jener anspruchsloseren Zeit Gastfreundschaft übte, hatte sie einen sehr anregenden Verkehr und eine fröhliche Jugend. Durch den alljährlichen längeren Aufenthalt in den bayerischen Bergen und in Tirol wurde die Begeisterung für die Bergwelt, die Liebe zur Natur in ihr großgezogen. Die Fraueninsel im Chiemsee ist ihr eine teure Sommerheimat geworden.

Als nach dem Tode des Vaters bald auch die Mutter starb, der Ernst in ihr Leben trat, und das Elternhaus sich auflöste, war die schriftstellerische Tätigkeit, der sie sich mit

Nach einer Photographie aus dem Hofatelier Elvira in München.

Emma Hrn Hofm. Staak

vollem Eifer hingab, ihr bester Trost. Ihre erste Novelle „Sein Glück“ erschien in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“; dieser ist seitdem eine lange Reihe von weiteren Arbeiten gefolgt, welche die Verfasserin in unserem Leserkreise zu einer der beliebtesten Erzählerinnen gemacht haben. Auch andere größere Blätter haben ihre Romane, Novellen und Feuilletons gebracht, und ihr Name ist nun in weiteren Kreisen bekannt geworden. Im Jahre 1902 verheiratete sie sich mit Professor Dr. Max Haushofer, dem bekannten Münchener Dichter und Gelehrten, mit dem sie schon vorher eine treubewährte Freundschaft verband. Sie nimmt lebhaften Anteil an der Frauenbewegung und freut sich, daß sie nun mit so vielen Gleichgesinnten für die Ideen eintreten darf, die ihr schon in ihrer Jugend dunkel durch den Kopf schwirrten.

Das Ende der Luftschiffahrt. — Ein geistreicher englischer Gelehrter hielt kürzlich einen Vortrag über die Luftschiffahrt, mit der ja so viele Erfinderköpfe sich beschäftigen, und gab am Schlusse seiner Rede ein Zukunftsbild zum besten, in welchem er ausführte, wie die vielfachen, durch die Luftschiffahrt hervorgerufenen Ärgernisse und Schäden ein baldiges Ende derselben herbeiführen müßten.

Dieses Phantasiebild hat viel Interessantes, und wir wollen daher die Schlußworte aus jenem Vortrage hier wiedergeben:

Im Jahre 1962 trat in Berlin der internationale Kongreß zur Abstellung der bei der Luftschiffahrt und im Luftverkehr entstandenen Übelstände zusammen. Auf Veranlassung der Regierungen war eine Zusammenstellung derjenigen Übelstände gemacht worden, welche sich in den letzten zehn Jahren seit der definitiven Durchführung des Luftverkehrs ergeben hatten, und alle europäischen Staaten, sowie einige überseeische Länder hatten reichhaltiges Material für diese Zusammenstellung eingesendet.

Der Präsident ließ den auf Grund dieses Materials verfaßten Bericht verlesen. Derselbe lautete folgendermaßen:

„Der beständig sich mehrende Luftverkehr hat Unannehmlichkeiten für die Bewohner aller Länder, ja selbst für die Insassen von Schiffen, die auf Binnengewässern und auf dem Meere fahren, gehabt, welche auf die Dauer unerträglich geworden sind und zur Einberufung des Kongresses geführt haben. Die erste Klage sämtlicher Staaten geht dahin, daß dem Schmuggel nunmehr Tür und Tor geöffnet ist. Er wird im großen durch die Luftschiffe betrieben, und die Grenzen sind derart frei und schutzlos, daß eigentlich von einem Zoll gar nicht mehr die Rede sein kann. Der Luftschiffer, der in einem Nachbarlande aufsteigt, kann unbehindert Güter und Waren, auf welche sonst ein außerordentlich hoher Zoll gesetzt ist, in das eigene Land einführen und an beliebiger Stelle damit landen. In den meisten Staaten sind die Einnahmen aus den Zöllen, welche das Rückgrat der Staatseinnahmen bildeten, auf ein Zehntel zurückgegangen. Die Versuche, die gemacht worden sind, durch Staatsluftschiffe die Grenzen überwachen zu lassen, waren vollständig fruchtlos, da sich diese Luftschiffe naturgemäß in einer gewissen Höhe halten mußten. Es konnten aber die Inhaber von Luftschiffen neuester Konstruktion nicht verhindert werden, mit ihren Schiffen Tausende von Metern emporzusteigen, bis zu einer Höhe, wo sie von dem Wachtluftschiffe aus nicht mehr gesehen werden konnten. Nebel, regnerisches und undurchsichtiges Wetter, dann aber die Nacht verhindern außerdem das Abfangen der Luftschiffe, welche mit unverzollten Waren in ein Land hinein wollen. Es kommt dazu, daß in wiederholten Fällen Schmuggler nicht davor zurückgeschreckt sind, die Wachtluftschiffe absichtlich so anzufahren, daß sie mit samt den unglücklichen Insassen zu Boden gestürzt und zerschellt sind.

Von allen Orten kommen ferner Klagen über die Schadenfeuer, die durch den Leichtsinn und den Übermut der Personen entstehen, die in den Luftschiffen besonders über ländliche Gegenden dahinfahren. In trockener Jahreszeit kann ein einziger aus einem Luftschiff herausgeworfener

Zigarrenstummel einen Waldbrand erzeugen, und durch Feuerwerkskörper, welche Abends von den Luftschiffern abgebrannt wurden und zur Erde fielen, durch Funken, die aus den Maschinen der Luftschiffe herabgefallen sind, wurden wiederholt ländliche Ortschaften, besonders solche, die nicht eine durchaus feuerfeste Bedachung hatten, in Brand gesetzt und vollständig zerstört.

Fast täglich hört man in den Städten von schweren Unglücksfällen, die dadurch entstanden sind, daß aus den Luftschiffen, die hoch oben über die Städte dahinfahren, irgendwelche Gegenstände, wie zum Beispiel leere Flaschen, Konservenbüchsen, ja Steine entweder zufällig herabgefallen oder absichtlich geworfen worden sind. Da das Gewicht eines freifallenden Körpers mit der Höhe wächst, aus der er herabfällt, wirken derartige an und für sich harmlose Gegenstände mit der Gewalt von Geschossen.

Auch die nächtliche Ruhestörung durch den Luftverkehr ist eine ganz außerordentliche. Es wird von den Luftschiffern nicht nur getutet und gepfiffen, um Zusammenstöße zu vermeiden, sondern die Insassen schreien auch absichtlich und stören in anderer Weise die Ruhe der Schlafenden. Bekanntlich dringt der Schall von oben nach unten mit außerordentlicher Schärfe und Sicherheit, während das Umgekehrte, nämlich das Heraufdringen des Schalles von unten nach oben, durch die immer dünner werdenden Luftschichten verhindert wird. Daß das Herabgießen von ekelhaften, ätzenden, ja feuergefährlichen Flüssigkeiten aus den Luftschiffen ebenfalls keine Annehmlichkeit für die auf solidem Erdboden Lebenden ist, die von diesen Flüssigkeiten getroffen werden, dürfte als selbstverständlich bekannt sein. Gesetzliche Verordnungen gegen diesen Unfug haben in keiner Weise Erfolg gehabt. Auch ist die Verfolgung der Übeltäter außerordentlich schwierig. Sind sie über die Grenze gelangt, so haben die verfolgenden Polizeibeamten nicht mehr das Recht, gegen sie einzuschreiten, müssen vielmehr, sobald jene die Grenze erreicht haben, umkehren. Überschreiten die Beamten die Grenze, so haben sie außer-

dem noch, selbst wenn sie keine Verhaftung vornehmen können, wegen Gebietsverletzung Unannehmlichkeiten mit den Behörden des Nachbarstaates zu befürchten.

In letzter Zeit hat auch leider das Verbrechen sich des Luftverkehrs bedient, um unerhörte Greueltaten zu verüben. Es sei an das vor wenigen Monaten verübte und leider erfolgreiche Attentat auf einen Herrscher erinnert, der beim Rennen auf der Tribüne dadurch getötet wurde, daß aus einem Luftschiff, das über der Tribüne wegfuhr, eine Bombe herabgeworfen wurde, welche den Herrscher mit seiner Umgebung in Stücke riß. Es gelang den Mördern, unangefochten zu entkommen. Wiederholt sind aus Privatrache von Luftschiffen aus Häuser, ja ganze Ortschaften in Brand gesteckt worden. Viele einzeln stehende Gehöfte sind vernichtet worden, indem Dynamitmassen und Nitroglyzerinbomben aus Luftschiffen direkt auf die Gebäulichkeiten herabgeworfen wurden.

Es sei endlich auf die außerordentlichen Grausamkeiten und Verletzungen aller Menschlichkeit und des Völkerrechts hingewiesen, die bei dem im vorigen Jahre stattgehabten Kriege stattgefunden haben. Die eine der Parteien hat an einem Tage durch Luftschiffe die fünfzig größten Ortschaften des feindlichen Gebiets vernichten lassen. Hunderttausende von Einwohnern sind dadurch obdachlos geworden, viele Tausende von unschuldigen Frauen und Kindern haben ihr Leben verloren. Zum mindesten wird es Sache des Kongresses sein, durch einen Zusatz zum internationalen Völkerrecht die Verwendung von Luftschiffen im Kriege vollständig zu verbieten. Der Kongreß wird aber wahrscheinlich nicht umhin können, auch den privaten Luftverkehr zu untersagen und Zuwiderhandlungen mit den strengsten Strafen zu belegen, da derartige Zustände von Unsicherheit eingerissen sind, wie sie seit Bestehen der Kulturstaaten wohl nicht zu verzeichnen waren. Leben, Gesundheit und Eigentum der Staatsbürger sind vollständig vogelfrei.

Es ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse Tragik und ein Rückschritt darin liegt, den Luftverkehr gänzlich unter-

sagen zu wollen, nachdem die Menschheit Jahrhunderte gebraucht hat, unsägliche Opfer gebracht worden sind, um den Luftverkehr überhaupt zu ermöglichen. Es wird der Kongreß vielleicht auch in Erwägung zu ziehen haben, ob es sich nicht empfiehlt, nur ein zeitweiliges Verbot des Luftverkehrs eintreten zu lassen, weil in der Zwischenzeit vielleicht doch neue Erfindungen gemacht werden, die einen genügenden Schutz für die auf dem festen Boden lebenden Staatsbürger, deren Leben und Eigentum ergeben würden.

Das Komitee der internationalen Vertreter zur Vorbereitung der Arbeiten für den Kongreß hat daher beschlossen, den Vorschlag zu machen, wenigstens vorläufig und für die nächsten zehn Jahre den Luftverkehr vollständig zu verbieten, denn die Vorteile, die der Luftverkehr bisher gebracht hat, stehen in keinem Verhältnis zu den Übelständen, die er herbeigeführt hat, zumal der Schnellverkehr der auf festem Boden laufenden Eisenbahn derartig gesteigert worden ist, daß sie sogar den Flug der Luftschiffe übertrifft."

Einen ganzen Monat lang dauerten die Debatten des Kongresses, auf welchem die Gegner des Luftverkehrs mehr und mehr an Boden gewannen. Das Ergebnis war der mit großer Stimmenmehrheit gefaßte Beschluß: den Luftverkehr in allen Kulturstaaten vollständig zu verbieten. Die Fabrikation von Luftfahrzeugen jeder Art sollte den Fabrikanten bei strengster Strafe untersagt sein. Dagegen sollten die Fabrikanten eine Entschädigung aus staatlichen Mitteln erhalten. Alle Luftfahrzeuge und Teile von solchen wären gegen Entschädigung an die Landesbehörden auszuliefern und dann behördlich unbrauchbar zu machen. A. O. Kl.

Neue Erfindungen: I. Apparat zur Bereitung von Pommes frites. — Die Herstellung dieser in Fett gebackenen Kartoffelschnitzel erforderte bisher Mühe und Zeit, da, falls die Kartoffeln nicht in gleichmäßige, längliche Schnitzel geschnitten wurden, diese auch ungleichmäßig garkochen mußten und infolgedessen zu weich oder

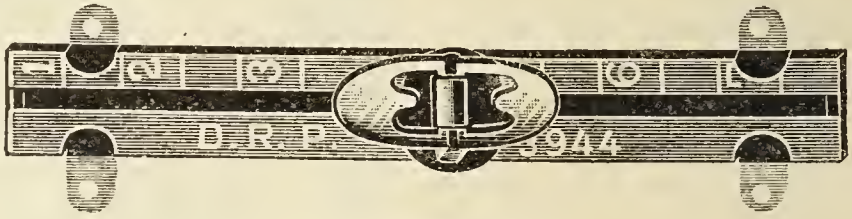
hart wurden und an Wohlgeschmack verloren. Der von der Firma W. J. Schmitz in Iserlohn in den Handel gebrachte, beistehend abgebildete Apparat beseitigt diesen störenden Fehler und ergibt Pommes frites, welche nicht nur durch die egalen Formen den Speisen ein wohlgefälliges Ansehen verleihen, sondern auch durch ein gleichmäßiges Garkochen an Wohlgeschmack außerordentlich gewinnen. Zum Gebrauche lege man die Kartoffel auf den Apparat, wie es die Zeichnung zeigt, schiebe sie mit einem Ruck gegen das Wellmesser, dann lege man eine der nun in der Kartoffel entstandenen Rillen in den am Apparat angebrachten Draht und führe die Kartoffel ruckweise hin und her. Die althergebrachte Form der länglichen Schnitzel kann hier durch verschiedene Operationen verändert werden, dreht man die Kartoffel zum Beispiel senkrecht und wagrecht, so daß die Rillen sich kreuzen, so entstehen durchlöcherte, gerillte Scheiben, welche eine willkommene Abwechslung der Pommes frites geben. Auch können mit unserem Apparat andere Früchte geschnitten werden, wie Äpfel, Birnen, Gurken, Tomaten, Rüben zur Bereitung von Salaten, zum Belegen und Verzieren kalter, warmer Schüsseln u. s. w.

Apparat zur Bereitung von Pommes frites.

II. Patent-Manschettenhalter. — Unsere kleine Erfindung bezweckt, daß das lästige Hervor- und Zurückrutschen der Manschetten vollständig vermieden wird und die einmal zu dem Rockärmel passend eingestellte Man-

schette stets nur in der gewünschten Breite zur Ansicht gelangt.

Der Halter ist für jede Manschettengröße und -form zu benutzen. Für Zivil- und Uniformkleider gleicherweise geeignet, wird der Halter einfach mit einigen Stichen innen im Rockärmel angenäht, wo außen die Knöpfe auf dem Oberärmel befestigt sind. Der Mechanikknopf an dem



Patent-Manschettenhalter.

Apparat, welcher durch die Manschette gesteckt wird, ist auf der Skala verschiebbar und feststellbar. Die einmal befestigten Manschetten bleiben auch beim Ausziehen des Rockes im Ärmel. Der neue Manschettenhalter erhöht die Eleganz der Herrengarderobe und hat sich praktisch vollkommen bewährt. P. R.

Die Leiche im Kerker. — Das feste Schloß If auf einer kleinen Felseninsel nahe bei Marseille, welches dieser Tage für wenige hundert Franken an einen Schiffskapitän verkauft worden ist, war von alters her stets ein Staatsgefängnis. Im Sommer des Jahres 1818 traf ein neuernannter Gouverneur dort ein und unterzog sogleich das ganze Schloß einer genauen Besichtigung. Auch die Kerkerzellen in den unterirdischen Kellergewölben ließ er sich zeigen.

Dabei bemerkte er, daß der ihn führende alte Oberschließer an einer verschlossenen Tür vorbeigehen wollte.

„Warum schließen Sie da nicht auf?“ fragte er.

„Darin befindet sich kein Gefangener,“ wurde ihm geantwortet.

„Ich wünsche aber die Zelle zu sehen. Öffnen Sie also!“

Es wurde aufgeschlossen. Der Gouverneur begab sich in den halbdunklen engen Raum und sah hier eine lange schwarze Kiste stehen.

„Was ist denn das da?"

„Es ist der Sarg des Generals."

„Es liegt ein toter General darin?"

„Jawohl."

„Liegt er schon lange da?"

„Soviel ich weiß, seit siebzehn Jahren."

„Weshalb wurde er denn nicht irgendwo in geweihter Erde zur letzten Ruhe bestattet?"

„Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben," sagte der Oberschließer. „Übrigens hält die Leiche sich ganz vortrefflich. Sie ist nämlich von ägyptischen Ärzten meisterhaft einbalsamiert."

„Von ägyptischen Ärzten?" rief verwundert der Gouverneur. „Wie kamen denn die hieher?"

„Die kamen nicht nach dem Schlosse If. In Ägypten ist die Leiche einbalsamiert worden."

„Das erscheint mir immer rätselhafter. Es handelt sich also nicht um einen hier vormals eingekerkerten und hier gestorbenen Staatsgefangenen?"

„Nein, dieser General ist tot hier eingeliefert und bei uns gewissermaßen zur sicheren Aufbewahrung in Depot gegeben worden."

„Wissen Sie seinen Namen?"

„Gewiß. Die Leiche des berühmten Generals Jean Baptiste Kleber liegt in diesem Sarge."

„Kleber, der nach Bonapartes Weggang das Oberkommando in Ägypten übernahm und bald darauf von einem türkischen Fanatiker ermordet wurde, dessen Leiche ist's?"

„Jawohl."

„Es muß für diesen tapferen General eine würdigere Ruhestatt bereitet werden. Dafür will ich sorgen."

Unverzüglich stellte der Gouverneur genauere Nachforschungen über den sonderbaren Sachverhalt an und ermittelte folgendes: Bei dem Abzug der französischen Armee aus Ägypten im September 1801, nach der Kapitulation von Alexandrien, hatte man die einbalsamierte Leiche des reichlich ein Jahr zuvor ermordeten Obergenerals Kleber

mitgenommen und sie in Marseille ausgeschifft. Dort wurde dieselbe, weil man zuerst nicht recht gewußt zu haben scheint, was zunächst damit weiter anzufangen, möglicherweise auch, weil gerade großer politischer Wirrwarr im Lande herrschte, provisorisch nach dem Schlosse If gebracht und dort in eine unterirdische Zelle gesetzt. Später bekümmerte sich, so scheint es, niemand mehr darum, und die Leiche geriet allmählich gänzlich in Vergessenheit.

Nun endlich, nach siebzehn Jahren, kam für den toten General die Stunde der Erlösung aus der unverdienten Kerkerhaft. Der Gouverneur berichtete über die Angelegenheit an den König, und es kam bald von Ludwig XVIII. der Befehl, daß die Leiche nach Straßburg gebracht werden solle, der Vaterstadt Klebers, was denn auch geschah. In der heimatlichen Erde wurde der tapfere General bestattet mit allen militärischen und sonstigen ihm gebührenden Ehren, und auf Staatskosten ihm ein prächtiges Denkmal errichtet. F. O. Hansen.

Eiserne Rationen. — Auf dem Gebiete der Ernährung haben wir in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht, und ein schlagender Beweis dafür ist die Art und Weise, wie man nicht nur heutzutage die Truppen in den verschiedenen Staaten ernährt, sondern auch, wie man über die sogenannte „eiserne Ration" denkt, die den Truppen in das Feld mitgegeben wird.

Mit „eiserner Ration" bezeichnet man bekanntlich dasjenige Quantum von Nahrungsmitteln, das der in das Feld ausrückende Soldat erhält und welches notwendig ist, um einen Mann notdürftig eine Zeitlang zu ernähren, wenn Proviant von der Intendantur oder durch Requisition nicht besorgt werden kann. Die eiserne Ration, mit der die deutschen Truppen 1870 ins Feld rückten, bestand damals noch aus sogenanntem Schiffszwieback, einem Gebäck, das aus Wasser, Salz und Mehl hergestellt und so hart ausgebacken war, daß es mit den Zähnen kaum bezwungen werden konnte. Außerdem gehörten noch zwei Säckchen mit Salz und Kaffee zur eisernen Ration, sowie die berühmte

Erbswurst. Es behaupten heute noch Fachleute, daß die Siege der deutschen Armee nicht allein durch die Tapferkeit der Truppen und die Kriegskunst der Führer, sondern zum Teil auch durch die Erbswurst erfochten worden sind, weil diese es den Truppen ermöglichte, ohne Rücksicht auf die ihnen folgenden Proviantkolonnen vorzumarschieren.

Wie sehr aber hat sich heute die Ansicht darüber geändert, was den Truppen als eiserne Ration mitzugeben sei! In Frankreich besteht die eiserne Ration in einer Konservenbüchse, die in drei Abteilungen zerfällt. Die eine dieser Abteilungen enthält ein gelbliches Pulver, bestehend aus konzentriertem Ei. Man bringt es fertig, achtzig Eier derartig von Wasser zu befreien, zu konzentrieren und zu Pulver zu verarbeiten, daß sie nicht mehr als ein Kilo wiegen. Die zweite Abteilung in der Konservenbüchse für die französischen Soldaten enthält komprimiertes Gemüse, die dritte in Pulverform eine Suppe, deren Bestandteile Fleisch, Fett und ein Gewürz, sowie etwas Reis und Sagomehl sind. Es läßt sich mit Hilfe der eisernen Ration in der Tat durch Hinzutun von Wasser und etwas Brot eine Suppe herstellen, die für mehr als zwei Mann ein sehr gutes und nahrhaftes Essen darstellt.

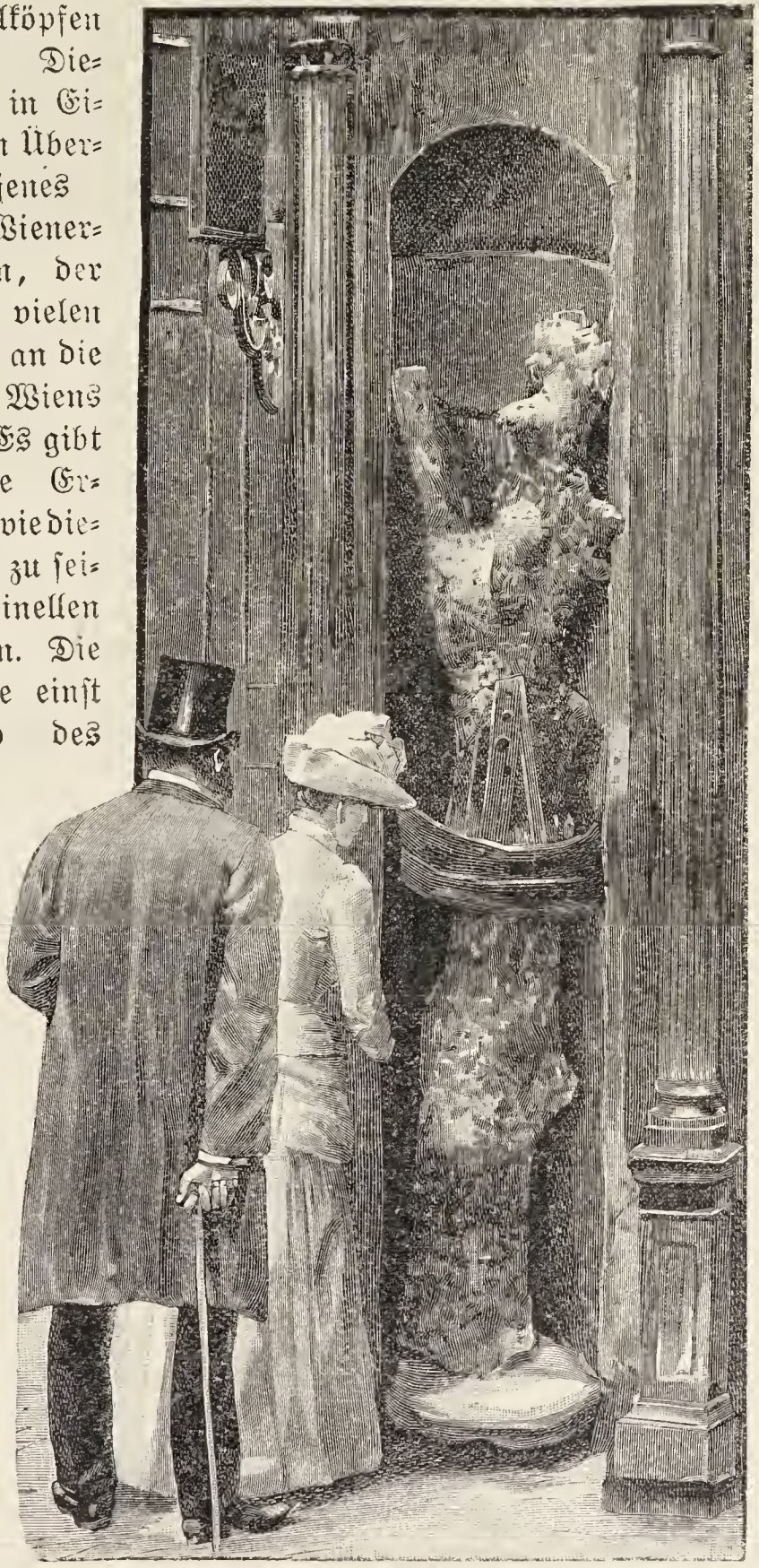
Die eiserne Ration, die der englische Soldat mit sich nimmt, ist ziemlich schwer. Es ist ebenfalls eine Konservenbüchse, die mehr als ein Pfund wiegt. Diese Konservenbüchse hat ovale Form; sie ist flach, damit sie bequem in der Tasche oder im Brotbeutel untergebracht werden kann. Sie enthält zwei getrennte Abteilungen oder vielmehr wiederum zwei Büchsen. In der einen von diesen ist eine Pastete, hergestellt aus Fett, konzentriertem Fleisch und Mehl mit Gewürz. Diese Pastete ist bereits gekocht, kann ohne weiteres kalt gegessen werden und schmeckt sehr gut. Man kann sie aber auch zur Herstellung einer sehr kräftigen Suppe verwenden. Die zweite Abteilung in der Konservenbüchse enthält Biskuits, deren Hauptbestandteil Schokolade und Zucker ist.

Etwas Ähnliches hat die amerikanische Armee, welche sich die Erfahrungen des letzten Krieges mit Spanien in dieser Beziehung zu nutze gemacht hat. Der amerikanische Soldat führt als eiserne Ration eine Blechbüchse mit, deren Deckel gut schließt, so daß Nässe in die Büchse nicht eindringen kann. Die Büchse enthält sechs große Biskuits, drei davon bestehen zur Hälfte aus Schokolade, zur anderen Hälfte aus Zucker. Drei sind eine Zusammensetzung von pulverisiertem, magerem Rindfleisch bester Qualität und im Ofen gedörrtem Mehl. Fett und Gewürze sind benutzt worden, um diese beiden Mehlarten zu binden und als Kuchen zu backen, indem ihnen durch die Hitze des Ofens alle Feuchtigkeit entzogen ist.

Auch die deutsche Reichsregierung hat die eiserne Ration, die für den Fall eines Krieges ausgegeben werden soll, nach Maßgabe der neuen Erfahrungen in Betreff der reichlichen Ernährung anders gestaltet, und es liegen in den Vorratshäusern Millionen von Portionen bereit, um im Fall eines Feldzuges sofort verteilt zu werden. Die deutsche Regierung bewahrt aber über die Bestandteile der eisernen Ration, die bei einem künftigen Feldzuge angewendet werden soll, Stillschweigen. Wie man sagt, soll auch bei der deutschen eisernen Ration Zucker eine große Rolle spielen, weil Versuche, die mit Mannschaften besonders während der Anstrengungen des Manövers gemacht worden sind, ergeben haben, daß Zucker ein vortreffliches Ernährungsmittel für den Soldaten ist, der große Anstrengungen durchzumachen hat. A. O. Kl.

Der „Stock in Eisen" in Wien. — Wer in Wien zum ersten Male im „Graben" an die Kärntnerstraße gelangt und dabei den Blick auf das Eckhaus, den Palast der Versicherungsgesellschaft „Equitable", richtet, wird hier überrascht von einer Merkwürdigkeit. In die Fassade des Hauses, direkt in eine Nische zwischen zwei schlanken Säulen, ist eines der ältesten Wahrzeichen Wiens, der „Stock in Eisen", eingefügt worden. Es ist ein von einem breiten Eisenreif gehaltener Baumstumpf, der über und über

mit Nägelköpfen bedeckt ist. Dieser „Stock in Eisen" soll ein Überbleibsel jenes Teils des Wienerwaldes sein, der sich vor vielen Jahren bis an die Mauern Wiens erstreckte. Es gibt verschiedene Erklärungen, wie dieser Stamm zu seinem originellen Panzer kam. Die Lärche, die einst am Rand des Wienerwaldes stand, soll in alter Zeit ein Heiligtum gewesen sein; in heilige Bäume Nägel zu schlagen, war eine bei vielen Völkern vorkommende Sitte. Man er-



Der „Stock in Eisen" in Wien.

zählt nun, jeder Schlossergesell, der auf der Kärntner Seite Wien verließ, um auf die Wanderschaft zu gehen, habe zum Abschied einen Nagel in den Stamm geschlagen. Der „Graben", ursprünglich außerhalb der Stadtmauer befindlich und ein wirklicher Festungsgraben Altwiens, gehört heute zu den vornehmsten und verkehrsreichsten Straßen der inneren Stadt, und so ist auch der „Stock in Eisen" hineingeraten in das Wien modernster Prägung.

Ein Prinz als Goldgräber. — Der kürzlich verstorbene Herzog Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha, der zweite Sohn der Königin Viktoria von England, gehörte, ehe er den Thron von Sachsen-Koburg bestieg, der englischen Marine an und kam als Kommandant des Kriegsschiffes „Galatea" im Jahre 1867 nach Australien. Während seines dortigen Aufenthalts besuchte er auch die berühmten Goldfelder in Ballarat und hier besonders das „Great Redan Reef" genannte goldreichste Bergwerk in ganz Australien. Dies berühmte Bergwerk war zehn Jahre früher von einer Anzahl von Bergleuten, die zu gleichen Teilen an der Ausbeute beteiligt waren, mit großen Kosten gegründet worden, gab aber dafür einen enorm reichen Ertrag an feinstem Golde.

Prinz Alfred fuhr mit vier Begleitern in dies Bergwerk ein, das damals noch sehr primitive Förderungsmaschinen besaß, und wurde von den Goldgräbern zu einer sogenannten Bank geführt, wo man den Herren Spaten reichte und sie bat, einige Stiche zu tun und das Gold, das sie fänden, zum Andenken zu behalten. Der junge Prinz und seine Begleiter ergriffen eifrig die Spaten und stocherten drauf los, fanden auch, dank der Vorsorge der Goldgräber, die die Bank vorher gehörig „gesalzen", das heißt Goldkörner darunter gestreut hatten, eine große Anzahl Goldklümpchen und Blätter.

Der Jubel war natürlich groß über diesen ungeahnten Erfolg, und unter Lachen und Scherzen hatten sie bald eine ganze Portion der kostbaren Metallkörner „gegraben".

Ehe der Prinz das Bergwerk verließ, überreichte eine Deputation der Bergleute ihm noch eine Anzahl großer

„Nuggets“, und hoch befriedigt wurden die Besucher wieder zu Tage gefördert. Der Wert des Geschenks und der selbstgegrabenen Goldkörner belief sich wenigstens auf 200 Pfund, und nachdem er sein Hotel wieder erreicht hatte, schickte der Prinz einen sehr artig gehaltenen Dankbrief an die Direktion des Bergwerks zugleich mit einer Banknote im Werte von 20 Pfund „für die Goldgräber, um auf seine Gesundheit zu trinken“.

Dies prinzliche Geschenk bereitete den Bergleuten viel Verlegenheit. Denn sie waren ja selbst die Eigentümer des Bergwerkes, was der Prinz jedenfalls nicht wußte, und eine Summe von 20 Pfund war für jeden von ihnen eine Lappalie. Da man das wohlgemeinte Geschenk aber doch nicht gut zurückschicken konnte, so einigte man sich endlich dahin, dem Prinzen den Betrag in Goldstaub mit dem höflichen Dank der Goldgräber für das „fürstliche Geschenk“ wieder zuzuschicken. Die Banknote aber wurde zum Andenken an den Besuch eingerahmt und schmückt noch heute das Zimmer des Direktors der Great Redan Reef-Goldmine. W. St.

Europäische Götzenfabriken. — Daß es in Indien und Afrika Fabriken gibt, in denen Götzen gewerbsmäßig hergestellt werden, weiß man. In Loango, am Kongo, in Angola, am Benguela und Kumassi beten die Einwohner längst nicht mehr wie früher Steine als Götzen an, sondern sie verlangen anständige Götzen, welche auch nach etwas aussehen. Die Hauptsache bei einem solchen Götzen ist, daß er ein möglichst schreckliches Äußere hat. Er muß einen unförmlich großen Kopf, sechs Augen, vier Hörner, bleckende Zähne und mindestens fünf Mäuler haben. Je schrecklicher er aussieht, desto mehr wert ist er, und ein Eingeborener von Verständnis zahlt für einen solchen Götzen bis zu fünfhundert Mark, natürlich nicht in barem Gelde, sondern in Landesprodukten, in Vogelfedern, Krokodilhäuten, Elefantenzähnen oder in Getreide, Kopra u. s. w.

Die größten Götzenfabriken aber befinden sich in England. Hier arbeitet man vor allem Metallgötzen aus

Nickel, aber auch aus Gold und Silber. In England produziert man auch die gefälschten kleinen Götterbilder und Statuen, die vor den Augen harmloser Fremdlinge in Griechenland, Italien und in Ägypten aus der Erde gegraben und als soeben gemachte Funde aus dem Altertum mit schwerem Gelde angekauft werden. Außer England fabriziert auch noch Frankreich und Deutschland Götzen. Die deutschen zeichnen sich durch vorzügliche Arbeit aus und werden von den Eingeborenen gern gekauft. Natürlich schicken die europäischen Fabrikanten ihre Ware an Unternehmer im Auslande, die dann durch Agenten wieder das Detailgeschäft besorgen. Auch auf Pump werden solche Götzen von den Agenten geliefert, und eine Dorfschaft, die für einen Tempel ein neues Götzenbild gekauft hat, oder der Häuptling, der sich einen besonders scheußlichen Götzen in seiner Hütte leistet, nehmen diese europäischen Fabrikate auf Abschlagszahlung, und die Eingeborenen sollen die Raten für die Bezahlung des Götzen sehr regelmäßig abtragen, da sie sonst die Rache des unbezahlten Götzen fürchten. O. K.

Gemeinsame Hauswirtschaft. — Der Gedanke, daß zur Ersparnis von Arbeit, Umständlichkeiten und Kosten eine Anzahl von Hausgenossenschaften oder von Familien sich zusammentun sollen, um eine gemeinsame Hauswirtschaft zu führen, ist keineswegs so neu, wie man glaubt, wenigstens in Amerika hat man diesen Gedanken schon seit länger als zehn Jahren in die Praxis übersetzt, und er hat sich angeblich gut bewährt. Es gibt Städte in der nordamerikanischen Union, wo in zahlreichen Häusern die Einwohner eine gemeinsame Küche haben, die von einer angestellten tüchtigen Wirtschafterin verwaltet wird. Es hat sich dabei herausgestellt, daß alle Befürchtungen, die man gegenüber den gemeinsamen Wirtschaften hatte, unbegründet waren. Bei einigermaßen gutem Willen sind auch alle Hindernisse zu überwinden. Es ist ein Irrtum, wenn man behauptet, es wolle jeder immer nur das essen, was er besonders gern habe; auch in der Familie bekommt nicht

jeder an jedem Tage gerade sein Leibgericht vorgesetzt, und geht jemand in ein Restaurant, so muß er auch aus bestimmten Gerichten sich eines wählen. Ebenso ist es mit den gemeinsamen Küchen; da kann hin und wieder wohl auf den Geschmack und den Wunsch eines einzelnen Rücksicht genommen werden, im allgemeinen werden sich aber Schwierigkeiten betreffs der Zubereitung und der Wahl der Speisen nicht ergeben.

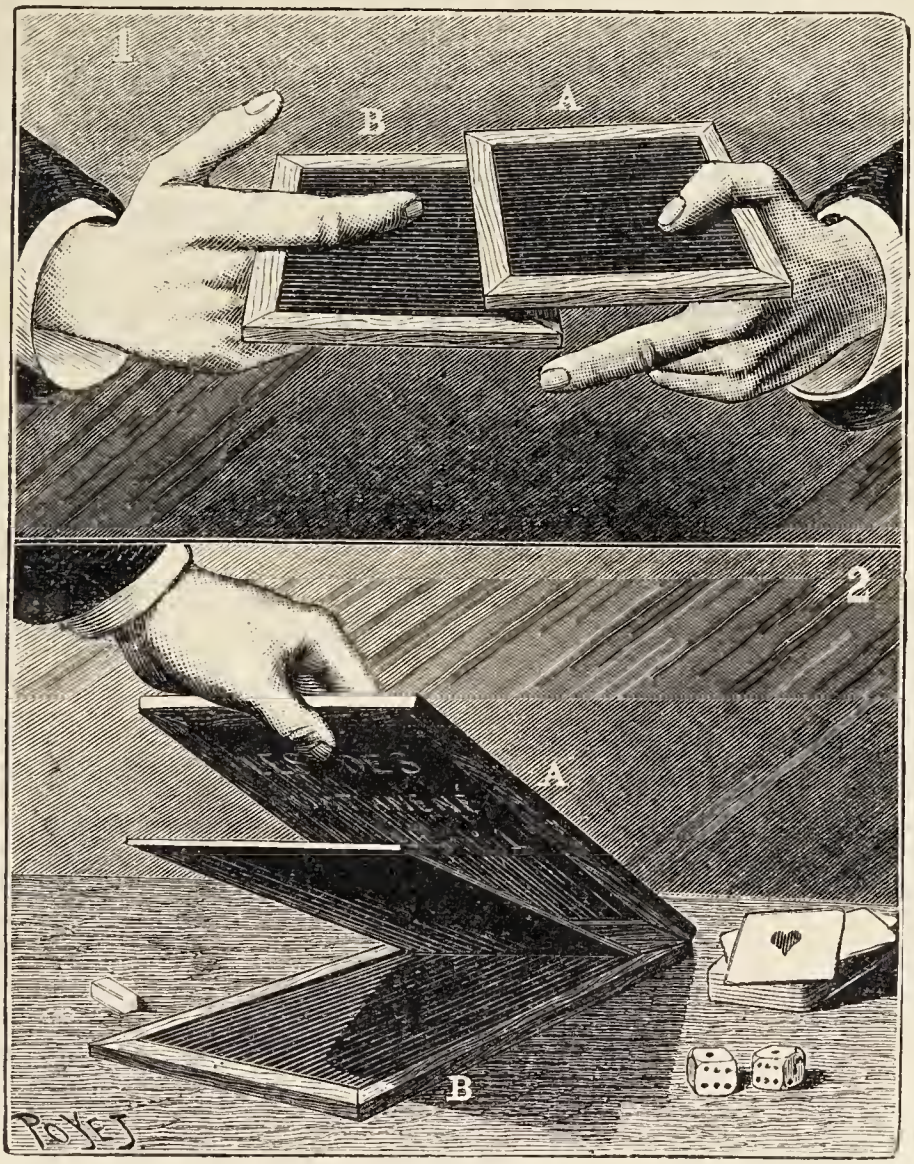
Die praktischen Vorteile, die bei der gemeinsamen Wirtschaftsführung sich herausstellten, sind außerordentlich groß. Vor allem haben die Frauen zwei Lichtseiten wahrgenommen: die Verbilligung der Lebensführung und dann die große Entlastung, die ihnen selbst zu teil wird. Die Verbilligung der Lebensführung tritt schon durch die Ersparnis an Feuerungsmaterial ein. Wenn in einem großen Hause zehn bis zwölf Familien in einer gemeinsamen Küche kochen, dann wird höchstens das Feuerungsmaterial aufgewandt, das sonst zwei Familien gebraucht haben, und das übrige erspart. Auch der Einkauf ist ein ganz anderer, weil er eben im großen erfolgt, und ebenso ist es ja bekannt, daß große Stücke Fleisch beim Kochen und Braten saftiger und wohlschmeckender werden als kleine Stückchen. Alle die kleinen Sorgen, die beim Einkauf und beim Kochen bisher auf den Hausfrauen gelastet haben, fallen fort, und das zeigt sich besonders dort wohltätig, wo auch die Frauen auf den Erwerb mit angewiesen sind. Die Frau hat jetzt weit mehr Zeit und Gelegenheit, sich den Kindern, der Kleidung und der Wäsche zu widmen, als dies bisher der Fall war.

Auch in Deutschland hat man seit einer Reihe von Jahren Versuche gemacht, die gemeinsamen Haushaltungen in die Praxis zu übersetzen. Im Jahre 1901 hat sich in Berlin ein Verein gebildet, der für die Einführung der gemeinsamen Wirtschaften in den Familien Stimmung machen wollte. In den Versammlungen, die man zu diesem Zwecke einberief, waren es vor allem die Hausfrauen, die sich mit dem Projekt einverstanden erklärten, während man eigentlich befürchtet hatte, die Frauen würden aus alter Ge-

wohnheit Gegnerinnen des neuen Unternehmens sein. Die Hausfrauen sahen eben die Vorteile der neuen Wirtschaftsführung zu deutlich ein, als daß sie sie bekämpfen sollten. Es haben aber auch Sozialpolitiker, Wissenschaftler und Familienväter, die in den Versammlungen waren, sich ganz energisch für die Inszenesetzung dieser gemeinsamen Wirtschaftsführung mehrerer Familien ausgesprochen, und wenn bisher praktische Erfolge noch nicht gezeitigt worden sind, so liegt dies lediglich daran, daß erst Neubauten geschaffen werden müssen, die darauf speziell eingerichtet sind, solche gemeinsame Wirtschaftsräume zu haben, und die wiederum bei den Einzelwohnungen die bisherigen Räumlichkeiten für die Küche und Speisekammer fortlassen oder doch beschränken. Der Verein ist mit einigen Baugenossenschaften in Verbindung getreten, und sobald eine Anzahl von Häusern fertig ist, die für diese bestimmten Zwecke eingerichtet sind, werden dann in diesen besonders groß und praktisch gebauten Wirtschaftsräumen, in denen geeignete tüchtige Wirtschafterinnen den gemeinsamen Haushalt besorgen, Versuche gemacht werden, ob sich die neue Art der Wirtschaftsführung auch in Deutschland durchführen läßt. A. K.

Die spiritistischen Schiefertafeln. — Zu den verblüffendsten Experimenten, mit denen vor einigen Jahren die Koryphäen des Spiritismus die Welt in Staunen setzten, gehörte das „Wunder" der spiritistischen Schiefertafeln. Daß es sich mit demselben ganz ebenso verhält wie mit den Kunststücken der fingerfertigen Zauberkünstler in den Variététheatern ist von mehreren Vertretern dieser Gilde, die das Experiment in ihr Programm aufnahmen, nachgewiesen worden. Der Vorgang ist folgender: Zwei gewöhnliche Schiefertafeln in Holzrahmen werden den Zuschauern vorgezeigt und von diesen aufs eingehendste untersucht, ohne daß etwas Verdächtiges daran zu sehen wäre. Zwischen diese beiden Schiefertafeln legt man ein kleines Stück eines Griffels und verbindet sodann die aufeinandergelegten Tafeln mit einem Kautschukring; hierauf hält derjenige, der das Ex-

periment vorführt, die Tafel in der rechten Hand hoch empor, während von einem der Zuschauer die Frage wiederholt wird nach dem Bild und Wert einer Spielkarte, die der Zauberer vorher ziehen ließ, oder nach der Summe



Die spiritistischen Schiefertafeln.

der Zahlen zweier Würfel, die ein von ihm vorher veranlaßter Wurf zum Aufliegen brachte. Gleich darauf hört man inmitten des allgemeinen Schweigens deutlich das kritzelnde Geräusch des Griffels, der offenbar die Antwort auf eine der Tafeln schreibt. Und in der Tat findet man, sobald nach Wegnahme des Kautschukrings die Tafeln ge-

trennt werden, eine derselben mit Schriftzeichen bedeckt, welche die Antwort bilden. Die Erklärung des geheimnisvollen Vorgangs gibt ein Fachmann mit folgenden Worten. Ganz einfach: die Schrift war schon vorher auf einer der Tafeln, sagen wir der Tafel A, angebracht, allein über die beschriebene Seite dieser Tafel hatte man einen dünnen schwarzen Karton gelegt, der die Schriftzüge verbarg, so daß beide Seiten dieser Tafel ganz unbeschrieben erschienen. Nun hat man den Zuschauern zuerst die unbeschriebene Tafel B zur Untersuchung hingereicht, sodann gefragt: „Wollen Sie die andere auch haben?“ um ihnen, wenn die Frage bejaht wurde, mittels eines kleinen Kunstgriffs — ähnlich der Volte beim Kartenschlagen — die gleiche Tafel B nochmals zu präsentieren. Diese übrigens leichte Täuschung wird folgendermaßen erzielt: Die Tafel A wird zwischen Daumen und Zeigefinger der linken, die Tafel B zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand gehalten, wie dies unser Bild (Fig. 1) zeigt. Nun nähern sich die beiden Hände, aber im Augenblick, wo die Tafeln übereinanderstehen, ergreifen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Tafel A, während gleichzeitig Zeige- und Mittelfinger der linken die Tafel B festhalten. Entfernt man nun die beiden Hände wieder voneinander, so ist die bereits untersuchte Tafel an die Stelle der anderen gerückt, ohne daß der Tausch bei ruhiger Operation den Zuschauern bemerkbar geworden wäre.

Während der zweiten Untersuchung liegt die Tafel A platt auf dem Tisch, die beschriebene Fläche nach oben gekehrt und mit dem schon erwähnten Karton bedeckt. Ist die untersuchte Tafel zurückgegeben, so legt man sie auf die erste und verbindet beide durch den Kautschukring. Nun erhebt der Zauberer die Tafeln mit der linken Hand, von der man nur den Daumen sieht, während er auf der Rückseite der zweiten Tafel mit seinem nicht sichtbaren Mittelfinger das kratzende Geräusch hervorbringt, das so täuschend an das Kritzeln eines schreibenden Griffels erinnert. Legt er dann die Tafeln auf den Tisch nieder, so weiß er

es zu veranstalten, daß die nicht präparierte Tafel jetzt nach unten zu liegen kommt (vergl. Fig. 2). Auf diese Tafel legt sich nun der schwarze Karton, während die andere, wenn sie erhoben wird, jene Schriftzeichen erblicken läßt, die angeblich von einem Geist herrühren, der sich zwischen die beiden Tafeln eingeschlichen hat.

Noch eine Frage ist zu erledigen. Woher weiß der Zauberkünstler im voraus, was er auf die Tafeln zu schreiben hat? Auch hier ist List im Spiel: die beiden Würfel sind mit Blei ausgegossen, so daß sie beim Wurf immer dieselben Zahlen zeigen, und die Karte vorauszuwissen, die ein Zuschauer aus einem Spiel von 32 gleichen Blättern herauszieht, ist keine Hexerei. V. H.

Der zusammengesetzte General. — General Nicolis aus New Orleans hatte im Sezessionskriege ein Bein, einen Arm und ein Auge verloren, allein er war trotz all seines Unglücks ein rechter Spaßvogel.

Als er einstmals in einem Hotel zu Mobile abgestiegen war, schickte man am Abend einen Negerjungen zu ihm hinauf, daß er ihm beim Entkleiden helfe.

Nachdem dieser dem General den Rock ausgezogen hatte, sagte Nicolis: „So, Sam, und nun nimm mir das Bein ab!“

Sam stand da mit vor Erstaunen weit geöffnetem Munde.

„Weißt du denn nicht, wie man sein Bein abnimmt? Sieh her — so!“

Mit diesen Worten schnallte der General sein hölzernes Bein ab und legte es auf den Tisch.

„So, und nun nimm den Arm ab!“

„Ach — ach, Massa, Massa! In meinem ganzen Leben habe ich noch niemand den Arm abgenommen,“ schrie Sam, vor Entsetzen schier grau im Gesicht.

„Dummkopf! Nichts ist leichter!“ Damit schnallte der General den Arm los, legte ihn auf den Tisch neben das Bein und begab sich zu Bett.

„Warte ein wenig, Sam!“ rief er plötzlich. „Ich glaube,

ich will auch die Augen herausnehmen," und er nahm sogleich das Emailauge aus der Augenhöhle.

Als Sam dies sah, schritt er rücklings der Tür zu, um dem unheimlichen Gaste nicht den Rücken zuwenden zu müssen.

Sich nun behaglich im Bette ausstreckend, sagte der General: „Na, Sam, nun magst du kommen und mir den Kopf abnehmen."

Das war zu viel für den armen Sam. Er stürzte aus dem Gemach, eilte hinunter zum Wirt und schrie im höchsten Schrecken: „Das muß der leibhaftige Böse sein! Der Herr oben auf Nummer 6 liegt da und reißt sich selber in Stücke!" B. C.

Ein Gelübde. — Im Jahre 1839 stand eines Vormittags auf der Bühne der Großen Oper zu Paris ein schmächtiges junges Mädchen mit blauen Augen und üppigen Haaren und sang Probe. In einer Proszeniumsloge saß die stolze und hochmütige Primadonna Rosina Stoltz, die eine derartige Macht auf das Publikum und die Direktion ausübte, daß keines der damals in der Großen Oper zur Aufführung gelangenden Werke mehr als eine einzige Damenhauptrolle enthalten durfte.

Der Gesang war zu Ende, Madame Stoltz beugte sich zu dem Direktor und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser auf die junge Sängerin zutrat und ihr in kurzen Worten sein Bedauern ausdrückte, daß ihr Talent und ihre Stimme für die Große Oper doch noch nicht genügten.

Das junge Mädchen hörte ihn stillschweigend an, hüllte sich in ihren bescheidenen Schal und verließ die Bühne. An der Eingangstür wandte sie sich noch einmal nach dem Direktor um und sagte: „Leben Sie wohl, mein Herr; eines Tages werden Sie mich anflehen, in Paris zu singen. Doch ich werde diese Stadt nie mehr betreten und nie mehr in Paris singen."

Einige Jahre später, als alle Operndirektoren Europas der jungen Sängerin zu Füßen lagen, trat man auch mit den lockendsten Anträgen von Paris an sie heran; doch

ſtandhaft hielt ſie ihr Verſprechen, und ſo kam Paris um den Genuß, die größte Sängerin des Jahrhunderts kennen zu lernen. Denn das blaſſe Mädchen mit den blauen Augen war niemand anders als Jenny Lind. L–n.

Kerzenſtärken. — Heute, wo die verſchiedenen Beleuchtungsarten miteinander in heftiger Fehde liegen, eine Geſellſchaft mehr Reklame für ihr Licht macht als die andere, und immer wieder darauf hingewieſen wird, daß dieſes Licht ſo und ſo viele Kerzenſtärken beſitzt, wird es jeden Laien intereſſieren zu erfahren, wie dieſe Kerzenſtärken gemeſſen werden. Daß man da nicht ſo und ſo viele Kerzen anzündet und dieſe Beleuchtung mit dem zu prüfenden Lichte vergleicht, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Kerzenſtärken werden vielmehr mittels eines Fettfleckens gemeſſen, und zwar in der Weiſe, daß man einen aufgeſpannten Papierbogen, der mit einem Fettfleck verſehen iſt, zwiſchen eine Normalkerze und das zu prüfende Licht bringt und zwar ſo, daß der Fettfleck nicht mehr zu bemerken iſt. Hierauf wird die Entfernung zwiſchen dem Lichte und dem Papier und von hier bis zur Kerze gemeſſen, und dieſe Zahlen zum Quadrat erhoben und durcheinander dividiert. Iſt zum Beiſpiel die Kerze 20 Zentimeter vom Papier entfernt, die Lampe aber 60 Zentimeter, ſo wird $60 . 60 : 20 . 20 = 9$ ſein. Die Lampe hätte alſo 9 Kerzenſtärken. Die Normalkerze hat als Brennmaterial einen Docht, der, mit Amylazetat geſättigt, eine Flammenhöhe von 40 Millimeter beſitzt. C. T.

Seltſamer Schmuck. — Vor einiger Zeit war es in der Pariſer Damenwelt Mode, als Schmuck braſilianiſche Leuchtkäfer zu benutzen. Die Inſekten, deren Bewegungen durch ein dünnes goldenes Kettchen gehemmt wurden, durften auf den Haaren und dem Nacken der Trägerin herumwandern, und die Wirkung ſoll eine ganz entzückende geweſen ſein. Ebenſo hübſch war die Krone aus Schmetterlingen, mit der eine ſüdafrikaniſche Dame ihre Gäſte erfreute. Die Inſekten, alle in den prächtigſten Farben ausgewählt, waren mit goldenen Drähten an einem Blumenkranz befeſtigt, der den

Effekt erhöhte und die Bewegungen der beflügelten Gefangenen noch wirkungsvoller hervortreten ließ.

Schwarze Ameisen — natürlich tote — werden von den Schönen von Neu-Guinea zum Putze benutzt. Sie werden auf Schnüre aufgezogen und bilden Halsbänder, deren düstere Farbe durch Perlen und Muscheln gehoben wird.

Ein englischer Schriftsteller erzählt, wie einer seiner Freunde mit einer in der englischen Gesellschaft wohlbekannten Dame zusammentraf, die ein so eigentümliches Halsband trug, daß er nicht die Blicke von ihr wenden konnte.

„O," sagte die schöne Trägerin, „ich sehe, Sie betrachten meine Schlange. Ich trage immer bei heißem Wetter eine lebende Schlange um den Hals; sie hält einem den Nacken so schön kühl!"

Eidechsen sind mehr als einmal als Toilettenschmuck benutzt worden, und eine spanische Dame ging darin sogar so weit, daß sie eine zum Teil mit einer goldenen Muschel bedecken ließ, auf der in Smaragden und Brillanten ihr Name glänzte. Einen ähnlichen Schmuck besaß Miß Johns, eine amerikanische Dame. Sie trug nämlich eine Brosche, die aus einer lebenden, bemalten Schildkröte bestand, deren Panzer man mit Smaragden und Diamanten ausgelegt hatte.

Eine reiche, in der Chicagoer Gesellschaft wohlbekannte Dame trägt zuweilen ein Halsband, das auf den ersten Blick den Eindruck macht, als wäre es mit den feinsten polierten Edelsteinen besetzt. In Wirklichkeit sind es jedoch Gazellenaugen, die durch einen eigenartigen Prozeß derartig präpariert sind, daß sie die Härte und den Glanz von Edelsteinen besitzen.

Vor einigen Jahren kam in einem Pariser Auktionslokal ein Armband zum Verkauf, das vollständig aus den Zähnen verschiedener Verbrecher bestand. An jedem Zahn war eine kleine goldene Scheibe befestigt, die den Namen des ursprünglichen Besitzers, das von ihm begangene Verbrechen und die abgebüßte Strafe enthielt. Die seltsame Reliquie,

ein Strafquantum von zusammen 3257 Jahren Zuchthaus repräsentierend, wurde einem Kuriositätenhändler für 520 Franken zugeschlagen.

Fast ebenso gräßlich waren die Armbänder, die ein österreichischer Edelmann seiner Frau schenkte, denn sie bestanden vollständig aus den Knochen einer seiner Hände, die er sich hatte müssen amputieren lassen. Diese Knochen, auf das eleganteste poliert, waren durch goldene Haken miteinander befestigt und mit Türkisen, Opalen und anderen kostbaren Steinen besetzt.

Zum Schlusse erwähnen wir noch das Armband einer Schönen aus Illinois, einer Frau Nance Bartlett. Dieses Armband ist aus den Haaren von über dreißig ihrer früheren Anbeter verfertigt, die es ihr an ihrem Hochzeitstage als Geschenk überreichten. L—n.

Blumenfeindschaft. — Daß gewisse Blumen eine unüberwindliche Abneigung gegeneinander haben, ist jüngst auf einem Botanikerkongreß festgestellt worden. So können sich zum Beispiel die Rose und die Reseda nicht ausstehen. Man braucht sie nur mit anderen Blumen zu einem Strauß zusammenzubinden und in ein Glas Wasser zu stellen. Schon nach einer halben Stunde kann man sehen, daß Rose und Reseda sich wie Ringkämpfer eng umschlungen halten und welken, während die anderen Blumen frisch und lieblich sind wie zuvor. Auch die Maiblumen leben in wilder Feindschaft mit anderen Blumen, die sie mitleidlos töten. Dagegen empfinden die Nelken und die Sonnenblumen eine lebhafte Sympathie füreinander. Wer hätte das geglaubt, daß es duftende Blumen gibt, die — sich nicht riechen können? O. v. B.

Ein trauernder Gatte. — In einem mitteldeutschen Tagesblättchen stand am 29. April des Jahres 1837 wörtlich die folgende Todesanzeige: „Mit Trauerflor umhüllte sich mir die Flamme des Himmels, und Eiseskälte gießt ihre Strahlen in mein gebrochenes Herz. Mit Wehmut wende ich mein tränendes Auge von den bunten Kindern des werdenden Lenzes, nachdem meine häusliche Sonne am 27. April dieses

Jahres untergegangen durch den Sterbefall meiner innigstgeliebten Gattin Rosamunde in ihrem 65. Lebensjahre, und die Träume meines irdischen Glückes verwelkten. — Ach! ich kann nun hinfort nicht mehr die blühenden Rosenblätter ihres rosigen Mundes küssen, und der Kelch mit Ambrosia, den ich davon getrunken, er ist in Scherben gefallen, und nur die Würmer allein dürfen sich fernerhin an meiner geliebten Rosamunde sättigen. — Ich beneide sie darum. — Weinet mit mir, geliebteste Verwandten, weinet mit dem Kantor emer. Stolpenhagen und gebet meiner treuen Rosamunde ein höfliches Geleit zu Grabe am 30. h." K. R.

Boshafte Zustimmung. — Eine Hofdame Ludwigs XIV., Frau v. Sevigné, genoß bei einem Hoffeste den Vorzug, von dem Monarchen zum Tanze aufgefordert zu werden. Frau v. Sevigné strahlte vor Entzücken über die ihr widerfahrene Auszeichnung und konnte nicht umhin, demselben Ausdruck zu geben, als sie nach beendeter Tour neben der Gattin des Ministers Bussy ihren Platz einnahm.

„Man muß gestehen," sagte sie zu Frau v. Bussy, „der König hat große Eigenschaften; er wird gewiß den Ruhm seiner Vorfahren verdunkeln!"

Die Angeredete entgegnete lächelnd: „Madame, kein Mensch wird daran zweifeln, denn er hat ja mit Ihnen getanzt!" F. W.

Alles geht schnell in Amerika, aber die Heiratsgeschichte eines wohlhabenden Farmers im Staate Wisconsin hat denn doch an Schnelligkeit alles übertroffen. An einem Sonnabend las er in der Zeitung, daß ein junges Mädchen in Milwaukee einen Mann verlange. Am Sonntag schon war die Verlobung, am Montag die Hochzeit. Am Dienstag verließ ihn die Frau wieder, der es auf seiner Farm nicht gefiel, und am Mittwoch reichte er die Scheidungsklage ein. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

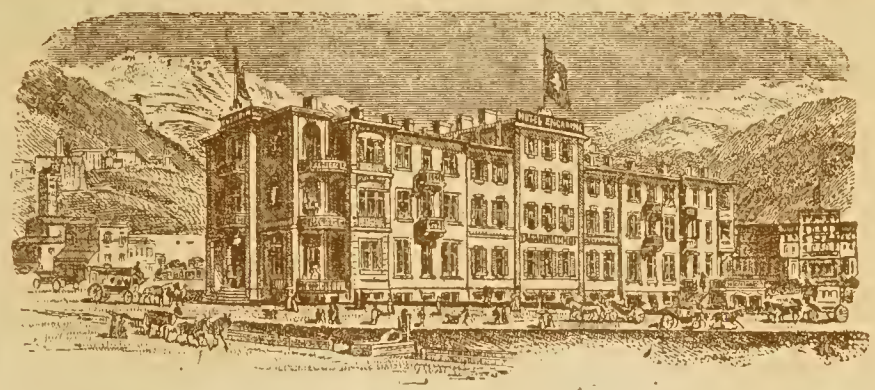
Am 1. Juli 1903 wird der weltbekannte und berühmte Sommerkurort

St. Moritz-Bad, Engadin-Schweiz

mit seinen vorzüglichen Eisensäuerlingen und Höhenlage von 1760 m ü. M. durch die an Naturschönheiten und imposanten Kunstbauten so reiche *Albula-Bahn* der Welt näher gerückt.

Das im Zentrum des Badequartiers bestgelegene, der Neuzeit entsprechend aufs komfortabelst eingerichtete

Hotel Engadinerhof



(Bes. *G. Hornbacher*) mit seinen 140 Zimmern, 200 Betten, Lawn-Tennis u. eig. Orchester, empfiehlt den tit. Herrschaften aufs angelegentlichste.

Pensionspreis von Frs. 12 an, je nach Wahl d. Zimmers. Prospekte gratis u. franko.

Foulards-Seiden

in hochaparten Mustern von 95 Pf. an und Seidenstoffe jeder Art in unerreichter Auswahl zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Proben franko. Briefporto 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

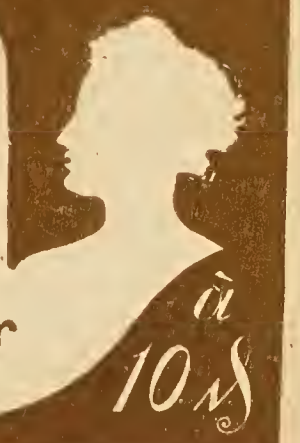
Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Sommersport und Lieblingsbeschäftigungen.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Als für die **Sommermonate besonders geeignet** empfehlen wir nachstehende Bändchen:

Nr. 2. Aquarium und Terrarium.
Bearbeitet von **Hermann Lachmann.** Mit 76 Abbildungen.

Nr. 3. Liebhaber-Photographie.
Bearbeitet von Dr. **Georg Lehnert.** Mit 67 Abbildungen.

Nr. 7. Der Schmetterlingsammler.
Bearbeitet von **Alexander Bau.** Mit 98 Abbildungen.

Nr. 10. Radfahren.
Bearbeitet von Dr. **Georg Lehnert.** Mit 69 Abbildungen.

Nr. 12. Der junge Schiffbauer.
Bearbeitet von Schiffbaukonstrukteur **Waap.**

Nr. 18. Das Mikroskop.
Bearbeitet von **S. Schertel.** Mit 91 Abbildungen.

Nr. 19. Lawn Tennis und andre Spiele.
Bearbeitet von **Ph. Heineken.** Mit 83 Abbildungen.

In Vorbereitung befindlich:

Nr. 22. Der Käfersammler.
Bearbeitet von **Alexander Bau.** Mit ca. 180 Abbildungen.

Preis pro Bändchen nur 1 Mark.

Unsere Taschenbücher, von welchen bis jetzt zwanzig Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhabereien, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel ꝛc. zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Bilder aus dem Tierleben

Von Professor P. Matschie,

Kustos am Kgl. Zoologischen Museum in Berlin.

Mit ca. 300 Abbildungen.

Vollständig in 30 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Mit diesem Werke bieten wir für jung und alt, für Haus und Schule eine ebenso anziehende wie nützliche **Sammlung von Schilderungen aus der Tierwelt aller Erdteile**, die als wertvolle Ergänzung des Bücherschatzes überall willkommen sein wird. Was in scharfer, eingehender Beobachtung Forscher und Künstler der ewig interessanten und in ihren mannigfachen Wechselbeziehungen fortgesetzt Neues bietenden Natur abgelauscht haben, ist in den „Bildern aus dem Tierleben" in vorzüglichen Abbildungen und einem für jedermann interessanten, dabei wissenschaftlich wertvollen Texte enthalten. Der Verfasser, ein berufener Fachmann, führt den Leser ein in die intime Betrachtung der sich regenden Naturgeschöpfe, ihrer Lebensweise, Gewohnheiten und Verhältnisse, damit Gelegenheit gebend zu angenehmer und zweckmäßiger Unterhaltung und zur Erweiterung nützlichen Wissens. Fast jedes Bild erzählt eine kleine Geschichte, läßt einen Einblick gewinnen in eine oft recht wunderbare Welt, in welcher der Kampf ums Dasein seit undenklichen Zeiten seinen Gang nimmt.

Indem wir zum Abonnement auf die „Bilder aus dem Tierleben" hiermit einladen, sprechen wir die Hoffnung aus, daß das schöne Werk in weitesten Kreisen Eingang finden und recht Vielen genußreiche Stunden bereiten möge.

Die „Bilder aus dem Tierleben" erscheinen vollständig in 30 Lieferungen. Die Abbildungen sind nach Originalen hervorragender Tiermaler ausgeführt; wir nennen unter anderen die Namen Fr. Specht, A. Specht, W. Kuhnert, R. Friese, H. Sperling, G. Mützel, L. Beckmann, Chr. Kröner, O. Frenzel, A. Zimmermann, O. Recknagel, A. Thorburn, A. Matschie-Held.

Jede Lieferung enthält 16 Seiten mit 10—12 Illustrationen auf feinem Kunstdruckpapier. Um die Anschaffung zu erleichtern, haben wir den

Preis jeder Lieferung auf nur 50 Pfennig

gestellt. Alle 8—14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben. Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.